Roderich-Stoltheim: Die Juden im Handel

Die Juden im Handel

und das

Geheimnis ihres Erfolges

von

F. Roderich-Stoltheim

Verlag von Peter Hobbing in Steglitz

Die Juden im Handel

und das

Geheimnis ihres Erfolges

Zugleich eine Antwort und Ergänzung zu Sombarts Buch:
„Die Juden und das Wirtschaftsleben"

von

F. Roderich-Stoltheim

Zweite durchgesehene Auflage (3. bis 5. Tausend)



Verlag von Peter Hobbing in Steglitz :: 1913

Inhalt.

I.

Einleitung.

Wenn es in der Geschichte der Völker Rätsel gibt, so bilden die Juden jedenfalls eines der größten; und wer sich mit den Menschheits-Problemen befaßt hat, ohne bis zu dem großen Judenproblem vorzudringen, ist in seiner Lebens-Erkenntnis sicher an der Oberfläche haften geblieben. Es gibt kaum ein Feld, von der Kunst und Literatur bis zur Religion und zur Volkswirtschaft, von der Politik bis zu den geheimsten Gebieten des Liebeslebens und des Verbrechertums, auf welchem nicht die Einflüsse jüdischen Geistes und Wesens nachweisbar wären und den Dingen eine besondere Richtung gegeben hätten.

So unbestreitbar diese Tatsachen sind, so gewiß ist auch, daß nicht bloß unsere deutsche, sondern die universelle Wissenschaft, die Literatur und Presse, die sich doch mit allem irgendwie Wissenswertem befassen, geradezu ängstlich meiden, das geheimnisvolle Gebiet des jüdischen Einflusses zu beleuchten. Es ist, als wäre ein stillschweigendes Gebot ergangen, an die Zusammenhänge des Lebens mit dem Judentum nicht zu rühren, ja von den Juden überhaupt nicht zu reden. Und so läßt sich behaupten, daß auf keinem Wissensgebiete die Unkenntnis unserer Gebildeten so groß ist wie in Bezug auf alles das, was die Juden betrifft.

Sind aber die Wirkungen und Einflüsse der Hebräer auf die geistigen und politischen Schicksale der Völker außergewöhnliche, so wird man dieser Erkenntnis endlich auch die weitere hinzufügen müssen, daß sich das Hebräertum außergewöhnlicher Mittel und Kräfte bedient, um solches zu erreichen.

In dieser Richtung will das vorliegende Buch einige Aufschlüsse bringen.

Im Voraus sei klargestellt: religiöse Gesichtspunkte und Beweggründe sind hier ausgeschaltet. Der Verfasser steht den religiösen Parteien völlig neutral gegenüber und kann sich zu keiner derselben bedingungslos bekennen. Wenn hier von Juden gesprochen wird, so wollen wir dabei nicht an eine Religions-Gemeinschaft als vielmehr an ein besonderes Volk, eine Nation, eine Rasse denken. Deshalb sei hier, wo es darauf ankommt, den konfessionellen Beigeschmack zu vermeiden, vorwiegend der Name *Hebräer* oder *Semiten* gebraucht.

Daß die Juden aber, trotz ihrer Zerstreuung unter den Völkern, sich auch heute noch als *besondere Nation* und *Rasse* fühlen und daß sie — mehr als durch ihr religiöses Bekenntnis — sich durch ihr gemeinsames Blut, ihre Rasse verbunden fühlen, dafür mag ein Großer in Israel selbst Zeugnis ablegen.

In seinem Roman „Endymion", der 1844 in London erschien, läßt Disraeli, der spätere englische Premier-Minister Lord Beaconsfield, einen einflußreichen älteren Juden zu einem jungen Mann sprechen:

„Niemand darf das Rassen-Prinzip, die Rassenfrage gleichgiltig behandeln. Sie ist der Schlüssel zur Weltgeschichte; und nur deshalb ist die Geschichte häufig so konfus, weil sie von Leuten geschrieben worden ist, die die Rassenfrage nicht kannten und ebensowenig die dazu gehörenden Momente. Wo Sie auch immer die Wirkung derselben antreffen mögen, sei es in Gemeinden, oder bei Individuen, es muß damit gerechnet werden. Aber auf der anderen Seite gibt es auch wieder keinen Gegenstand, der eine so feine Unterscheidungsgabe erfordert, oder wo dieses Prinzip, wenn man es nicht von Grund aus versteht, sich so leicht als Irrlicht erweisen könnte.

In Europa finde ich drei große Rassen mit ausgesprochenen Eigenschaften — die Germanen, die Slawen und die Kelten, und ihr Verhalten wird durch eben diese unterscheidenden Eigenschaften bedingt. Da ist dann aber noch eine andere große Rasse, die die Welt beeinflußt, die *Semiten*. — Die Semiten sind ohne Frage eine große Rasse, denn unter allen Dingen in dieser Welt, die wahr zu sein scheinen, ist nichts sicherer als die Tatsache, daß sie unser Alphabet erfunden haben.*) Aber die Semiten üben

*) Ist allerdings längst als Irrtum erwiesen. D. Verf.

augenblicklich durch ihre kleinste, aber eigentümlichste Familie, die Juden, einen außerordentlich großen Einfluß in allen Geschäften aus. Es gibt keine Rasse, die mit einem solchen Grade von Hartnäckigkeit und Organisations-Talent ausgestattet ist. Diese Eigenschaften haben ihnen einen noch nie dagewesenen Besitz und unermeßlichen Kredit gesichert. Wenn Sie im Leben fortschreiten und mehr Geschäfts-Kenntnis erworben haben, so werden die Juden überall Ihre Pläne durchkreuzen. Sie haben sich längst in unsere geheime Diplomatie hineingestohlen und sich derselben fast gänzlich bemächtigt: in weiteren 25 Jahren werden sie ihren Anteil an der Regierung des Landes offen beanspruchen. Nun denn, dieses sind Rassen: Männer und Cliquen von Männern, die in ihrem Verhalten durch ihre eigenartige Organisation geleitet werden, und mit diesem Umstande muß ein Staatsmann rechnen. Hingegen — was verstehen Sie unter lateinischer Rasse? Sprache und Religion machen keine Rasse — das Blut macht sie." —

* * *

Hier soll uns nur die Bedeutung der Juden im Handel beschäftigen, jenem Gebiet, auf dem sie den Grundstock zu ihrer Macht gelegt haben und das sie immer mehr zu ihrer Domäne, ja zu einem jüdischen Monopol auszubilden trachten.

In seinem verdienstlichen Buche: „Die Juden und das Wirtschaftsleben" sucht Prof. *Werner Sombart* nichts Geringeres nachzuweisen, als daß die wirtschaftlichen Schicksale der Staaten und Völker in unmittelbarem Zusammenhange mit den Wanderungen der Juden stehen. Was er weiter an Folgerungen daran knüpft, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wo die Juden sich hinwenden, da blüht Handel und Kultur auf, wo sie wegziehen, verfällt Verkehr und Wohlstand.

Soll auch die Tatsache an sich nicht bestritten werden, so dünken mich doch die von Sombart beigebrachten Begründungen für diese Erscheinung nicht ausreichend. Nicht minder anfechtbar erscheinen mir seine Schlüsse, und so halte ich es für nötig, die Arbeit des Gelehrten, der fast lediglich auf vorhandene Literatur und Aktenstücke sich stützt, durch Beispiele und Erfahrungen aus der Praxis zu ergänzen.

Nach dem Eindrucke, den das Sombart'sche Buch hinterläßt, möchte man fast wähnen, es solle den Beweis erbringen,

daß der Hebräer der eigentliche Träger der modernen Kultur sei. Sombart spricht von der „Kultur des Kapitalismus“ und sucht nachzuweisen, wie diese Kultur vorwiegend oder fast ausschließlich auf den Schultern der Juden ruht. Die Auffassung, die Menschheit habe den Juden hinsichtlich der Kultur Außerordentliches zu verdanken, ist in neuerer Zeit auch sonst vielfach verbreitet worden, und so dürfte bei vielen die Meinung bestehen, Kultur und Religion seien uns hauptsächlich von den Hebräern überkommen, und die Völker müßten dieser orientalischen Nation zu unendlichem Danke verbunden sein. Ja es wird von manchen Seiten schlechtweg die Ansicht verfochten, alle Fortschritte wären von den Juden ausgegangen und die Kultur ohne Juden gar nicht denkbar. Solche Vorstellungen aber sind heute auf Grund unserer erweiterten Einblicke in die älteste Völkergeschichte nicht mehr haltbar. Man wird sich zu entsinnen haben, wie es hochentwickelte Kulturen gegeben hat in Ländern, wohin nie ein Jude seinen Fuß setzte; ja es gab große Kulturen zu einer Zeit, als von einem Judenvolke in der Weltgeschichte noch nicht die Rede war. Das bekunden die Funde in den alten Wohnsitzen der ägyptischen, babylonischen und assyrischen Völker. Auch die Azteken und die Inka in Peru hatten eine immerhin bedeutsame Kultur aufzuweisen und wußten nichts von Hebräern. Die Kultur der Chinesen und Japaner hat sich Jahrtausende hindurch entwickelt, ohne von den Hebräern berührt worden zu sein, denn heute noch findet sich in Japan und China der Jude nur vereinzelt. Das stark entwickelte Rassegefühl dieser Völker weiß ihn fern zu halten. Vor allem aber hat die vielleicht höchste und herrlichste Kulturblüte, die die Menschheit bisher zeitigte, die griechische Kultur, sich zu einer Zeit entfaltet, als ein jüdischer Einfluß noch nicht wahrnehmbar war.

Den Hebräer also schlechthin als den Träger der Kultur zu feiern, ist nicht angängig. Zuzugeben aber ist, daß das, was man so gemeinhin „Kultur“ nennt, durch das Eingreifen der Hebräer einen beschleunigten Schritt annimmt, und daß

unter dem Einflusse dieses eigenartigen Volkes die äußerlichen Kultur-Erscheinungen eine staunenerregende Entfaltung aufweisen. Nur gehört dazu, daß wir hier etwas genauer unterscheiden und nicht „Kultur“ d. h. aufbauende Arbeit nennen, was eigentlich „Zivilisation“ d. h. Verfeinerung der Lebensweise ist. Die Vermehrung und Steigerung der Lebensformen, wie sie unter dem jüdischen Einflusse sich vollzieht, erstreckt sich vorwiegend auf Lebens-Äußerlichkeiten. Es mehrt sich der Handel und Verkehr, die Produktion erhält einen mächtigen Ansporn, der Geldumlauf und die Anhäufung von Kapitalien treten auffälliger in Erscheinung. Das Leben scheint sich reicher und üppiger zu gestalten, und es entsteht der Eindruck einer allgemeinen Wohlhabenheit, einer Vermehrung der realen Güter. Das aber läßt sich unter dem Begriffe der Zivilisation zusammenfassen, während die eigentliche Kultur, das ist die Pflege der höchsten menschlichen Fähigkeiten, der Ausbau der organischen und sittlichen Ordnung, die Vertiefung des religiösen Lebens, dabei mehr oder weniger leer ausgehen. Ja, es will scheinen, als ob diese tieferen kulturellen Werte sogar Schaden litten unter der Veräußerlichung alles Lebens. Die dynamische Gesetzmäßigkeit der Natur verleugnet sich auch im Menschenleben nicht; ein Zuviel auf der einen Seite erzeugt immer einen Mangel auf der anderen. Es ist nicht möglich, außerordentliche Kräfte nach außen zu entfalten, ohne dabei an inneren Werten einzubüßen. Darum werden wir, um gewissenhaft zu sein, die gerühmte Kultursteigerung durch das Hebräertum noch nach anderen Seiten hin beleuchten müssen, als es Sombart tut, um die augenfällige Erscheinung in ihrem ganzen Umfange zu erfassen.

* * *

II.

Jüdische Methoden im Wirtschaftsleben.

Die Frage, warum das Wirtschaftsleben blüht, wo die Juden sich hinwenden, hat uns Sombart nicht in befriedigender Weise gelöst. Er ist uns wichtige Aufschlüsse schuldig geblieben. Diese sollen im folgenden zu geben versucht werden. Wir können die hier zu beleuchtenden Tatsachen und Erscheinungen gruppieren unter nachstehenden Gesichtspunkten:

1. Der Hebräer steigert den Geldumlauf;
2. er mobilisiert schlummernde Werte, löst ruhende Kräfte aus;
3. er treibt Raubbau an Natur- und Menschenkräften.

Weiter kommen hierbei in Betracht:

4. Das Zusammenspiel (heimliche Einverständnis) der Hebräer;
5. die besondere Moral.

1. Der Hebräer steigert den Geldumlauf. Belebung des Geschäftsverkehrs.

Der solide Kaufmann alten Schlages glaubte seiner Aufgabe zu genügen, wenn er das tatsächlich hervortretende Kaufbedürfnis seiner Kundschaft befriedigte. Er ließ die Kunden an sich herankommen; er wartete, bis er aufgesucht wurde und erachtete es als hinlängliche kaufmännische Pflichterfüllung, dem Kunden zu angemessenen Preisen die begehrte Ware zu beschaffen. Er hielt es für unter seiner Würde, den Käufern nachzulaufen oder sie gar mit allerlei Mitteln an sich heran zu locken; ja in alter Zeit galt ein solches Verhalten als unschicklich und des ehrbaren Kaufmannes nicht würdig. Noch viel weniger kam es ihm in den Sinn, dem Kunden etwa Waren aufzureden, die dieser nicht von selbst begehrte.

So blieb der kaufmännische Betrieb ein friedlicher und wenig aufregender, und der Kunde kam dennoch zu seiner Ware.

In dieses Verhältnis brachte der Hebräer eine neue Tendenz und einen starken Umschwung. Wo er in den Handel eingriff, ließ er sich an dieser ruhigen Befriedigung des Bedürfnisses nicht genügen. Er suchte die Kunden anzulocken durch günstige Angebote und Versprechungen aller Art. Er betonte vor allem die Billigkeit seiner Waren und wußte dem Käufer vorzuspiegeln, zu „suggerieren," daß hierin ein großer Vorteil für ihn beruhe. Er führte die öffentliche Anpreisung seiner Waren, die früher verpönte „Marktschreierei", die sich heute „Reklame" nennt, ein und hatte es darin bald zu einer Art Meisterschaft gebracht.

Ja wenn ihm alle Mittel nicht halfen, die Käufer an sich heran zu ziehen, so suchte er diese selber auf, nicht allein durch die Versendung von Zirkularen und Warenverzeichnissen, sondern persönlich, durch Hausierer, Agenten und Reisende. Er wartete also nicht, bis das Bedürfnis entstand und die Nachfrage von selbst sich einstellte: er schuf künstliche Nachfrage; er erweckte das Bedürfnis durch Überredung und andere Hilfsmittel. Hiermit war in das gesamte Geschäftsleben ein neuer fremdartiger Zug hinein getragen. Der kaufmännische Geschäftsbetrieb wurde nun zu einer wilden Jagd um die Kundschaft, denn einer suchte dem anderen seine Abnehmer zu entreißen. Gewiß wurde hierdurch das Geschäftsleben angespornt, der Umsatz der Waren beschleunigt und vermehrt, jedoch diese Art von Betriebsamkeit diente weniger der Volkswirtschaft im höheren Sinne, als einem anderen Zwecke. War es das Ziel der soliden Wirtschaft gewesen, nur das wirkliche Bedürfnis zu befriedigen, und die Waren dorthin zu leiten, wo sie begehrt wurden, so diente das neue Verfahren vorwiegend dem Zwecke, Geld zusammen zu bringen. Der Handel war nach der neuen Auffassung nicht eher ein dienendes Glied in der Kette ruhiger stetiger Wirtschafts-Entwickelung als vielmehr ein Mittel, das um-

laufende Geld rasch wieder in die Hand des Kaufmannes zu leiten. Weniger um den Absatz der Waren handelte es sich, als um eine Gelegenheit zur Geldgewinnung.

Der Handel hatte also nicht mehr den vorwiegenden Zweck, dem Bedürfnis nach Waren zu dienen, sondern den Kunden das Geld aus der Tasche zu holen. Damit aber hatte der Handel seinen eigentlichen vornehmen Charakter und seinen Dienst im Sinne des Gemeinwohles eingebüßt.

Diese eigene Tendenz der Hebräer lernt man erst richtig verstehen aus deren eigenartigem Verhältnis zu ihrer Umwelt. Der Kaufmann alten Schlages war nicht sonderlich neidisch auf seinen Mitbewerber; für ihn galt der Grundsatz „Leben und leben lassen"; und er wußte, wenn er seinem Geschäft ehrlich und gewissenhaft vorstand, wenn er seine Kundschaft nobel und gerecht bediente, daß ihm dann von dem Allgemeinumsatz ein Anteil zufiel, durch den seine Existenz gesichert war. Die Kaufleute alter Zeit fühlten sich nicht so sehr als Konkurrenten wie die heutigen. Sie waren nicht so zahlreich; und durch die Gildengerechtsame war jedem ein gewisses Absatzgebiet gesichert. Die Sucht, sich gegenseitig zu verdrängen, trat nicht hervor und wurde durch den Standesstolz in Schranken gehalten. Ein Gefühl des Wohlwollens und der gegenseitigen Duldung beherrschte — den christlichen Lebensanschauungen entsprechend — wie alle Kreise, so auch die kaufmännischen.

Anders stand der Hebräer dieser Sachlage gegenüber. Er kam als ein Fremdling in diese für ihn neue Welt hinein, als ein Überzähliger, den niemand gerufen hatte und nach dem sich niemand sehnte. Er war auch mit den eingeborenen Bewohnern des Landes weder durch Bande des Blutes, noch durch gemeinsame Geschichte, Heimatsgefühle oder durch religiöse und soziale Anschauungen verknüpft. Er fühlte sich als Fremdling und sah in den anderen Fremde, die ihm gleichgiltig waren; er wollte unter ihnen mit allen Mitteln und auf allen Wegen sich Raum verschaffen. Er sah in den mitstrebenden Konkurrenten nicht Gleichberechtigte, nicht Volksgenossen. Seine Lebensanschauung in Gestalt seiner Religion hatte ihn gelehrt, daß sein Volk etwas besonderes, daß es „auserwählt" sei; und in den heiligen Büchern seines Volkes stand die Verheißung, er werde sich aller Reichtümer der Welt bemächtigen, um über alle Völker zu herrschen. Die „Völker der Welt" wurden in des Hebräers Gesetz als Fremdlinge, als Feinde hingestellt. Er kannte weder Rücksicht noch Schonung für sie. Für ihn galt es, sie zu enteignen und sich dienstbar zu machen.

So steht es schlechtweg in den Büchern des Alten Testaments geschrieben, die auch wir als „heilige Bücher" übernommen haben; und noch deutlicher steht es geschrieben in Gesetzen, die das Hebräertum unter sich lehrt, aber wohlweislich vor der übrigen Menschheit geheimhält.

Wir kommen später noch auf diese Tatsachen zurück.

Jedenfalls wollte der Hebräer sich nicht daran genügen lassen, mit den anderen Kaufleuten gleichen Schritt zu halten und sich auf diejenigen Käufer zu beschränken, die freiwillig zu ihm kamen. Er erachtete es als sein Recht, ja eine Pflicht gegen sich und sein Volk, von dem Gesamtumsatze soviel an sich zu reißen, als nur möglich war, den nichtjüdischen Mitbewerbern soviel Kundschaft zu entziehen, als er nur immer vermochte. Er erkannte es ferner als einen Vorteil, von dem umlaufenden Gelde soviel als möglich an sich zu bringen, um dadurch Macht und Gewalt über das wirtschaftliche Leben zu erlangen.

Dieses Streben erwuchs aus seiner Natur-Anlage, denn der Erwerbssinn und der Trieb zur Bereicherung war von jeher in den Hebräern mächtig. Die Gier nach Gold bildet ein altes Erbübel im Stamme Juda. Aber es heißt doch die Sachlage nur halb verstehen, wenn man meint, den Juden treibe bei seinen Geschäften lediglich die Sucht nach Gewinn oder die Liebe zum Gelde. Gewiß, der Hebräer hat das Geld lieb, aber ihm genügt nicht der bloße Besitz des Metalls; er weiß, daß hinter diesem gleißenden Golde noch

ein Geheimnis steckt, das ihm Macht gibt über andere. Ihm ist der Geldbesitz nicht bloß ein Mittel zum Wohlleben, sondern zugleich ein *Mittel zur Macht*: er will durch das Geld herrschen und unterdrücken.

Und durch seinen eifrigen — man könnte sagen: künstlich forcierten — Geschäftsbetrieb, durch den er alle umlaufenden Geldmittel immer wieder rasch in seine Hände zu bringen trachtet, erreicht er noch etwas anderes. Dadurch, daß er mit allen Mitteln Geld zusammenholt und in seinem Besitz aufhäuft, weiß der Hebräer *Geldmangel* im Volke zu erzeugen; und der Geldmangel führt ihm — nicht als Warenkaufmann, wohl aber als Gelddarleiher — neue Kundschaft zu.

Wenn jemand es versteht, die in das Volk gelangten Geldmittel rasch wieder an sich zu bringen, z. B. indem er als Kaufmann seine Kunden zu Einkäufen verleitet, für die bei ihnen gar kein dringendes Bedürfnis vorliegt, so entzieht er dem „Markte" das Geld, das dann, wenn unvorhergesehene Bedürfnisse eintreten, mangelt. Der in Geldverlegenheit Befindliche muß in diesem Falle immer wieder zu denen gehen, die alles Geld rasch wieder an sich zu bringen wußten. Und so wurde der gewaltsam gesteigerte Handelsbetrieb zugleich ein Gehülfe des Gelddarleihers, des Wucherers. Es ist nicht Zufall und es war auch in der Vorzeit keineswegs äußerer Zwang der Verhältnisse, der den Juden zum Gelddarleiher machte, sondern ein wohl berechnetes System. Das Geld ist eine ganz besondere Ware, und wer mit Geld handelt, hat das Wirtschaftsleben stärker in der Hand als der Warenhändler. Darum ist aller Handel der Juden eigentlich nur ein Mittel zur Wiederzusammenholung des Geldes. Denn auch das ausgeliehene Geld verfolgt der Hebräer mit wachsamen Augen und weiß dafür zu sorgen, daß es bald wieder den Weg in jüdische Kassen findet.

Es ist also gar nicht zu verkennen, daß die jüdische Geschäftsweise auch heute einen blühenden Handel und Verkehr erzeugt und daß sich dabei alle Welt wohl zu befinden

scheint. Wir stehen oft förmlich geblendet vor der jähen Entwicklung, die alle Handels- und Verkehrs-Einrichtungen in den letzten Jahrzehnten genommen haben. Aber — täuschen wir uns nicht! — diese glänzende Blüte des äußeren Lebens wird durch schwere Opfer auf anderer Seite erkauft.

2. Der Hebräer mobilisiert schlummernde Werte, löst ruhende Kräfte aus.

Ich kannte einen Mann, der keinen stattlichen Baum in einem Garten oder Parke sehen konnte, ohne in die Worte auszubrechen: „Wie dumm sind die Menschen, einen solchen Baum stehen zu lassen! Was für herrliche Balken und Bretter könnte man daraus schneiden!" —

Der Mann hatte jüdisches Blut in seinen Adern und gab hier einer Empfindung Ausdruck, die wohl in vielen Hebräern lebendig sein mag, wenn sie sich auch nicht immer so unverhohlen herauswagt. Der Hebräer kann nichts, das wirtschaftlich nutzbar gemacht werden könnte, in stillem Frieden ruhen sehen. Ihn beseelt der Drang, alles flüssig zu machen, alles in Geld umzusetzen, alles zu „mobilisieren". Und von diesem Drange getrieben, sehen wir das Hebräertum überall am Werke, um mit gierigen Händen aus den Schätzen der Natur und des Menschenlebens zu schöpfen. Gewiß wird dabei das Leben bereichert und gesteigert, die Zivilisation belebt. Wenn ein Wald, der hundert Jahre in Frieden gestanden, im stillen Schaffen der Natur mühsam herangewachsen und zu einer großen Wertquelle geworden ist, so nimmt es sich wirtschaftlich recht verdienstlich aus, wenn jemand nun mit Beilen und Dampfsägen darangeht, das ruhende Kapital flüssig zu machen. Hunderte von Menschen werden beschäftigt, den Wald niederzulegen, die Hölzer zu schneiden und zu versenden, und so entsteht Leben in der Gegend; es kommt Umsatz und Verdienst dahin. So besehen, mag dann der Mobilisator der schlummernden Werte als ein Wohltäter für jene Gegend erscheinen,

wo er die vielen Hände in Tätigkeit setzt. Aber nicht nur der Naturfreund wird über den Vorgang trauern — auch der ernste Volkswirt wird anders darüber denken müssen. Gewiß ist der Wald dazu da, um schließlich als Bauholz und Brennholz für die Gesellschaft nutzbar gemacht zu werden. Der weise Forstwirt geht dabei aber schonsam zu Werke und schlägt nichts nieder, ohne zugleich eine entsprechende Fläche wieder aufzuforsten. Oder er läßt nur die schlagreifen Stämme fällen und schont das Jungholz. Der Hebräer verfolgt hier einen anderen Grundsatz, sein reines Händler-Prinzip; er betreibt Kahlschlag; das Aufforsten überläßt er anderen.

Das ist ein Beispiel sowohl realer, als auch symbolischer Natur. Die Hebräer haben tatsächlich nicht nur in unserem Vaterlande, sondern mehr noch in Rußland und Polen ungeheure Flächen uralter Wälder niedergelegt; sie haben damit gewiß Handel und Verkehr belebt und Geld in Umlauf gebracht, aber die Kehrseiten dieser Betriebsamkeit werden vielleicht erst künftige Geschlechter in ihrem ganzen Umfange auszukosten haben. Wohl bringt der niedergeschlagene Wald für den Augenblick Gewinn, für die fernere Zukunft aber bedeutet er eine Verarmung der Gegend — in vielen Fällen sogar deren Verwüstung. Auf den kahlgeschlagenen Flächen versiegen die Quellen; die Gegend wird wasserarm, und Wolkenbrüche schwemmen die Humusschichten hinweg. So bedeutet die Ausrodung großer Wälder eine Verarmung und Verwüstung für weite Landstriche. Italien ist dafür ein warnendes Beispiel.

Wie mit dem Walde, so treibt es der Hebräer auf allen Gebieten. Er ist überall darauf bedacht, ruhende Werte zu mobilisieren, in Umlauf zu setzen und klingenden Augenblicks-Nutzen daraus zu ziehen; aber es fehlt ihm der organische Weitblick; ihn kümmert nicht die Sorge für die fernere Zukunft. Er macht sich keine Gedanken darüber, was die weitere Folge seines rücksichtslos ausbeuterischen Verfahrens sein wird. Und das hängt mit seiner Nomadennatur zusammen. Er fühlt sich nicht an die Scholle gebunden; er sucht seinen Gewinn überall in der Welt, und so bewährt er auch hierin seine Natur als Glied eines Wüsten- und Wandervolkes.

3. Der Hebräer treibt Raubbau an Natur und Menschenkräften.

Wie mit dem Walde, so ist es mit den Schätzen im Erdenschoße. Was hier in Jahrhunderttausenden oder Jahrmillionen mühsam gebildet ward, das wird nun mit unersättlicher Begier an's Tageslicht gezogen; es muß helfen, das Leben zu bereichern und zu schmücken. Das nimmt sich vorerst gut aus, allein auf wie lange wohl? Sorgsame Volkswirte haben sich schon Gedanken darüber gemacht, wie lange die Kohlenvorräte der Erde noch ausreichen werden, um das Menschengeschlecht vor den andringenden Mächten der kosmischen Kälte zu schützen. Gewisse Geologen haben sie beruhigt: die Kohlenschätze der Erde sind noch reichlich groß und langen jedenfalls noch für viele Jahrhunderte, vielleicht noch für drei bis vier Jahrtausende. Allein, der weite Blick des Menschengeschlechtes sollte auch über diese Spanne Zeit hinaus das Gewissen sprechen lassen; denn es werden unsere Nachkommen sein, die — wenn auch erst nach Jahrtausenden — Anklagen gegen uns erheben, weil wir in unersättlicher Gier die Schätze der Erde verwüsteten, die unersetzlich sind.

Und es gibt noch andere Erdenschätze, die weniger reichlich vorhanden sind, als die Kohlen. Die Eisenlager der Erde, die fast alle bekannt sind, da man sie mit Hilfe der Magnetnadel ermitteln kann, wurden in ihrem Umfange und in ihrer Reichhaltigkeit berechnet; und es ergab sich, daß, wenn wir in gleicher Weise, wie in den letzten Jahrzehnten mit dem Eisenverbrauche fortfahren, alle Eisenerzlager der Erde in etwa 50—60 Jahren erschöpft sein werden. Was dann?

Mögen solche Berechnungen zutreffend sein oder nicht, jedenfalls gewähren sie einen besorgniserregenden Fernblick und lassen uns die Kulturherrlichkeit, deren wir uns heute so gerne rühmen, in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen.

Nun sind es gewiß nicht allein die Hebräer, die an den Schätzen der Erde Raubbau treiben, aber wohl läßt sich sagen, daß es jene Menschenklasse war, die das Prinzip der schonungslosen Mobilisierung und des skrupellosen Geldmachens in unser Wirtschaftsleben eingeführt hat. Das ist es ja auch, was Sombart dartun will oder wirklich dartut, gleichviel ob beabsichtigt oder nicht: der Hebräer hat den Grundsatz der unerbittlich durchgeführten Kapitalisierung im Wirtschaftsleben geltend gemacht, und es ist kein Wunder, wenn andere ihm das nachzumachen versuchen — oder gezwungen waren, es gleichfalls zu tun.

Aber nicht bloß auf Naturschätze wüsten wir los, sondern noch auf einen anderen Schatz, der für die Kultur schließlich der wichtigste aller ist. Die Mobilisierung der Erdenschätze und die gewaltige, fast krankhaft gesteigerte Betriebsamkeit des Wirtschaftslebens hat auch den Menschen mit seinen schaffenden Kräften in ungeheurem Maße in Anspruch genommen. Wohl ist er zunächst stolz auf sein Werk, auf die Abertausende prustender und ratternder Maschinen, auf die kühnen Bauwerke, mit denen er Flüsse, Meeresarme und Gebirgsschluchten überspannt, auf die genialen technischen Mittel, die ihn mit Windeseile über die Erde hinführen. Aber was errennt und erhetzt er bei all dieser Jagd? Oft nur einen Verlust seiner besten Kräfte und ein frühes Ende seiner Tage. Daß die Hetzjagd des modernen Wirtschaftslebens zu einer raschen Erschöpfung der Menschen führt, und daß das Geschlecht selber, trotz aller technischen Vervollkommnungen der Außenwelt, in seiner persönlichen Verfassung und Leistungsfähigkeit, d. h. an Leibes- und Seelenkräften herab sinkt, darüber ist ja nur eine Stimme.

Auch hier treibt die neuzeitliche Wirtschaftsweise einen schonungslosen Raubbau. Der Handels-Industrialismus lockt die Menschen vom Lande nach der Stadt und zehrt sie auf. Es kann nicht mehr unbekannt sein, wie die städtischen Geschlechter sehr bald dahin welken, wie sie selten mehr als drei

Generationen überdauern, und wie die Großstädte und die Industrie-Bezirke sich heute nur noch erhalten können durch beständige Menschenzufuhr aus den ländlichen Gebieten. Aber auch die Menschenkräfte des Landes sind nicht unerschöpflich. Bereits zeigen sie einen Bedenkenerregenden Rückgang. Vor 50 Jahren lebten in Deutschland noch zwei Drittel der Einwohner auf dem Lande von Ackerbau und Forstwirtschaft, und nur ein Drittel in den Städten. Heute hat sich das Verhältnis nahezu umgekehrt. Das Landvolk ist auf 37 Prozent der Gesamtheit zusammengeschmolzen, und es wird auf die Dauer den Geburtenausfall der 63 Prozent Stadt- und Industrie-Bevölkerung nicht mehr ersetzen können.

So sehen wir auch hier die Herrlichkeit der modernen Kulturblüte auf Kosten unersetzlicher Kräfte emporgetrieben. Noch 50 Jahre so weiter, und das deutsche Volk wird sich verbraucht haben; fremde Volks- und Rassen-Elemente werden rings umher über unsere Grenzen hereinströmen und es sich in dem Bett bequem machen, das wir ihnen mit unserem übermäßigen und selbstmörderischen Fleiße so schön bereiteten.

Wir hören die Antwort: Aber der Reichtum ist doch gewachsen! Haben wir nicht gewaltige Kapitalien aufgesammelt, die uns eine Gewähr für die Zukunft bieten?

Auch hier begeht der neuzeitliche Wirtschaftsbegriff einen verhängnisvollen Trugschluß. Selbst Sombart stellt die Dinge so dar, als ob die Hebräer überall Reichtum mitbrächten und neuen Reichtum erzeugten. Selbst wenn unter Reichtum nur die Gold- und Silberschätze der Erde verstanden werden, läßt sich wohl nicht gut behaupten, daß dieselben durch den Hebräer und seine wirtschaftliche Tätigkeit vermehrt würden. Wir haben bereits gesehen, wie sich seine Kunst hauptsächlich darauf erstreckt, diese Schätze immer wieder in seiner Hand zu sammeln. Aber Gold und Silber in all ihrer Gesamtheit sind ja nur ein verschwindender Teil von den Reichtümern der Völker. Was wir Kapital nennen, besteht im allgemeinen nicht

aus gemünztem Metall. Zu den Kapitalien rechnen wir heute auch die Besitztümer in Liegenschaften, also: Ackerboden, Wälder, Baulichkeiten usw. Aber auch diese werden schwerlich durch den Hebräer vermehrt.

Es gibt jedoch noch eine andere Art von Kapital, die in der modernen Volkswirtschaft die allerwichtigste Rolle spielt: das Leihkapital, jene Summen, die gegen bestimmte Zinszahlungen ausgeliehen werden. Und es ist nicht zu leugnen, daß der Hebräer ein hervorragendes Talent besitzt, diese Art Kapital zu vermehren.

Machen wir uns zuvor klar, woraus solches Kapital eigentlich besteht. Wer eine Million Mark besitzt, die ihm Zinsen trägt, der hat sie nicht in Gestalt von Gold und Silber im Schranke liegen, sondern er hat sie ausgeliehen. Aber auch der Entleiher, der Schuldner des Geldeigentümers, besitzt das Geld nicht mehr in bar; er hat es in seinem Wirtschaftsbetriebe wieder ausgegeben. Es ist ihm nur eins davon zurückgeblieben: die Zinspflicht. Er hat für sich — und meist auch für seine Nachkommen auf unabsehbare Zeit — die Pflicht übernommen, gewisse Zinsbeträge zu regelmäßigen Terminen an den Gläubiger zu zahlen. Aus alledem ergibt sich zunächst die Tatsache, daß jedem Leihkapital eine ebenso große Schuld auf der anderen Seite gegenübersteht. Wer eine Million Mark Leihkapital sein eigen nennt, wovon er die Zinsen bezieht, dem müssen andere Leute eine Million Mark schuldig sein. Und so ergibt sich die eigentümliche Gleichung: Je mehr Leihkapital hier, desto mehr Schulden dort. Sonach bedeutet eine solche Kapital-Vermehrung in Wahrheit eine Schulden-Vermehrung.

Leihkapitalien bestehen also im wesentlichen aus Schuldverpflichtungen, Obligationen. Sie bestehen in Hypothekenbriefen, Pfandbriefen, Aktien, Stammanteilen, Rentenbriefen und dergl. mehr. Und wenn wir uns heute rühmen, daß die Zahl der reichen Leute gewaltig gewachsen sei, daß Millionen und Milliarden in einzelnen Händen sich aufhäuften, so sollten

wir nicht vergessen, daß in gleichem Maße die Schuldverpflichtungen der anderen sich gesteigert haben.

Es ist also ein kühnes Wagnis, zu behaupten, durch die Vermehrung solcher Kapitalien sei der Gesamtwohlstand der Nationen gewachsen. Wer von dem modernen Reichtum spricht, der sollte gewissenhafterweise auch von der ungeheuerlichen modernen Verschuldung reden. Wohin wir blicken, sehen wir ein gewaltiges Anwachsen der Schuldverpflichtungen: im Staat, in der Landschaft, in der Gemeinde, im Geschäft, in der Familie — alles arbeitet mit Schulden. Man schätzt die hypothekarisch eingetragenen Grundschulden im Deutschen Reiche auf 60—70 Milliarden.*)

Merkwürdiger Weise besitzen wir keinerlei Statistik über diese so wichtige volkswirtschaftliche Frage, während man doch sonst eifrig bemüht ist, alles und jedes statistisch klarzustellen.

Ist obige Schuldensumme annähernd richtig, so bedeutet sie, daß die Nation jährlich etwa 3000 Millionen Mark an Zinsen erübrigen muß, um die auf den vaterländischen Boden eingetragene Zinslast zu bestreiten. Wer bringt letzten Endes diese Summe auf? Lediglich die produktive und arbeitende Klasse der Staatsbürger: der Landmann, der Gewerbetreibende, der Arbeiter. Sie, die produktive Werte schaffenden Kräfte, müssen durch ihre Arbeitsüberschüsse die Zinslasten aufbringen, um den Leihkapitalisten zufrieden zu stellen.

Nehmen wir im Deutschen Reiche 15 Millionen arbeitende und produktiv tätige Menschen an, so entfallen auf jeden derselben 200 Mark jährliche Abgaben zur Zufriedenstellung der Leihkapitalisten. Diese drückende Abgabe wird nur deshalb nicht bewußt empfunden, weil sie sich in unkontrollierbarer Weise verteilt und auf allerlei Umwegen erhoben wird, auf

*) Nach jüdischer Schätzung (v. Gwinner im Pr. Herrenhause) beträgt der „Kapitalwert" des Bodens vom Deutschen Reich gegen 300, nach andrer Schätzung 220—250 Milliarden Mark. Bestimmt sind die Grundschulden in den meisten Gegenden durchschnittlich höher als 25 v. H.

Wegen, die sich dem Blicke des gemeinen Mannes entziehen. Das Leihkapital, das unseren Grund und Boden belastet, zieht seine Steuer ein durch Erhöhung der Mieten für Wohnungen, Werkstätten und Geschäftsräume, durch Verteuerung der Nahrungsmittel und Handelsprodukte, und auf ähnlichen indirekten Wegen. Der produktiv Tätige empfindet daher diese Abgabe nicht unmittelbar; er fühlt nur einen nichterklärbaren Druck auf all seiner geschäftlichen Tätigkeit lasten. Er sieht bei allem Fleiße die Früchte seiner Arbeit unter seinen Händen entschwinden, ohne daß er sich die letzten Zusammenhänge dieser Erscheinung erklären kann. Er kommt trotz aller Mühen auf keinen grünen Zweig, ist unzufrieden mit seinem Lose und kehrt nun seinen Groll gegen allerlei Stellen, die meistens an seinem Verhängnis ganz unschuldig sind. Er klagt über die hohen Staats- und Gemeindesteuern, die doch nur ein verschwindendes Teilchen bilden im Vergleiche zu jener Steuer an das Leihkapital. Er schilt über die Verteuerung des Lebens, der Miete, der Nahrungsmittel, der Kleidung und anderer Dinge, über „Brotwucher" und Regierung, und ahnt nicht, daß es eben jene unsichtbare Abgabe an den Leihkapitalisten ist, die ihn bedrückt, indem sie alles verteuert.

So erzeugt dieses System der modernen Kapitalbildung durch Belastung des gesamten Volkslebens eine allgemeine Beklemmung und Unzufriedenheit, die einen wachsenden Groll der einzelnen Stände gegen einander auslöst, ohne daß die Bedrängten wissen, von wo der Druck herrührt.

* * *

Das Kunststück, Kapital gegen Zinsen auszuleihen, haben ja nun schwerlich die Hebräer erfunden; es mag schon vor ihnen bekannt gewesen sein. Sicher aber haben sie diesen Geschäftszweig bei uns in Deutschland zuerst eingeführt und, unterstützt durch das Verbot der Kirche an die Gläubigen, Zinsen zu nehmen, außerordentlich gepflegt und weiter aus-

gebildet. Durch ihr eigentümliches Geschick, die umlaufenden Gelder immer wieder an sich heran zu holen, wissen sie beständige Geldknappheit im Volke zu erhalten. Und so zwingen sie die produktiven Stände zu immer neuen Darlehns-Entnahmen.

Das durch Handel und andere Mittel zusammengezogene Geld verläßt die Hände des Hebräers zum großen Teile nur wieder als Leihkapital und macht ihm immer neue Kreise zinspflichtig.

Ist es nun wirklich ein so großer Segen für ein Volk, wenn nachgewiesen werden kann, daß die Hebräer Milliarden besitzen in Gestalt von Leihkapitalien, für welche die produktiven Stände die Zinsen aufzubringen haben? Was will es nun bedeuten, wenn gesagt wird: wo die Juden sich hinwenden, da entstehen neue Reichtümer, neue Kapitalien? Sollte man nicht vor allen Dingen betonen: da entstehen in erschreckendem Maße neue Schulden? Sind es doch nicht die wirklichen Reichtümer der Völker, welche durch die Juden vermehrt werden, sondern deren Schuldverpflichtungen, die unter dem trügerischen Namen des „mobilen Kapitals" zu unheimlichen Summen sich anhäufen, in Wahrheit aber nur ein Scheinbesitz, ein imaginärer Wert sind.

Wir lesen mit Abscheu die Schilderungen von den Juden-Verfolgungen, die im Mittelalter stattgefunden haben sollen; — ob sie in allen Fällen so schrecklich waren, wie sie in der Vorstellung vieler Leute leben, mag dahingestellt bleiben, — jedenfalls sollte man zur gewissenhaften Erklärung jener Vorgänge auch deren wirkliche Ursache nennen. In jeder Chronik steht zu lesen, daß es keineswegs Religionshaß war, der die Bürger gegen die Juden aufbrachte, denn zu allen Zeiten und in allen Ländern ist man gegen die zum Teil recht absonderlichen religiösen Gebräuche der Juden äußerst duldsam gewesen. Niemand hat ihnen ihr lärmendes Beten verwehrt, niemand ihre Sabbath- und Passah-Feier gestört. Selbst ihr Purim, ihr Fest der Rache, das sie zum Andenken an die

vor mehr als 2000 Jahren erfolgte Niedermetzelung von 75 000 persischen Judenfeinden unter Feldhauptmann Hamans Führung noch heute mit unstillbarem Rachedurst alljährlich feiern, hat ihnen niemand verwehrt. Was die Leute gegen den Juden aufbrachte, war sein unersättlicher Zinshunger, sein unchristlicher Wucher; und diese ihm fremde, dämonische Geldgier, die vor keiner Rücksicht Halt machte, machte das schleichende schwarzhaarige Volk dem gemeinen deutschen Mann so unheimlich, daß er die Juden zu allem fähig ansah.

Wie schon gesagt, war in der Zeit des vorherrschenden kirchlichen Einflusses (vom 11. bis 18. Jahrhundert) den Christen das Zinsnehmen als Wucher verwehrt; nur dem Hebräer war es gestattet. So ergab sich von selbst, daß jeder, der ein Darlehen brauchte, zum Juden gehen mußte. Nach dem Gesetz waren die Hebräer zwar nur geduldete Fremde, denen der Aufenthalt innerhalb einer Stadt oder Gegend nur gegen Abgaben („Judenschoß") an die Landesfürsten gestattet war; aber gerade diese Einrichtung, derzufolge die milde oder strenge Handhabung der Juden-Ordnung im Wesentlichen von der regierenden Stelle abhing, erleichterten den Juden den Aufenthalt in dem staatlich unendlich zersplitterten Reiche ungemein. Im Allgemeinen war die Gesetzgebung sehr nachsichtig und erlaubte dem Hebräer, namentlich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Geldhandel, hingebend zu fröhnen und für Darlehen unerhörte Prozente zu nehmen. Ein Zinsfuß von 30, ja 50 und 60 Prozent jährlich war schon im 12.—15., vollends im 16. und 17. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches. Unter diesen Umständen und bei der damaligen Knappheit sowie den unglaublichen Wertschwankungen des Geldes, war es den Hebräern ein leichtes, alles Geld immer wieder in ihre Hände zu bringen und die übrigen Bürger zu immer neuem Schuldenmachen zu zwingen.*)

*) Zu Ende des 11. Jahrhunderts verschlechterte sich die soziale Stellung der Juden, die bis dahin geachtet, grundeigentumsfähig und für die Entwickelung der Städte geschätzt waren, in einzelnen Städten (z. B. Köln

Ein besonderer Kniff erleichterte das unmäßige Zinsennehmen: selbst wenn der Zinsfuß nur mäßig bemessen war, mußte der Schuldner sich meistens verpflichten, bei wöchentlicher oder monatlicher Zinszahlung an einem festgesetzten Termin seine Schuld zurückzuzahlen. Für den Fall, daß er diesen Termin nicht einzuhalten vermochte, war er durch seinen Schuldschein gezwungen, von da an den Zins zu verdoppeln; ja oft wurde sogar die Schuld verdoppelt. Der gutgläubige Schuldner, der die beste Absicht hegte, seine Schuld zu bestimmter Zeit abzutragen, ging leichten Mutes auf solche Verpflichtungen ein, in der Gewißheit, zur bestimmten Stunde das ihm von anderer Seite zustehende Geld in Händen zu haben. Der Hebräer aber, der im Einverständnisse mit seinen Stammesgenossen den Geldbedarf und dessen Verlauf aufs Genaueste kannte, mußte dafür zu sorgen, daß sein Schuldner das erwartete Geld zur bestimmten Stunde nicht erhielt; und so zwang er diesem die neuen verschärften Bedingungen auf. Eine längere Frist gewährte ihm der Hebräer nur unter gesteigerten Ansprüchen inbetreff des Zinses und der Kapitalhöhe; und da sich vermöge der jüdischen Hilfsmittel, von denen wir oben schon sprachen, die Versäumnis in der Rückzahlung der Schuld oft mehrfach wiederholte, so gelang es dem Juden damals noch leichter, als heute, durch ein verhältnismäßig ge-

und Worms) sogar Eintritt in die Gemeindevertretungen gefunden hatten, vornehmlich wegen ihres Übermutes und Wuchers. In manchen Städten betrug das zulässige Zinshöchstmaß 86⅔ % (!) fürs Jahr. Ludwig der Bayer (1314—47) bestimmte als besondere Vergünstigung für die Frankfurter Bürger, daß die Judenzinsen für sie auf 32½ % einzuschränken seien. Seit das kanonische Verbot des Geldleihens gegen Zinsen für die Christen allgemein streng durchgeführt wurde und die Klöster kein Geld mehr ausliehen, hatten die Juden eine lange Zeit fast ausschließlich das Geldgeschäft in Händen." (Dürr und Klett: Weltgeschichte II, S. 159.) — „So bildete sich ein förmliches Wucherprivileg der Juden heraus, das erst im 18. Jahrhundert insofern durchbrochen wurde, als gegen Ausgang des Jahrhunderts allgemein 5% Zinsen zu rechnen erlaubt wurde" (Rich. Schröder: Deutsche Rechtsgeschichte II, 15.)

ringes Darlehen eine Familie lebenslang in drückende Schuldenlast zu verstricken, oder gar von Haus und Hof zu bringen.

Es kann also nicht befremden, wenn in den Beschwerden, die schon seit Karls des Großen Zeiten an die weltlichen und geistlichen Behörden gerichtet wurden, immer wieder über den Judenwucher Klage geführt wird. Auch die ersten Bauernaufstände galten nicht den „Pfaffen" und dem Adel, sondern den wucherischen Juden; so der von 1391 der Bauern um Gotha, 1431 der Aufstand der Bauern um Worms. Später — als die Juden den verschwenderischen und ewig fehdelustigen Adel ausgewuchert hatten und dieser mit der Geistlichkeit im Bunde den armen „Hans Karst" durch Zehnten und Frohnden bedrückte, wandten sich die Bauern gegen alle drei Peiniger. Wider die Juden erhob um 1450 u. a. ein Ahnherr der jetzigen Fürsten von Erbach (im Odenwald), der Schenk Erasmus von Erbach, der selber nicht im mindesten Not litt, seine Stimme:

„Das ist ein Rauben und Schinden des armen Mannes durch die Juden, daß es gar nit mehr zu leiden ist und Gott erbarm. Die Judenwucherer setzen sich fest bis in den kleinsten Dörfern, und wenn sie fünf Gulden borgen, nehmen sie sechsfach Pfand, und nehmen Zinsen von Zinsen und von diesen wiederum Zinsen, daß der arme Mann um alles kommt, was er hat."

Wie begründet diese Klage war, geht aus den Zeugnissen aller Zeitgenossen hervor.

Anderenorts heißt es, daß „die Judenschaft dem Bürger und dem armen Manne sehr zu Haupt gestiegen und schuld ist an der rasch zunehmenden Armut". Die Juden werden als „Kost- und Saugegel" bezeichnet, „die nicht nachlassen, bis sie auch das Mark aus den Beinen verzehrt haben und den Bürger an den Bettelstab bringen". (Eingabe der Frankfurter Bürgerschaft vom 10. Juni 1612.) Sombart selber führt in seinem gewissenhaft zusammengetragenen Material eine Reihe anderer Äußerungen aus jener Zeit an, die das hier Gesagte bestätigen.

Es war also nicht der religiöse Haß, der die Leute gegen die Juden aufbrachte, sondern die tatsächliche Ausbeutung der

Massen durch eine unmäßige Zinswirtschaft. Der Reichtum, den die Juden „in ein Land brachten", war sonach von recht zweifelhaftem Werte. Es war ein Reichtum, der an einzelnen Stellen glänzend in die Erscheinung trat, während er auf anderer Seite Mangel und Elend erzeugte.

Also: die Hebräer schufen nicht neue Güterwerte und wirkliche neue Reichtümer, sie verstanden es nur meisterlich, den Wohlstand anderer in ihre Hand zu bringen; sie schufen nicht neuen Besitz, sondern bewirkten nur eine Besitzverschiebung. Was sie hinzu brachten, das war ein Scheinreichtum, der in Wirklichkeit nur aus den Schulden der Nichtjuden bestand.

* * *

III.

Besondere jüdische Geschäftstaktik.

Die Gebräuche des Hebräers im Handel bedürfen einer näheren Beleuchtung. Es soll zugegeben werden, daß der Jude in Handelsgeschäften eine große Gewandtheit besitzt und eine eigenartige Taktik handhabt, die ihm die Bewunderung weiter Kreise einträgt. Viele sind geneigt, dem Hebräer ein besonders hohes Maß von Klugheit zuzuschreiben, weil er seinen geschäftlichen Machenschaften gar oft eine Wendung zu geben weiß, die alle Beteiligten überrascht und verblüfft. Sobald wir näher zusehen, auf welchen Grundsätzen diese Geschäfts-Maßregeln beruhen, werden wir etwas weniger hoch von der gerühmten Hebräerklugheit denken lernen. Es handelt sich um eine Reihe altbewährter und unter den Hebräern durch die Überlieferung fortgepflanzter Kniffe, mit denen dieses geschickte Handelsvolk jeden natürlich denkenden Menschen überlistet.. Ein Geschichtchen aus dem Leben mag uns in dieses Gebiet einführen.

Einem wohlhabenden alten Ehepaar wurde der Livreediener und damit auch dessen neue Livree überflüssig. Die Dame des Hauses bot sie daher zum Verkauf an. Zeitig am andern Morgen stellte sich ein Jude ein, um die Livree anzusehen. Er besah das Kleidungsstück kritisch und bot schließlich 50 Mark. Da der Anzug neu nicht viel mehr gekostet hatte, war die Frau überrascht, daß der Handelsmann für ein so wenig begehrtes Kleidungsstück — eine Livree mit besonderen Abzeichen — einen so hohen Preis bieten konnte. Sie dachte: mit dem ist gut Geschäfte machen, und beeilte sich, noch einen Arm voll Kleidungsstücke heranzutragen und ebenfalls anzubieten. Der Hebräer besah alles und bot immer sehr ansehnliche Preise. Er konnte anscheinend alles gebrauchen. Die Dame trug, erfreut durch die Aussicht, ihre Kleiderschränke auf diese Weise von unnützem Ballast zu erleichtern, immer mehr herbei. Auch hiervon wählte der Hebräer das meiste aus und legte alles auf einen großen Haufen. Einzig ein eleganter heller Sommeranzug, den der Besitzer nur ein einziges Mal getragen hatte, weil er sich darin nicht gefiel, fand vor den Augen des Hebräers keine Gnade Er warf ihn beiseite: „Ist aus der Mode, wird nicht mehr gekauft."

Als er alle übrigen Kleidungsstücke auf einander gelegt und einen recht annehmbaren Preis dafür geboten hatte, bat ihn die alte Dame, ihr doch auch den Sommeranzug abzunehmen; sie wollte ihn gern los sein, da er ihrem Mann ein Gegenstand des Ärgernisses sei. Schließlich ließ der Hebräer sich herbei, dafür 5 Mark zu bieten. Die Dame willigte mit Rücksicht auf das andere Geschäft denn auch schließlich ein. Der ganze Kauf betrug gegen 200 Mark. „Soviel Geld habe ich nun allerdings nicht bei mir," sagte der Jude höflich, „denn ich habe mich auf einen so großen Kauf nicht eingerichtet. Ich lasse aber nachher sogleich die Sachen holen und schicke das Geld mit. Ich werde Ihnen aber eine Anzahlung geben von 5 Mark, und damit ich den Weg nicht ganz umsonst gemacht habe, werde ich einstweilen mitnehmen den Sommeranzug." Damit ging der Hebräer und — soll heute noch wiederkommen."

Die treffliche Frau erzählte mir das Erlebnis und konnte sich den Vorgang gar nicht erklären. Der Jude müsse gewiß krank geworden oder es müsse irgend etwas dazwischen getreten sein, sonst wäre er doch sicher wieder gekommen, „denn er machte einen ganz anständigen Eindruck." Ich mußte der Dame den Schmerz antun, ihr in's Gesicht zu lachen und sie über die Sache in folgender Weise aufzuklären: Der Sommeranzug war das einzig Wertvolle, was der Jude wirklich kaufen wollte. Die anderen Sachen hat er niemals zu kaufen beabsichtigt; nur um Sie sicher zu machen, bot er Ihnen darauf so ansehnliche Preise. Das sollte Ihr Vertrauen erwecken, damit Sie nicht merkten, wie er Sie mit dem schönen Sommeranzug über den Löffel barbieren wollte. Er hat sein feines Geschäft gemacht und wird sich bestimmt nicht wieder sehen lassen.

Es dauerte lange, ehe die brave Frau sich in diesen Gedankengang hineinfinden konnte; dann aber rief sie ganz erstaunt, fast bewundernd aus: „Herrgott, wie klug ist so ein Mensch!" — Nein, meine Verehrte, mußte ich erwidern: das ist nicht Klugheit, das ist ererbte und angelernte Taktik. Das ist ein altes Rezept, nach dem die Juden seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden verfahren. Es ist die Kunst, den Gegenpart im Geschäft über die eigenen Absichten und über den Wert der Ware zu täuschen. — Ich will Ihnen eine kleine Ge-

schichte ähnlicher Art erzählen, die Ihnen das Schablonenhafte und Gewohnheitsmäßige dieses Verfahrens anschaulich machen wird.

Ein Judenjüngelchen von kaum 10 oder 11 Jahren pflegte durch die Dörfer zu gehen, um Hasen- und Kaninchen-Felle einzukaufen. Er war unterrichtet, was er für die Ware zahlen durfte und eignete sich durch Übung bald Warenkenntnis genug an, um das Geschäft zur Zufriedenheit des Vaters zu erledigen. Ein Bauer, dem er einige Kaninchen-Felle abgekauft hatte, brachte noch ein Marderfell herbei. Der Judenknabe hielt es an die Nase und sagte verächtlich: „Püh, Stinkmarder, ist nichts wert." Der Bauer, der nichts von solchen Dingen verstand, redete dem Jungen zu, ihm doch das Fell auch abzunehmen, und für 5 Kreuzer nahm der kleine Geschäftsmann es schließlich mit — aus Gnade und Barmherzigkeit. Zu Hause angekommen rief der kleine Schelm: „Tate, was habe ich gemacht für ein Geschäft! Einen Steinmarder für 5 Kreuzer gekauft" — und er erzählte den Hergang. Ein Nachbar, der unbemerkt von einem Stallfenster aus Zeuge dieses Vorganges war, hat die kleine Geschichte bekannt gegeben. Auch dieser kleine Geschäftsmann besaß also bereits die „Klugheit", gerade die wertvollste Ware verächtlich zu machen, um den Verkäufer über ihren Wert zu täuschen und recht billig einzukaufen.

Wer das Verfahren einmal begriffen hat, das hier planmäßig angewendet wird, kann über das Maß von Klugheit dabei nicht mehr sonderlich erstaunt sein. Es ist immer derselbe Trick. Der Hebräer, der seit Jahrtausenden vom Handel und von der Überlistung der anderen Menschen lebt, hat hier eine überlegene und verschlagene Taktik herausgebildet. Er weiß: der Begehr, die Nachfrage steigert den Preis. Wer sich merken läßt, daß er eine Ware gerne kaufen möchte, oder daß er ihrer gar dringend bedarf, der wird den Verkäufer leicht dazu verführen, einen erhöhten Preis zu fordern. Umgekehrt: wer seine Ware dringend ausbietet und erkennen läßt, daß er sie auf alle Fälle losschlagen muß, vielleicht weil Geldmangel ihn dazu nötigt, der muß sich gefallen lassen, wenn der Preis gedrückt wird.

Der alte Satz: Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis, hat eine gewisse Berechtigung — solange offene, ehrliche Kaufleute dabei beteiligt sind. Heute wissen wir, daß

Angebot und Nachfrage auch vorgespiegelt sein können, nur um den Preis zu beeinflussen. Und nach diesen weisen Maßregeln handelt der Jude im kleinsten Geschäft, wie an der großen Börse. Er weiß die Gegenpartei über seine Absichten zu täuschen; er heuchelt Nachfrage, wo er in Wirklichkeit Angebote bringen sollte und umgekehrt.

Der Hebräer, der zur Produktenbörse geht und notwendigerweise einige Waggon Weizen kaufen muß, weil er mit einer Mühle diese Lieferung abgeschlossen hat, wird nun sein Vorhaben in keiner Weise laut werden lassen. — Im Gegenteil, er gebärdet sich ganz gleichgültig; und wenn ihm jemand Weizen anträgt, wird er achselzuckend erwidern: „Weizen? Weizen habe ich selbst genug. Wollen Sie welchen kaufen?" Und indem nun alle jüdischen Geschäftsleute, die vielleicht gleichfalls Weizen kaufen wollen, sich wie durch stille Übereinkunft in gleicher Weise gebärden, als ob sie gar keinen Bedarf hätten, ja, indem sie selbst zum Schein Weizen ausbieten, erwecken sie den Eindruck, als ob ein Überfluß an Weizen vorhanden sei; so drücken sie den Preis und gelangen zu billigem Einkauf.

Ein naiver Landwirt dagegen, der zur Börse gegangen ist, um seinen Vorrat loszuschlagen, weil er zum bevorstehenden Vierteljahresschluß dringend Geld braucht für seine Zinszahlung, wird seinen Weizen sogleich eifrig ausbieten. Aber, siehe da, er stößt überall auf kühle Ablehnung. Und wie ihm, so geht es den anderen Verkäufern; das Angebot überwiegt und die Preise sinken. Kehrt nun unser Landwirt zu dem ersten Hebräer zurück, dem er seinen Weizen anfangs angetragen hatte, und der dringend Weizen braucht, so läßt sich dieser schließlich erweichen und spricht großmütig: „Nun, da Sie ein alter Geschäftsfreund von mir sind, will ich Ihnen den Weizen abnehmen, aber nur bei 2 Mark unter Notiz" — d. h. 2 Mark billiger, als der Tagespreis an der Börse notiert wird. Der Landwirt ist schließlich froh, überhaupt einen Käufer zu finden und ist dem Hebräer im Stillen dankbar, daß er —

rein aus Gefälligkeit — ihm seine Ware abnimmt. Wenige Tage später, wenn die Vorräte zum größten Teil von den Hebräern aufgekauft sind, kann man erleben, daß die Preise erheblich steigen.

So spielen sich die Geschäfte auf den Märkten und an den Börsen nun seit Jahrzehnten und Jahrhunderten ab, und die naive produktive Menschheit merkt nichts; sie hat dabei immer den Schaden, der hebräische Händler den Nutzen. Und dieser geht unter Umständen hoch in die Millionen. Davon nur ein Beispiel, gegen das der ganze sogenannte „Brotwucher" der „Agrarier", über den Juden und Judengenossen, speziell die Sozialdemokraten, beständig schreien, ein wahres Kinderspiel ist.

Im Jahre 1892 hatte die berliner Getreidefirma Cohn & Rosenberg, unterstützt von wer weiß wie vielen Hintermännern — der Chawrusse — durch Massenaufkäufe in Roggen und Einbehaltung dieser Vorräte einen solchen Mangel an der unentbehrlichen Brotfrucht erzeugt, daß der Roggenpreis in wenigen Monaten von 140 auf 290 Mark stieg. Dann verkaufte sie und „verdiente" an diesem Geschäfte in ganz kurzer Zeit rund 18 Millionen Mark. Unsere meisten Zeitungen und unsere liberalen Kraftmänner fanden für diesen Brotwucher nach alttestamentlichem Muster kein Wort des Abscheus.

Erleichtert wird das Spiel noch, wenn die Hebräer im heimlichen Einverständnis stehen, d. h. sich vorher über die Marktlage und über die Haltung der anderen Partei gegenüber verständigt haben. Jedoch bedarf es kaum solcher Verständigung, da alle jüdischen Geschäftsleute, von einerlei Instinkt bewegt und alle auf dieselbe Taktik eingeschult, auch ohne vorherige Verständigung in übereinstimmender Weise handeln.

Das Totmache-Prinzip.

Noch ein anderes Verfahren sichert den Hebräern die Überlegenheit im Handel und hat ihnen die heute bestehende Übermacht verschafft. Es sei wiederum an einem Beispiele anschaulich gemacht.

Angenommen, in einer Stadt bestehen von alters her zehn Geschäfte der gleichen Branche, annähernd alle von gleichem

Umfange. Die Inhaber haben, nach dem Grundsatze „Leben und leben lassen", sich jeder auf seine mehr oder minder sichere Kundschaft beschränkt und dabei alle ihr bequemes Auskommen gefunden. Diese alte Harmonie wird aber plötzlich gestört. Eins dieser Geschäfte ist in andere Hände übergegangen, und der neue Besitzer, ein Mann mit großem Kapital oder viel Kredit, bringt ein neues Geschäftsprinzip mit. Er kalkuliert so: Was bisher in den zehn Geschäften verkauft wurde, kann ebensogut in einem Geschäft verkauft werden. Ich will es mir zur Aufgabe machen, die gesamte Kundschaft an mich heran zu ziehen. Das ist nicht schwer. Ich verfüge über hinlängliche Mittel, um auch leben zu können, wenn ich einmal ein Jahr lang nichts verdiene. Ich werde also meine Waren zu Preisen ausbieten, die überhaupt keinen Gewinn übrig lassen. Das wird zur Folge haben, daß sich die Kundschaft in dieser Branche völlig meinem Geschäfte zuwendet.

Der Geschäftsmann mit dem „neuen Prinzip" läßt nun ein neues Preisverzeichnis drucken und versendet es an die Kundschaft im weitesten Umkreise. Er hat die Preise um so viel niedriger, als sie bisher in der Branche üblich waren, angesetzt, daß sich mit Sicherheit nun alle Abnehmer dem neuen Geschäfte zuwenden.

Die übrigen neun Konkurrenten verlieren nun entweder ihre Kunden oder sie sind genötigt, ihre Preise ebenfalls herab zu setzen. Da ihnen hierbei aber keinerlei Gewinn bleibt, so müssen einige wirtschaftlich weniger gut Dastehende über kurz oder lang das Rennen aufgeben. Einige andere, die Kapital genug besitzen, um den Rest ihres Lebens von ihrem Vermögen zehren zu können, sagen sich: ein Geschäft zu betreiben, das nichts mehr einbringt, ist nutzlos und unwürdig. Sie geben ihre Geschäfte freiwillig auf. Wieder andere versuchen es, mit dem neuen Konkurrenten Schritt zu halten, sehen aber ihren Wohlstand dabei schwinden und stellen früher oder später ebenfalls den Wettlauf ein. So ist nach wenigen Jahren der Mann mit dem neuen Prinzip der Beherrscher der Lage, und

er versucht nun, seinem Schaden dadurch wieder beizukommen, daß er, konkurrenzlos und gewissermaßen als Monopolist auf seinem Gebiete, die Preise allmählich steigert und schließlich zum Schaden der Kundschaft höher hinauftreibt, als sie jemals gewesen sind.

Das ist kein Lebens-Prinzip, sondern ein Prinzip des Totmachens; es treibt das Geschäft um des Geschäfts willen bezw. zum Geldmachen; es fragt nicht, was dabei aus den anderen wird. Hier tritt eine Tendenz zu Tage, die den Erwerb über das Leben stellt; denn schließlich sind doch Geschäft und Volkswirtschaft nicht eine Sache um ihrer selbst willen, sondern ein Mittel zur Erhaltung des Lebens. Das oberste Gesetz der Volkswirtschaft sollte immer in der Frage gipfeln: Wie richten wir die wirtschaftlichen Dinge ein, damit das Volk an Leib, und Seele am besten gedeihen kann? Eine Volkswirtschaft die auf einer Seite zwar Reichtümer aufhäuft, auf der anderen aber das Volk leiblich und sittlich herunter bringt, kann nicht das Ideal sein.

Vom rein geschäftlichen Standpunkte aus gesehen, mag es ja als ein Fortschritt erscheinen, wenn durch die Konzentration eines Geschäftszweiges materielle Vorteile gewonnen werden. Gewiß sind durch die Vereinigung eines ausgedehnten Geschäftszweiges in einem Punkte mancherlei rein wirtschaftliche Vorteile zu erzielen; zum mindesten ermöglicht der konzentrierte Betrieb eine Ersparnis an Raum, Zeit und Arbeitskräften. Wer aber nicht die geschäftlichen Vorteile als höchstes Ziel des Lebens erkennt, sondern sich zuletzt fragt: was wird dabei aus den Menschen? — der muß in den Segen einer solchen Entwicklung tiefe Zweifel setzen; er muß, um bei unserem obigen Beispiele zu bleiben, zum mindesten fragen: was ist aus den neun Familien geworden, die durch das neue Prinzip aus dem Geleise geworfen sind? Und er wird sich dann gestehen müssen, daß dieses neue Prinzip, so gewinnbringend es auch erscheinen mag, schließlich zu einer Enteignung und Proletarisierung weiter Schichten führt, in seinen letzten Folgerungen also dem Volksleben zum Unsegen gereicht.

Der Mann mit dem neuen Prinzip, von dem wir oben sprachen, braucht nun nicht notwendigerweise ein Hebräer zu sein; auch andere können sich diese Geschäftsweise zum Grundsatz machen. Tatsächlich aber ist es — wenigstens in unseren europäischen Verhältnissen — fast ausschließlich der Hebräer gewesen, der dieses Prinzip einführte. Er hat dadurch zwar manches geschaffen, was zunächst in seiner blendenden Erscheinung die Augen vieler besticht, wie z. B. die Warenhäuser; welche Früchte diese Entwicklung aber für die fernere Zukunft unseres Volkes zeitigen wird, ist eine berechtigte und sehr ernste Frage.

Es fällt mir hier ein Beispiel aus dem Leben ein, das gewissermaßen sinnbildlich das Wirken des Hebräers in der Gesellschaft veranschaulicht.

An einem Flüßchen in Posen lagen von alters her eine Anzahl kleiner Mühlen. Der Fluß führte nicht zu allen Zeiten hinlänglich Wasser, um die Mühlen in regelmäßigem Betriebe zu erhalten; aber eine der oberen Mühlen besaß einen umfänglichen Sammelteich und staute in diesem zur wasserarmen Jahreszeit die nötigen Wassermengen auf, um sie nach Bedarf durch das Mühlenrad abfließen zu lassen. Hatte der obere Müller Wasser genug, um wieder einmal einen halben oder einen ganzen Tag zu mahlen, so setzte er sein Werk in Betrieb, und nun floß auch den unterhalb gelegenen Mühlen das Betriebswasser in regelrechter Weise zu. Es bestand kein geschriebenes Gesetz, das diesen Wassergebrauch ordnete; lediglich durch den praktischen Bedarf und den vernünftigen Sinn der Besitzer regelte sich jenes Verhältnis zur Zufriedenheit aller von selbst.

In diese Harmonie der Mühlenbetriebe sollte aber eines Tages eine Störung kommen. Die obere Mühle mit dem Sammelteich ging in anderen Besitz über. Mag es nun daran gelegen haben, daß der neue Besitzer von seinem Handwerk nicht viel verstand, oder daß er seine Kundschaft unvorteilhaft bediente, kurz — die Kunden blieben allmählich von der Mühle weg und wandten sich den Nachbarmüllern zu. Das verdroß den neuen Besitzer, und er versuchte nun alles mögliche, um den Betrieb seiner Nachbarn zu stören. Ein Mittel dazu hatte er in der Hand: durch seinen Sammelteich. Er ließ nun nicht mehr in regelmäßigen Zwischenräumen das Wasser abfließen, sondern staute es tage- und wochenlang auf, solange der Teich es nur fassen konnte. Dann ließ er plötzlich, womöglich in der Nacht oder an einem Sonntage, alle Schleusen ziehen und die ganze Wassermenge mit großer Gewalt den Fluß hinunterjagen. Die unteren Mühlen konnten von diesem plötzlichen Wasserandrang entweder gar keinen oder nur einen geringen Ge-

brauch machen, und sie mußten, da sie keine Sammelteiche besaßen, das überschüssige Wasser nutzlos über das Wehr oder durch die Freischützen ablaufen lassen. Aller regelrechte Betrieb war auf solche Weise zunichte gemacht. Die Geschädigten versuchten vergeblich allerlei Beschwerden bei den Verwaltungsbehörden und anderen Instanzen; sie mußten abgewiesen werden, denn es bestand kein Gesetz, das den oberen Müller verpflichtete, das Wasser in regelmäßigen Zeiträumen abfließen zu lassen.

Die unteren Mühlen wären auf diese Weise dem sicheren Untergange preisgegeben gewesen, wenn nicht ein Zufall dieser nichtsnutzigen Wirtschaft Halt geboten hätte. Einmal hatte der obere Müller den infolge eines starken Regengusses ungewöhnlichen Wasserandrang so gewaltig aufgestaut und so plötzlich durch die Schützen abfließen lassen, daß eine förmliche Hochflut entstand und an den Ufermauern, Wehren und Triebwerken der unteren Mühlen empfindliche Schäden angerichtet wurden. Jetzt endlich lag Ursache vor, gegen den Friedensstörer klagbar zu werden, ihm das Handwerk zu legen und ihn zu Schadenersatz heran zu ziehen.

Auch hier hätte der Störenfried nicht gerade ein Hebräer zu sein brauchen; tatsächlich aber war er einer, und man darf sagen, das Beispiel ist typisch für das Eingreifen des Hebräertums in unser Wirtschaftsleben. Der organische Zusammenhang der wirtschaftlichen Vorgänge, der aus einem angeborenen Ordnungssinn der arischen Elemente und einer freiwilligen Einpassung in die vernunft-gegebene Harmonie des Lebens sich ergibt, außerdem durch ein sittliches Pflichtgefühl und die Achtung des Nebenmenschen getragen wird, geht sofort in die Brüche, sobald der Hebräer dazwischen tritt. Die bisherige ruhige Abwicklung der geschäftlichen Verhältnisse erleidet überall eine empfindliche Störung, sobald der orientalische Fremdling, dem der Sinn für soziale Harmonie fehlt, mit seinen veränderten Prinzipien in das Wirtschaftsleben eingreift. Er kennt keine Rücksicht auf die anderen und geht nur seinem eigenen Vorteile nach. In der schonungslosen Handhabung dieses Grundsatzes wird er überall zum Störer des wirtschaftlichen Lebens. Er hemmt den ruhigen Fluß der Entwicklung, schafft Stauungen, erzeugt künstlich Überfluß und Mangel und weiß aus beiden seinen Nutzen zu ziehen. Er ist auch im wirtschaftlichen Leben ein Friedensstörer, ein Revolutionär und Anarchist.

* * *

IV.

Der internationale Zusammenhang und die Geheimbündelei der Hebräer.

Unter den Ursachen des gewaltigen Emporkommens der Juden bedarf eine der gewichtigsten der besonderen Hervorhebung: ihr internationales Zusammenspiel. Nicht zum geringen Teile beruht ihr Erfolg auf dem Zusammenwirken vieler nach einheitlicher Richtschnur.

Als das glänzendste Beispiel dafür und zugleich als ein Zeugnis für das lawinenartige Wachstum der fest zusammengehaltenen Vermögen in jüdischem Besitze steht vor aller Augen das Haus Rothschild, das an der Aufsaugung nicht nur des deutschen, sondern des gesamten europäischen und außereuropäischen Volkswohlstandes am stärksten beteiligt ist.

1. Die Rothschilds. Die Rolle der großen Milliardäre, die das amerikanische Wirtschaftsleben beherrschen, hat in Europa bis in die jüngste Zeit fast ausschließlich das Haus Rothschild mit seinen fünf Filialen in Paris, London, Frankfurt a. M., Wien und Neapel ausgefüllt.*) Es läßt sich mit jenen indessen nur inbezug auf seinen Reichtum vergleichen, nicht aber hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Stellung. Die amerikanischen Geldfürsten sind immerhin als wirtschaftliche Unternehmer bestrebt, mit ihren Riesenvermögen ihr Land zu entwickeln, die Rothschilds hingegen bilden eine kosmopolitische, vaterlandslose Gelderwerbsgesellschaft, die nur

*) Als Begründer dieses Welthauses gilt Mayer Anselm (Amschel) R. zu Frankfurt a. M. (1743—1812). Er hatte fünf Söhne; von denen Anselm (1773—1855) das Frankfurter, Salomon Mayer (177[illegible]—1855) das Wiener, Nathan Mayer (1777—1836) das Londoner, Karl (1788—1855) das Neapeler, Jakob (James) Rothschild (1792—1868) das Pariser Haus zur Verwaltung übernahm.

von der „Finanzierung“ des Schaffens anderer lebt. Und um dieses Geschäft möglichst engros und sicher betreiben zu können, hat das Haus Rothschild das Geldbedürfnis der Staaten in seine Pflege genommen. Ohne die Rothschilds ist seit fünfzig Jahren kaum noch eine große Staatsanleihe zustande gekommen; sie haben ihre Hände in allen Börsen und wissen von allen wichtigen wirtschaftlichen Vorgängen die Sahne abzuschöpfen.

Wollte man die Einflüsse der Rothschilds auf unser Wirtschaftsleben und unsere Politik auch nur in groben Zügen schildern, so würde der Stoff Bände füllen. Es mag daher hier eine flüchtige Skizze genügen und auf andere Literatur verwiesen sein. Auch bei Sombart findet sich einiges darüber. Lehrreichen Stoff liefern die im Verlage von E. Richter in Frankfurt a. M. in den Jahren 1880—1888 erschienenen sogenannten „Germanicus-Broschüren“. Es sind dies hauptsächlich folgende:

Die Frankfurter Juden und die Auffaugung des Volkswohlstandes. (1880.) — Die Rothschild-Gruppe und der monumentale Konversionsschwindel von 1881. (1882.) — Der neueste Raub am deutschen National-Wohlstand. (1881.) — Die Bank- und Bankier-Diebstähle und die Auflösung von Eigentum und Besitz. (1888.)

Ferner F. v. Scherb: Geschichte des Hauses Rothschild. Berlin 1892.

„Germanicus“ ist ein sichtlich gut unterrichteter Kenner der Börsen-Verhältnisse und speziell der Frankfurter Judenschaft, der schonungslos die betrügerischen Machenschaften der großen Judenfirmen aufdeckt. Aber obwohl einige dieser Schriften mehrere starke Auflagen erlebten, ist doch auch diese Stimme an den maßgebenden Stellen völlig ungehört verhallt und hat nicht das mindeste Einschreiten gegen die börsenmäßige Volksausraubung zur Folge gehabt — ein Beweis, wie sehr unser öffentliches Leben bereits im Banne des Judentums steht. Nichts mehr kann öffentlich Geltung erlangen, was den jüdischen Interessen entgegen läuft.

Wäre die Sozial-Demokratie eine wirkliche Volksbewegung, so hätte sie hier den dringendsten Anlaß, gegen die eigentlichen Volksausbeuter einzuschreiten; aber der ehrliche Volksfreund gewahrt zu seinem Staunen, daß die angeblichen Vertreter des Proletariats schützend ihre Hände über die Machenschaften der Börse halten und Arm in Arm mit den Leitern des Volksbetruges marschieren. Mit welcher offenkundigen Beflissenheit sich die Leiter des Proletariats bemühen, den Titel „Knüppelgarde der Juden“ zu verdienen, geht aus der nie bestrittenen Tatsache hervor, daß inmitten der Brandgreuel der Pariser Kommune 1870 nur eine einzige herrschaftliche Besitzung völlig unversehrt geblieben ist: die des Herrn von Rothschild.

Weiteren Stoff zum Kapitel Rothschild und Genossen liefern die Schriften von Otto Glagau: „Der Börsen- und Gründungs-Schwindel in Berlin“ und der gleiche „in Deutschland“. (1877.)

Den Grundstock seines Reichtums legte der alte Mayer Anselm (Amschel) Rothschild in Frankfurt a. M. bekanntlich mit dem Kapital des früheren Landgrafen, nachmaligen Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, der in den napoleonischen Kriegszeiten (von 1806—1813) sein ganzes durch Soldatenverkauf teils vom Vater her ererbtes, teils selbst erworbenes Vermögen (12, nach andern 21 Millionen Taler) dem Frankfurter Geldmanne zu 2 Prozent (andere behaupten: zinslos) auf viele Jahre hinaus anvertraute, um es vor dem Feinde zu schützen. Da in Kriegszeiten das Geld rar und sehr gesucht ist, so verdiente der kluge Bankier nicht nur 5 und 10, sondern noch höhere Prozente mit dem fürstlichen Vermögen. Sodann begingen die Säckelverwalter des Deutschen Bundes die frevelhafte Torheit, die riesigen Summen, die aus der französischen Kriegsentschädigung stammten und zum Bau der Bundesfestungen bestimmt waren, den Frankfurter Juden, insbesondere dem Hause Rothschild, für nur 2 pCt. Zinsen 20 Jahre lang zu belassen.

Also: mit den eigenen Millionen der Fürsten und Staaten hat das Haus Rothschild seine Weltmacht begründet und

die Fürsten und Völker wieder ausgewuchert. Es wurde in allen europäischen Staaten der Geldgeber und Geld-Vermittler für die Regierungen und übte von diesem Augenblick an einen verhängnisvollen Einfluß auf alle politischen Vorgänge.*) Und bezeichnend ist es, daß Amschel Mayer Rothschild, der älteste Sohn des Geschäftsgründers, schon auf der Wiener Konferenz (1815) mitsprach und eine vielbeachtete Persönlichkeit war. So schreibt auch Fürst Metternich 1845 an den französischen Gesandten in Paris: „Das Haus Rothschild spielt in Frankreich eine viel größere Rolle als irgend eine fremde Regierung, vielleicht mit Ausnahme der englischen. Das hat seine natürlichen Ursachen, die ich freilich nicht als gut und noch weniger als moralisch befriedigend betrachten kann. Das Geld ist in Frankreich das große Tribunal usw."

Eine besondere Kunst der Hebräer hat immer darin bestanden, durch Spionage den eintretenden Bedarf an Waren und Vorräten vorher zu ermitteln, diese aufzukaufen und, wenn sie dringend benötigt werden, zu Wucherpreisen abzugeben. So ist in Kriegszeiten die Beschaffung des Heeresbedarfs ohne die Juden kaum möglich, da diese vorher immer schon die Hand auf alle Vorräte legen und sie sich durch Kaufabschlüsse und Anzahlungen sichern. Daß auf diesem hintertürigen Gebiet auch das Haus Rothschild zuhause war, beweist folgende interessante Stelle aus einem Briefe von Nathan Rothschild, dem drittältesten Sohn Mayer Amschels, an seinen Freund, den Politiker Th. Buxton:

„Als ich mich in London etabliert hatte, ließ die Ostindische Compagnie 800 000 Pfund Sterling Gold verkaufen. Ich kaufte alles, denn ich wußte, daß der Herzog von Wellington es haben mußte; ich hatte eine große Menge seiner Wechsel billig gekauft.**) Die Regierung ließ mich holen und erklärte, sie müsse das Geld haben. Als sie es hatte, wußte sie nicht, wie sie es nach Portugal senden sollte. Ich übernahm auch das und sandte es durch Frankreich. Das war das beste Geschäft, das ich je gemacht habe."

*) Von diesem zeugt am besten das bekannte drastische Wort der alten Stamm-Mutter Rothschild, daß sie ihren Söhnen sagen werde, „sie solle gewe den Ferschte kei Geld, daß sie nit kenne fiere Krieg".

**) Wellington, im persönlichen Leben ein Verschwender, war von 1826—1830 Erster Lord des Schatzamtes.

Und die Inhaber dieser mit zahllosen unsauberen Geldgeschäften reich gewordenen Firma sind geadelt (Amschel Mayer vom Kaiser von Österreich schon 1815), mit Orden massenhaft ausgezeichnet und von Fürsten und Standesherren mit ihrer Vermögens-Verwaltung betraut worden; und Fürsten und Staatsbeamte empfinden es nicht als entwürdigend, Beziehungen zu diesen Großwucherern zu unterhalten, ja sie helfen zuvorkommend bis zur Ergebenheit mit, daß diese Nachkommen eines Frankfurter Trödeljuden ohne andern Namen als des Hauses, in dem er wohnte, im öffentlichen Leben eine wichtigere Rolle spielen als selbst Könige und Fürsten von Geblüt. Und die Sprößlinge des erlauchtesten und ältesten Adels, die ihre Ehre für ein besonderes kostbares Gut angesehen wissen wollen, sind unterwürfig gegen Männer, deren Ahnherr die Losung ausgab: Mein Geld — meine Ehre.*)

Das Wachsen des Rothschild'schen Vermögens berechnete der volkswirtschaftliche Schriftsteller Dr. Rud. Herm. Meyer in den achtziger Jahren in folgender Weise:

„Der Pariser Rothschild (II) starb 1875 und hinterließ 1000 Millionen Franken. Man darf das Vermögen des Gesamt-Hauses also auf 5000 Millionen Franken schätzen. Die Rothschild's machen nun mehr als 5 Prozent Zinsen. Rechnen wir indeß, daß dieses Plus für ihren Unterhalt daraufgehe und sich ihr Kapital nur alle 15 Jahre verdoppele. Man ist zu dieser Annahme berechtigt, denn es hat sich seit der Begründung des Hauses bis jetzt schneller vermehrt. Hätte es sich nämlich nur alle 15 Jahre verdoppelt, so würde es betragen haben:

1875 = 5000 Millionen Franken		1830 = 625 Millionen Franken
1860 = 2500 „ „		1815 = 312 „ „
1845 = 1250 „ „		1800 = 156 „ „

Nachweisbar aber hatte der alte Rothschild im Jahre 1800 überhaupt

*) So schreibt Mayer Amschel Rothschild an den Bevollmächtigten des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen in einem Mahnbrief: „(Wer) mein Geld (hat), der haltet mir Meine Ehre und meine Ehre ist mein Leben; wehr mir Mein Geld nicht zahlt, der nehmet mir meine Ehre." Der Originalbrief wurde s. Z. bei Rud. Lepke in Berlin versteigert.

noch kein irgendwie namhaftes Vermögen. Man darf also hier sagen, daß, wenn nicht durch antikapitalistische, wahrhaft volkswirtschaftliche Gesetze Remedur geschafft wird — das Rothschild'sche Vermögen sich auch weiterhin alle 15 Jahre verdoppeln wird.

Angesichts dieser Tatsache ist die Frage am Platze, wie sich das Einkommen der übrigen Menschheit dazu verhält. Das Königreich Sachsen ist eines der reichsten und wohlhabendsten Länder Deutschlands. Bei 2 3/4 Millionen Einwohnern betrug im Jahre 1875 das zur Einkommen-Steuer eingeschätzte Einkommen pro Kopf 459 Franken, für 1877 nur 430 Franken. Das fünfzehnprozentige Einkommen aus dem gegenwärtigen Vermögen der Rothschild's ist daher ebensogroß, wie das von 581 400 sächsischen Bürgern im Jahre 1877 war. Angenommen, das Durchschnitts-Einkommen betrüge in ganz Europa konstant soviel, wie das der Sachsen im Jahre 1877, so ergäbe sich in Berücksichtigung, daß das Rothschild'sche Vermögen sich alle 15 Jahre verdoppelt, folgendes Resultat:

Das Vermögen der Rothschilds betrug im Jahre 1875 5000 Millionen Franken; das Einkommen daraus soviel wie das von 580 000 Menschen; 1890 beträgt das Rothschild'sche Vermögen 10 000 Millionen Franken; das Einkommen daraus soviel wie das von 1 160 000 Menschen; 1905 beträgt jenes Vermögen 20 000 Millionen Franken, mit einem Einkommen, wovon 2 320 000 Menschen (die halbe Bevölkerung des Königreiches Sachsen im Jahre 1905) leben müssen. Anno 1920 beträgt es 40 000 Millionen Franken; 1965 bereits 320 000 Millionen Franken mit einem Einkommen, wovon 37 120 000 Menschen leben müssen."

Soweit Rud. Meyer. Diese Betrachtung, auch wenn sie auf genaue Richtigkeit keinen Anspruch erheben kann, lehrt immerhin, wie das aus seinem Zinsenzuschlag sich beständig vergrößernde Großkapital die Tendenz hat, lawinenartig weiter zu wachsen und wie ein Schwamm alles wirtschaftliche Leben aufzusaugen. Denn diese Vermögens-Ansammlungen bestehen ja selbstverständlich nicht aus barem Gelde, sondern aus den Schuld-Verpflichtungen anderer; ihr Wachstum bedeutet also eine fortschreitende Verschuldung der besitzenden und produktiven Volksklassen, wie auch der Staaten selber.

Die Erfolge des Hauses Rothschild waren z. T. nur dadurch möglich, daß die Firma gleichzeitig in fünf der wichtigsten Staaten Europas eine Niederlassung besaß und durch ihre dortigen Vertreter einen beständigen Nachrichtendienst bezüglich aller wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse unterhielt, der zu fortlaufendem wirksamem Einfluß nach jeder Richtung benutzt wurde. Die fünf großen Bankhäuser, die alle nach dem gleichen Prinzip wirtschafteten und sich gegenseitig in die Hände arbeiteten, bildeten im entscheidenden Augenblick eine einheitliche Macht.

2. Das Zusammenspiel und heimliche Einverständnis der Hebräer.

Es bedarf nicht dieses besonderen Beispieles, um darzulegen, wie hohen Wert das planmäßige Zusammenwirken für geschäftliche Interessen haben muß. In zahllosen Fällen des täglichen Lebens tritt die Überlegenheit der Juden-Organisation über die auf den Einzelnen beschränkte Tätigkeit augenscheinlich hervor — von dem Lumpenaufkauf und den Auktionshyänen bis zum Vieh- und Börsenpapier-Handel. Wohl ist der Hebräer als Einzelner schon imstande, jeden soliden Wettbewerb im Geschäftsleben zu überflügeln; dazu befähigt ihn nicht allein der angeborene und anerzogene Geschäftssinn, sondern vor allem die besondere Taktik und Skrupellosigkeit in seinem Vorgehen. Und zugegeben, daß der Hebräer ein hervorragendes Handelstalent und allerlei bemerkenswerte Eigenschaften besitzt, die ihn wohl befähigen, den deutschen Durchschnitts-Geschäftsmann aus dem Sattel zu heben, so steigern sich diese Kräfte geradezu zur Unwiderstehlichkeit durch das Zusammenwirken mehrerer in gleicher Richtung.

Der deutsche Geschäftsmann steht gewöhnlich als Einzelner der Gesamtheit gegenüber; er versucht durch eigene Kraft und eigenes Geschick sein Geschäft vorwärts zu bringen, und er findet heutzutage dabei wohl nur ausnahmsweise eine besondere Förderung von seiten verwandter oder befreundeter Personen. Anders die Hebräer. Das feste Zusammenhalten dieses fremden Volkselementes ist eine weltgeschichtliche Tatsache. Man rühmt ihnen allerwegen nach, daß sie einander beistehen und sich unterstützen. Das ist gewiß eine löbliche Eigenschaft und kann als solche nachahmenswert er-

scheinen. **Dieser Zusammenhalt entspringt bei den Juden aber nicht etwa dem bloßen gegenseitigen Wohlwollen; er bildet vielmehr eine durch die Tradition geschaffene und für dieses Volk unentbehrliche Lebenspflicht.** Der Hebräer erkennt, daß er mit seinem absonderlichen Verhalten und mit seinen eigenartigen, feindselig gegen die übrige Menschheit gerichteten Absichten als Einzelner in der Welt machtlos sein würde. Für ihn erweist sich das **Zusammenwirken** verwandter Kräfte in gleicher Richtung als ein notwendiges Lebensgebot. Nur dadurch, daß viele seiner Art — durch ein Abkommen oder durch den gemeinsamen Instinkt geleitet — unablässig gegen die gefestigten Ordnungen der ehrenhaften produktiven Völker anrennen, wird in dem gesellschaftlichen Gefüge jene Lockerung erzeugt und jene Verwirrung hervorgerufen, wie sie das Hebräertum zu seinem Gedeihen notwendigerweise braucht.

Darum hat niemand den Zusammenhalt so nötig als der Jude. Überall in ihren Geschäften, sei es im Makler- und Zwischenhändlertum auf dem Lande, sei es im Großhandel und an der Börse, überall sind die Hebräer „bandenmäßig" organisiert. Selbst das Diebeshandwerk, das sie bis vor wenigen Jahrzehnten in ausgedehnterem Maße als heute noch betrieben, hatten sie im Bandendiebstahl meisterlich ausgebildet.*) Sie traten überall mit verteilten Rollen auf; da war der Kundschafter, der die Gelegenheit „ausbaldowern" mußte, da war der „Schmiere-Steher", der während der Verübung den Aufpasser machte, da waren die mitverschworenen Hehler und allerlei andere, die das Bandenwesen so erfolgreich gestalten halfen. Man mag es in der Schrift des Kriminal-Aktuars Thiele nachlesen, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen ist und den Titel führt: „Die jüdischen Gauner in Deutschland", um zu erfahren, in welch großzügiger

*) Die Gaunersprache ist daher voll von „Jiddisch", d. i. durch hebräische Brocken verdorbenem Deutsch. — Vgl. auch Avé-Lallemant: Das deutsche Gaunertum, 4 Bde., 1854—62.

Weise das Volk Juda sich bei allen Geschäften auf die Organisation und die Verteilung der Rollen versteht.

In einem Prozeß Rosenthal-Löwenthal waren nicht weniger als 700 Diebe und Diebesgenossen angeklagt, die fast ausschließlich aus Hebräern bestanden, und deren Verbindungen sich von einigen posenschen Städten bis nach dem Rhein und über ganz Deutschland verzweigten. Diese gewaltige „Chawrusse" betrieb Einbruch-Diebstähle, Unterschlagungen, künstliche Bankrotte und den Vertrieb der gestohlenen Waren in wahrhaft großzügiger Weise. Wer den Prozeß aus jener Zeit liest, dem muß es auffallen, daß eine Anzahl charakteristischer Namen aus jener Diebesbande sich heute unter den Finanzgrößen und Börsen-Matadoren in Berlin wiederfindet, so daß man den Eindruck gewinnt, die jüdische Börsenzunft von heute sei eine direkte Fortsetzung jener alten Gauner-Chawrusse aus Bentschen und Neutomischel.

Übrigens glaube man nicht, daß der Zusammenhang zwischen Dieben und Bankleuten der Vergangenheit angehöre. Als kürzlich vier jüdische Einbrecher bei einem Warenhaus-Diebstahle in der Nähe von Paris abgefaßt wurden, fand sich in ihrem Besitz ein umfangreicher Briefwechsel mit ersten jüdischen Firmen in London und Antwerpen vor. Die öffentliche Presse hat leider verschwiegen, was die Untersuchung sonst noch ergab. —

3. Nomadentum des Hebräers.

Internationalität setzt notwendigerweise eine Abkehr von der Seßhaftigkeit, von der Anhänglichkeit an die Scholle, an Heimat und Vaterland voraus. Da der Jude ein Vaterland in unserem Sinne nicht kennt, so bildet der **Internationalismus einen Teil seiner Wesenseigenart und drängt ihn in eine allen nationalen Bestrebungen grundsätzlich feindselige Stellung.** Darum ist den Juden deutsches Wesen besonders verhaßt.

Sombart hat in zutreffender Weise die Juden als **ein Wandervolk, als „Nomaden" den seßhaften Völkern gegenüber gestellt.***) Aus dieser Gegenstellung ergibt sich ein tiefer Gegen-

*) Er war freilich nicht der erste, der das tat, denn wir besitzen seit 1887 die meisterliche Schrift von Prof. Adolf Wahrmund († 1913): „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft."

satz in den Lebensanschauungen und wirtschaftlichen Prinzipien. Der Seßhafte muß wohlgeordnete Zustände und Stetigkeit um sich her wünschen, um seiner schaffenden und bauenden Tätigkeit ungestört nachgehen zu können. Der Nomade, von dem Drange beseelt, alle seine Habe mit sich führen und leicht fortschaffen zu können, muß den Wunsch hegen, die Dinge und Werte beweglich zu machen, zu „mobilisieren". Er liebt daher nicht die Festigkeit und Beständigkeit der Verhältnisse und Ordnungen; er wünscht vielmehr alles in Fluß und Umschwung zu sehen. Der Grund und Boden, der die Grundlage und Vorbedingung für alle schaffenden und seßhaften Nationen bildet, hat für den Nomaden wenig Bedeutung — wenn er ihn nicht in mobile, flüssige Werte umwandeln kann. Das erreicht er, indem er Papierwerte schafft, für welche die unbeweglichen Güter der seßhaften Völker verpfändet sind. Darum hält er es mit Pfandbriefen, Aktien, Wechseln und sonstigen Wertpapieren, die man bequem in die Tasche stecken und forttragen kann.

Ebenso wenig Interesse hat der Hebräer an der einheimischen Boden-Produktion; sein Händlersinn muß wünschen, daß alle Dinge vom Erzeuger bis zum Verbraucher einen möglichst weiten Weg zurücklegen und dabei möglichst oft die Schlagbäume seines Zwischenhandel-Monopols zu passieren haben. Je mehr die Waren in der Welt hin und her wandern, je mehr die Völker abhängig werden vom ausländischen Bezuge, desto besser für den Hebräer. Deshalb sucht er allerwegen den einfachen und natürlichen Verlauf des Güteraustausches zu hemmen und zu verwickeln. Er schiebt sich überall zwischen Produzenten und Konsumenten ein und sucht womöglich zu erreichen, daß auch das kleinste Geschäft nicht ohne sein Dazwischentreten zu Stande kommt. In Ländern, wo die Juden dicht bei einander sitzen, ist dieses System in wunderbarer Weise ausgebildet. So erzählt J. G. Kohl in seinen „Reisen im Innern von Rußland und Polen", daß es in Polen nicht möglich sei, irgend ein bedeutendes oder unbedeutendes Geschäft ohne

die Vermittlung eines Juden abzuschließen. „Der Edelmann verkauft durch den Juden sein Getreide an den Schiffer, durch den Juden engagiert der Hausherr seine Bediensteten, seine Haushofmeister, seine Köchinnen, ja sogar für seinen Sohn die Erzieher und Lehrer. Durch den Juden werden die Güter verpachtet, Gelder aufgenommen, Vorräte eingekauft usw., kurz durch die Vermittlung des Juden speist, fährt, reitet, logiert und kleidet man sich. Ehemals waren die Juden auch noch die einzigen Pächter der Zölle, der Bergwerke und der Salinen Polens."*)

Über das Ineinandergreifen der jüdischen Geschäfts-Tätigkeiten und über das weitverzweigte Netz ihrer Helfer und Helfershelfer gibt T. von Lengenfeldt in seinem Buche „Rußland im 19. Jahrhundert"**) ein Bild:

„Auf den Jahrmärkten, wo es den Juden erlaubt ist, zu handeln, gewinnt der Handel ein gewisses fieberhaftes Ansehen. Sie erscheinen in ungeheurer Menge und verkaufen ihre Waren en gros und en detail, in Buden, auf Tischen, oder tragen sie von Haus zu Haus. Um jeden jüdischen Großhändler schwärmen hunderte von armen Juden, die ihre Waren von demselben auf Kredit nehmen und en detail verkaufen. Die Juden unterstützen einer den anderen, sie haben ihre Bankiers, Mäkler, Agenten, ja selbst ihre eigenen Fuhrleute. Über das ganze westliche und südliche Rußland ist ein zahlloses Heer von Agenten und Kommissionären reicher jüdischer Großhändler zerstreut. Diese bilden das Bindeglied zwischen den Kaufleuten und den Produzenten, zwischen den entfernteren Märkten und den Handelszentren. Die Obliegenheiten der Kommissionäre bestehen in dem Ankaufen von Waren und in den periodischen Berichten, die sie über alle ökonomischen Neuigkeiten an ihre Herren abzustatten haben; über die Ernte-Aussichten, über die Preise aller nur möglichen Produkte, wobei sie ihre Ansicht über den Vorteil dieser oder jener Handelsoperation mitteilen."

Und weiter: „Außer den Kommissionären sind die Mäkler für den jüdischen Handel geradezu unentbehrlich. Das Geschäft des Mäklers besteht darin, alles zu wissen, alles aufzuspüren, die interessierten Parteien

---

*) Leipzig 1841. — Wird von Kennern der Verhältnisse auch heute noch als zutreffend bezeichnet. — S. a. Rich. Andree: Zur Volkskunde der Juden (S. 213).

**) Berlin 1875. — Siehe „Handbuch der Judenfrage", 27. Aufl. S. 100—111.

zusammen zu bringen, alle Handlungen der Personen zu überwachen, die mit dem Kaufmann in irgend einer Verbindung stehen — mit einem Wort: alle Interessen seines Prinzipals zu vertreten. Der Mäkler ist ein lebendiger Preiskurant, in dem die Preise, die Quantität und die Qualität der verkäuflichen Waren, deren Aufenthaltsort, kurz, alles verzeichnet ist, was den Käufer interessieren könnte. Mäkler ist fast jeder Jude; ja man kann wohl mit Recht behaupten, daß er dazu geboren ist."

„Die Mäkler des einen Marktes lassen keinen Fremden dahin und betreten selbst auch keinen fremden Markt, sondern rekommandieren ihren Klienten einem bekannten Mäkler an seinem Orte. Es gibt spezielle Mäkler für den Getreide-, Talg-, Salz und Holzhandel. Da, wo nur immer Juden wohnen, ist das ganze Land von einem Netz von Mäklern überzogen, welche in die geheimsten ökonomischen Schlupfwinkel der Gegend eindringen. Der Mäkler versteht es, sich überall und für jedermann unentbehrlich zu machen. Der Gutsbesitzer, besonders der polnische, ist der geborene Freund des Juden, der ihm schmeichelt, sich vor ihm erniedrigt, immer weiß, wo und wie man Geld auftreiben und seine Produkte am vorteilhaftesten verwerten kann." . . .

Aus den oben gekennzeichneten Beweggründen entspringt die Sucht des Hebräers, ausländische Waren zu bevorzugen. Er wird immer der erste sein, der Neues aus fremden Ländern zu bringen weiß, und er ist ein unermüdlicher Lobpreiser alles Fremden. Er wird stets versichern, die ausländische Ware sei besser, als die einheimische, ja er behauptet sogar, das Korn des Auslandes wäre nahrhafter, als das des deutschen Bauern. Er weiß wohl, daß die einheimische Produktion sehr leicht den Weg vom Produzenten direkt zum Konsumenten findet, ohne ihn als Vermittler zu brauchen; und das geht ihm gegen den Strich.

Er möchte Produktion wie Konsumtion von sich abhängig machen, in seine Gewalt bekommen; er sucht deshalb beide von einander zu trennen und sich dazwischen zu schieben. Der Zwischenhandel ist dem Juden so förmlich zur zweiten Natur geworden, daß er ihn auch bei andern begünstigt, sofern ihm selber dadurch kein Vorteil entgeht. Fabrikanten, die ausschließlich an ihre Vertreter liefern, letztere selbst sowie das große Heer der Agenten, Makler und Kommissionäre, die nicht direkt mit Juden im Wettbewerb stehen, pflegen deren Lobredner zu sein wegen der Peinlichkeit, mit welcher jüdische Wiederverkäufer jede Art Zwischenhandel respektieren. Des Juden Ideal würde es sein, Deutschland in einen einseitigen Industriestaat zu verwandeln, der alle Rohstoffe und Nahrungsmittel vom Auslande bezöge und den größten Teil seiner industriellen Erzeugnisse wiederum ins Ausland absetzen müßte. Auf solche Weise würden sowohl die Rohstoffe wie die fertigen Produkte durch des Zwischenhändlers Hände gehen müssen, und seine Beherrschung des Marktes wäre eine vollkommene. So nahe den Hebräer dieses Ideal dem Sozialdemokraten marxistischer Richtung*) bringt, ebenso weit entfernt es ihn von allen Vertretern nationaler Arbeit.

Darum ist der Jude ein abgesagter Feind des einheimischen Landbaues. Mit fanatischem Hasse verfolgt er den Bauer, den „Agrarier", der ihm durch seine fleißige Produktion das Handelsmonopol stört. Darum wird er auch nicht müde, das Lob des internationalen Freihandels zu singen, die Schutzzöllner zu schmähen, die Städter gegen den Landmann aufzureizen und nach Möglichkeit zwischen beiden Zwietracht zu säen.

Noch durch einen weiteren Umstand wird das Hebräertum in seiner Beherrschung des Wirtschaftslebens begünstigt, das ist: die besondere Moral.



*) Karl Marx (1818—1883) war wie auch Ferd. Lassalle (1825 bis 1864) und manche andere bekannte sozialdemokratische Größe, von jüdischer Herkunft.

V.

Die besondere Moral des Judentums.

Daß es der Hebräer mit seinen sittlichen Pflichten gegen andere Menschen nicht allzu genau nimmt, ist in aller Leute Mund. Man ist gewöhnt, ihm in dieser Hinsicht mancherlei nachzusehen und seine geringere Gewissenhaftigkeit sogar damit zu entschuldigen, daß er doch „in alten Zeiten" vielfach zu Unrecht verfolgt und somit durch die Not zu einer laxen Moral gezwungen worden sei. Auch hier sind viele „gute Seelen" geneigt, in unbedachter Gutmütigkeit ihr eigenes Volk herabzusetzen, indem sie die Verantwortung für die sittlichen Mängel des Hebräers den eigenen Vorfahren, den „Christen", in die Schuhe schieben. Diese braven Leute könnten leicht aus der Bibel erfahren, daß die schlechte Moral des Hebräers so alt ist, wie dieses Volk selbst, daß sie also auch schon bestand, als es noch gar keine Christen gab. Bereits im alten Ägypten, Babylon und Syrien waren die Hebräer wegen ihrer bedenklichen Moral und Geschäftstaktik weit und breit verschrieen; somit können nicht die Christen an der sittlichen Verwahrlosung des jüdischen Volkes schuld sein.

Schon aus dem Alten Testament können wir erfahren, daß den Hebräern durch ihr Gesetz erlaubt wird, den Nichtjuden, den „Fremdling", anders zu behandeln, als den Glaubens- und Stammesgenossen. Bereits dort stellt das „auserwählte Volk" sich in entschiedenen Gegensatz zu allen übrigen Völkern, die als Fremde bezeichnet werden. Es wird immer wiederholt, gegen den Fremden sei allerlei erlaubt, was gegen den Mitjuden verboten ist. Da heißt es z. B.:

Von dem Fremden magst du Wucher nehmen, aber nicht von deinem Bruder (5. Moses 23, 20.)

Stets wird scharf geschieden zwischen den Juden und den übrigen Völkern. Alle sittlichen Gebote der Hebräer erstrecken sich nur auf Pflichten gegen Stammesgenossen, die übrigen sind ausgenommen. Was gegen die Juden zu tun verboten ist, wird gegen den Nichtjuden gestattet.

5. Mos. 15, 3: Den Fremden magst du drängen, aber dem, der dein Bruder ist, sollst du es erlassen.

Die Verachtung gegen den Nichtjuden geht soweit, unreine Speise und Aas für den Fremden als gut genug zu erachten.

5. Mos. 14, 21: Ihr sollt kein Aas essen; dem Fremdling in deinem Tore magst du es geben, daß er es esse, oder es einem Fremden verkaufe.

Alles, was in Bezug auf den „Nächsten" geboten wird, faßt der Jude nicht so auf, wie der Christ, der es auf alle Menschen bezieht; er nimmt es ganz wörtlich und bezieht es nur auf den Nächststehenden, den Stammesgenossen, den Mitjuden. Wenn es daher im 3. Mos. 19, 13 heißt: Du sollst deinen Nächsten nicht übervorteilen und nicht berauben — so bezieht das der Jude ausschließlich auf seinen Glaubens- und Stammes-Genossen und hält sich der gleichen Pflicht gegenüber den Nichtjuden für entbunden. Die Schriften der Rabbiner bringen diese Auffassung ganz unzweideutig zum Ausdruck.

* * *

Diese eigentümliche Auffassung von den besonderen Menschenrechten der Juden geht aber noch weiter zurück; sie beruht letzten Grundes darauf, daß die Juden als ein „auserwähltes Volk" sich nicht nur von allen Menschen absondern, sondern auch einen besonderen Gott für sich haben. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum unserer Theologen, den jüdischen Gott mit dem christlichen zu identifizieren. Wie ein näheres Zusehen ergibt, ist Jahweh (wie die neuere Wissenschaft Jehova nennt) der ausschließliche Gott des Judentums und nicht zugleich der der anderen Menschen. Man überzeuge sich in 1. Mos. Kap. 17, daß dieser Jahweh-Jehova seinen Bund ausdrücklich nur mit Abraham und dessen Samen (Nachkom-

men) schließt und daß dieser Bund eine feindliche Bedeutung gegen alle nichtjüdischen Völker besitzt. Als Zeichen des Bundes wird die Beschneidung eingeführt, und Jahweh erklärt: alles, was nicht beschnitten sei, werde seiner Rache verfallen und ausgerottet werden. Wir Nicht-Beschnittenen haben uns daher keiner Gnade vor diesem fürchterlichen Gotte zu versehen!

Es wird auch sofort klar, wie dieser Bund zwischen Jahweh und Abrahams Samen ein Kampfbund ist, der seine Spitze schonungslos gegen alle nichtjüdischen Völker — die Ungläubigen, die Heiden (Gojim) — richtet. Heiden aber sind in den Augen der Juden alle, die nicht von Abrahams Samen sind, alle Nichtbeschnittenen, die nicht den Blutsbund mit Jahweh schlossen. Den Juden aber wird die Herrschaft über alle anderen Völker versprochen und deren Besitztum zum Lohn gegeben, wenn sie den Bund mit Jahweh getreulich halten:

„Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und die Welt zum Eigentum. Du sollst sie mit einem eisernen Szepter zerschlagen; wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen" (Psalm 2, 8, 9).

Ja es wird offen allen nichtjüdischen Völkern Feindschaft angekündigt und deren Ausrottung und Vernichtung den Juden zur Lebensaufgabe gemacht:

5. Mos. 7, 16: Du wirst alle Völker fressen, die der Herr, dein Gott, dir geben wird. Du sollst ihrer nicht schonen und ihren Göttern nicht dienen, denn das würde dir ein Strick sein.*)

Mit Recht bezeichnet daher der Orientalist Adolf Wahrmund (a. a. O.) den Weg der Juden über die Erde als einen Kriegszug zu deren Eroberung — freilich nicht mit offener Waffengewalt, sondern mit anderen Mitteln, die die talmudische Lehre der Rabbiner reichlich zur Verfügung stellt.

Das wichtigste Kampfmittel der Juden gegen die nichtjüdischen Völker ist das Geld; darum suchen sie sich desselben

*) Es war also ein verhängnisvoller Mißgriff Luthers, als er das Wort Jahweh immer mit „Gott der Herr" übersetzte und dadurch den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Sondergott der Juden und dem „himmlischen Vater" Christi verwischen half.

in aller Form zu bemächtigen. Darum wird den Juden der Wucher an den Nichtjuden erlaubt und das Geldausleihen und Zinsnehmen als wichtigstes Mittel zur Beherrschung der Völker empfohlen:

5. Mos. 15, 6: Denn Jahweh, dein Gott, hat dir Segen verliehen, wie er dir verheißen hat, sodaß du vielen Völkern leihen wirst, selber aber nicht zu entlehnen brauchst, und daß du über viele Völker herrschen wirst; über dich aber soll keiner herrschen! —

Wahrlich, ein merkwürdiger Gottesbund, der sich mit barem Gelde bezahlt macht und die Herrschaft über die Völker durch Geldmacht verheißt — während Christus lehrt: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon."

Die seltsame Lebens-Auffassung der Juden, die sich aus solchen Lehren ergibt, hat im Talmud ihre volle Ausmünzung erfahren. Es würde zu weit führen, hier auch noch aus den geheimnisvollen Büchern der Rabbiner Auszüge zu liefern; deshalb sei hier verwiesen auf das Buch von Th. Fritsch: „Mein Beweismaterial gegen Jahweh",*) das die hier nur flüchtig gestreiften Gebiete in volles Licht rückt.

Die Absonderung der Hebräer von allen übrigen Völkern ist also eine bewußte und gewollte, nicht etwa nur durch die Abneigung der Völker verschuldete. Die jüdischen Religionsbücher bringen auf Schritt und Tritt Belege dafür. Es wird immer davor gewarnt, mit den fremden Völkern gemeinsame Sache zu machen:

„Hüte dich, daß du nicht einen Bund machest mit den Einwohnern des Landes, darein du kommst, daß sie nicht zum Ärgernis unter dir werden (2. Mos. 34, 12 u. 13).

Die Grenzscheide zwischen dem Hebräer und der übrigen Menschheit ist überall aufs Schärfste gezogen, und auf dieser Scheidung beruht die besondere Moral des Hebräertums. Ihre charakteristische Ausgestaltung hat sie indessen erst erfahren unter der Hand der Rabbiner, die im 2.—5. Jahrhundert nach Christi Geburt die jüdische Moral im „Talmud"

*) Hammer-Verlag, Leipzig, Königstr. 27. Preis 1,50 M.

(= „Lehre") niederlegten. „Der Talmud — ein umfängliches und in viele Teile zerfallendes Werk — ist das eigentliche Gesetzbuch des nachchristlichen Judentums, die Grundlage seiner religiösen und bürgerlichen Einrichtungen" (Brockhaus' Konv.-Lexikon). Und gerade hier macht sich im ausgeprägten Maße die Auffassung geltend, daß nur der Hebräer ein Mensch im rechten Sinne sei und daß alle übrigen Völker tief unter ihm stehen, ja, den Tieren gleichzustellen sind.

„Die Völker der Welt sind wie die Körbe, in die man Stroh und Dünger tut. Sie haben nur eine Seele gleich den Tieren,"

heißt es im Midrasch schir haschirim, und ferner im Traktat Baba mezia:

„Ihr Israeliten werdet Menschen genannt, die Völker der Welt aber werden nicht Menschen, sondern Vieh geheißen."

Noch deutlicher drückt sich Jalkut Rubeni aus:

„Die Israeliten werden, weil ihre Seelen von Gott stammen, Menschen geheißen, die Seele der Nichtjuden aber stammt vom unreinen Geiste, und darum werden sie Schweine genannt."

Falls nun aber ein gläubiger Israelit doch meinen könnte, die Nichtjuden wären ebenso gut Menschen wie die Hebräer, weil sie doch die gleiche Gestalt haben, so weiß sie Schene luchoth habberith darüber zu belehren, warum das so ist, denn es heißt dort:

„Den Gojim (Nichtjuden) ist nur deshalb eine menschliche Gestalt gegeben, damit die Juden sich nicht von Tieren bedienen lassen müssen."

Bei solcher Auffassung ist es begreiflich, wenn den gläubigen Hebräern alle Lebensgemeinschaft mit den Nichtjuden strengstens verboten ist. Eine eheliche Verbindung mit ihnen einzugehen, davor warnt schon das Alte Testament bekanntlich aufs nachdrücklichste, und die Rabbiner des Talmud wiederholen und verschärfen dieses Gebot noch mehrfach.

Wenn also von einer gegenseitigen Mißachtung zwischen Juden und Nichtjuden die Rede ist, so ist wohl zu beachten, von welcher Seite sie zunächst ausging: es ist der Rassendünkel des echten Hebräers, demzufolge er sein Volk für ein ganz besonderes, für ein auserwähltes hält, das verächtlich auf andere Menschen herabblicken darf. Wenn nun die übrigen Völker diese Abneigung ihrerseits mit gleicher Münze vergelten, so ist das wahrlich nicht zu verwundern, vielmehr als Gegenwehr auf eine brutale Herausforderung berechtigt.

Wer nun aber die nicht zu seinem Stamme gehörigen Menschen gleich Tieren achtet, der kann diesen untergeordneten Geschöpfen gegenüber unmöglich sittliche Pflichten anerkennen. Von dieser Grundauffassung geht die gesamte rabbinische Moral aus; sie lehrt immer wieder: nur deinem Nächsten, deinem Stammesgenossen gegenüber hast du Pflichten, sonst nicht. Heißt es im Gesetze: „Deinem Nächsten sollst du nicht Unrecht tun," so setzt der rabbinische Scharfsinn erläuternd dazu: „die anderen sind ausgenommen." So lautet es im Traktat Sanhedrin: „Einem Israeliten ist erlaubt, einem Goi (Nichtjuden) Unrecht zu tun, weil geschrieben steht: Du sollst deinem **Nächsten** nicht Unrecht tun, wobei des Goi nicht gedacht wird." Es kann nicht verwundern, wenn der Talmud dann z. B. die Folgerung zieht: „Verlorenes Gut, das einem Goi gehört, braucht man nicht zurück zu geben."

Aber auf so allgemeine Anweisungen beschränken sich die talmudischen Schriften nicht. Wie das Geschäft gleichsam die Seele des ganzen Judendaseins ist, so ist auch im Talmud allen geschäftlichen Verhältnissen eine große Wichtigkeit beigemessen, und es werden dort allerhand gute Ratschläge erteilt, wie man bei geschäftlichen Abwickelungen zu verfahren hat. Das gehört eben auch zur jüdischen Religion. Wenn man sich erinnert, wie wenig die Lehre Christi sich mit Geldsachen und Geschäften befaßt, wie sie gewissermaßen alles Geldwesen abweist, gestützt auf das Wort: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon," so muß man fühlen, welch unüberbrückbarer Gegensatz zwischen christlicher und jüdischer Lebensauffassung besteht. Wie wichtig hingegen sind dem Hebräer alle geschäftlichen Dinge! So finden wir in den talmudischen Schriften Anweisungen folgender Art:

„Wenn ein Goi eines Israeliten Pfand in der Hand hat, und der Goi verliert es und es findet ein Israelit, so soll er es dem Israeliten wiedergeben, nicht aber dem Goi; wenn es aber der Finder dem Goi wiedergeben wollte, um des heiligen Namens willen,*) so soll ihm der andere sagen: wenn du den Namen heiligen willst, so tue es mit dem, was dir gehört. (R. Jerucham. Seph. mesch. f. 51. 4).

Ebenso wird gelehrt:

„Den Irrtum eines Goi auszunutzen, ist erlaubt, wenn er sich selbst (zu seinem Nachteil) irrt. Wenn nämlich der Goi seine Rechnung macht und sich irrt, so soll der Israelit zu ihm sagen: siehe, ich verlasse mich auf deine Rechnung, ich weiß nicht (ob es sich so verhält), doch ich gebe dir, was du forderst."

Aber nicht nur in rein geschäftlichen Dingen ist dem Hebräer erlaubt, die nichtjüdischen Menschen anders zu behandeln, als seinesgleichen, sondern mit unerbittlicher Konsequenz dehnt der Rabbinismus die scharfe Scheidung zwischen Juden und Nichtjuden auch auf alle übrigen Gebiete des Lebens aus.

Dem Juden ist es zum Gebot gemacht, als Richter in Rechts-Streitigkeiten den Prozeß zugunsten seines Stammesgenossen zu wenden. Im Buche Baba Kamma (= Die erste Pforte) heißt es Fol. 113 a, 2. Abs.:

„Wenn ein Israelit mit einem Nichtjuden vor dir zu Gericht kommt, so sollst du ihm, wenn du kannst, nach jüdischem Gesetz Recht geben, und zu jenem sagen: es sei so nach unserem Gesetz. Wenn das Gesetz der weltlichen Völker dem Juden günstig ist, so sollst du ihm Recht geben und zu jenem sagen: es sei so nach eurem Gesetz. Wenn aber nicht, so gebrauche Hinterlist."

Daß aber die verächtlichen Lehren des Talmud gegen die Kanaaniter, Edomiter, Amalekiter usw. sich nicht nur auf die Völker des Altertums, sondern auch auf die der Gegenwart beziehen, dafür zeugt z. B. folgende Stelle:

„Die Einwohner von Deutschland," sagt Kimchi (zu Obadja 1, 20,) „sind Kanaaniter, denn als die Kanaaniter vor Jehoschua flohen, gingen sie in das Land Alemannia, welches Deutschland genannt wird, und noch heutigen Tages werden die Deutschen Kanaaniter genannt."

---

*) Eine häufig wiederkehrende Redewendung, die etwa besagen will: „damit unsere Religion und unser Gott nicht in schlechten Ruf kommen."

In neuerer Zeit geben sich die Hebräer gern den Anschein eines kriegerischen Geistes, rühmen sich ihrer Teilnahme an den Feldzügen und versuchen durch ihre Gönner und Organe zu erreichen, daß sie sogar zum Offiziersstande zugelassen werden. Daß sie aber die Vorsicht höher schätzen als die Tapferkeit, dafür zeugt die Talmudstelle Pesachim 112 b:

„Wenn du in den Krieg ziehst, so gehe nicht zuerst, sondern zuletzt, damit du zuerst heimkehren kannst."

Auch die vielverbreitete Vorstellung, der Jude sei durch fremde Einflüsse zum Handel gezwungen worden, weil man ihm andere Berufe verwehrte, worüber wir in der Folge noch eingehend sprechen werden, wird ebenfalls durch die rabbinischen Schriften selbst entkräftet. Sie bezeugen von den ältesten Zeiten her, wie der Hebräer immer den Handel bevorzugte, weil ihm andere Tätigkeiten, besonders der Ackerbau, zu mühselig dünkten und zu wenig einbrachten. Im Talmud heißt es:

Rab Eleazar hat gesagt: „Kein Handwerk ist so wenig einträglich als der Ackerbau," denn es heißt Ezech. 27, 29: „Sie werden herabkommen (verarmen)!" R. Eleazar sah einen Acker, auf welchem Kohl auf den Beeten der Breite nach gepflanzt war. Da sprach er: „Selbst wenn man Kraut der Länge nach pflanzen wollte, so ist Handelsverkehr besser als dies." Als der Rab einmal zwischen Aehren ging und sah, daß sie sich hin und her schwangen, sprach er: „Schwinge dich nur immer fort, Handel ist dir vorzuziehen." — Rab hat ferner gesagt: „Wer hundert Sus auf den Handel verwendet, kann alle Tage Fleisch und Wein genießen; wer dagegen aber hundert Sus auf den Acker verwendet, muß sich mit Salz und Kraut begnügen, er muß auf der Erde schlafen und ist allerlei Mühsal ausgesetzt."

Die Vorliebe für den Handel und die Mißachtung des Handwerks und Ackerbaues sind also ein uraltes Erbteil der jüdischen Rasse, und niemand hat sie zu nötigen brauchen, sich dem Handel zuzuwenden.

Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu wähnen, diese alten talmudischen Anschauungen und Gesetze seien heute außer Gültigkeit. Im Gegenteil: die talmudischen Lehren bilden fortgesetzt einen wichtigen Gegenstand im jüdischen Religions-

Unterricht, und jeder junge Jude wird in talmudischen Anschauungen erzogen — so sehr er auch später versichern mag, daß ihm von diesen Dingen nichts bekannt sei. Zudem ist das talmudische Gesetz durch eine neuere Bearbeitung, den sogenannten Schulchan aruch, erneuert worden, und die Gültigkeit dieses Gesetzes ist so unbestritten, daß selbst das deutsche Reichsgericht in Streitfällen, in denen beide Teile Juden waren, sich auf die Vorschriften des Schulchan aruch stützte.

In diesem neueren Gesetzbuche des Judentums findet sich auch jenes merkwürdige Gebet, das alljährlich am Versöhnungstage in allen Synagogen unter großen Feierlichkeiten gebetet wird, das sogenannte **Kol-nidre-Gebet**. Es hat folgenden Wortlaut:

„Alle Gelübde (Kol-nidre) und Verbindlichkeiten und Beschwörungen und Eide, welche wir von diesem Versöhnungstage an bis auf den nächsten geloben, schwören und zusagen werden, die reuen uns alle und sollen aufgelöst, erlassen, aufgehoben, vernichtet, unkräftig und ungültig sein; unsere Gelübde sollen keine Gelübde, und unsere Schwüre keine Schwüre sein."

Der Inhalt dieses absonderlichen Gebetes ist den Juden schon vielfach zum Vorwurf gemacht worden, und sie reden sich dabei gewöhnlich in der Weise heraus, daß sie behaupten, die Gelübde, Schwüre und Eide, von denen in jenem Gebete die Rede ist, bezögen sich nur auf religiöse Dinge, gewissermaßen auf Gelübde und Eide, die der Jude seinem Gotte gegenüber leistet. Es ist aber nicht einzusehen, warum jemand, der es mit seinen Eiden gegen Gott so wenig genau nimmt, seine Schwüre gegen Menschen heiliger halten sollte. Auf alle Fälle hat der betende Hebräer beim Sprechen des Kol-nidre das Recht, insgeheim dieses Gebet auf alle seine Schwüre und Eide zu beziehen.

* * *

Es ist also kein Wunder, wenn ein Volk mit einer so eigenartigen Moral im Geschäftsleben einen gewaltigen Vorsprung gewinnt gegen Menschen, die ein zarteres Rechtsgefühl und Gewissen besitzen und es nicht nur mit ihren Eiden und

Schwüren, sondern auch mit bloßen Versprechungen und Zusicherungen genau nehmen. Jene talmudische Sittenauffassung, die den Hebräer wohl anhält, die Pflichten gegen seinen Stammes- und Glaubensbruder aufs peinlichste einzuhalten, sich aber der Pflichten gegen andere Menschen enthoben zu wissen, muß einen eigentümlichen Zwiespalt in unser Leben hineintragen. Die Hebräer sind auf solche Weise zu einer festen Vereinigung verbunden, die nicht nur ein starkes Gemein-Interesse besitzt, sondern zugleich sich in stiller Feindschaft gegen alle übrigen Menschen wendet. Da nun den Hebräern nach ihren Gesetzen überdies strengstens verboten ist, den Nichtjuden etwas von ihrer geheimen Gesetzgebung zu verraten, so erlangt das Judentum auf solcher Grundlage den Charakter einer Verschwörung, die sich gegen alle nichtjüdischen Menschen kehrt.

Die Sachlage wird durch folgende Umstände verschärft: Die rabbinischen Lehren und Gesetze sind — mit wenigen Ausnahmen — nur in hebräischer Schrift und Sprache vorhanden und darum für die übrige Menschheit so gut wie unzugänglich. Außerdem ist die hebräische Schriftsprache gleichsam eine Schlüsselschrift, deren Lesart und Auslegung durch Tradition in den Rabbinerschulen gelehrt wird. Die Juden sind dadurch in der Lage, jedem Nichteingeweihten gegenüber zu behaupten, seine Lesart sei falsch. Tatsächlich sind denn auch diejenigen nichtjüdischen Gelehrten, welche, der hebräischen Sprache kundig, einen Blick in das rabbinische Schrifttum taten und einzelne verfängliche Stellen daraus übersetzten, immer in der heftigsten Weise von den Juden angefeindet worden. Nur durch die Vermittlung getaufter Juden wurde es in einzelnen Fällen möglich, die richtigen Lesarten zu erfahren. Außerdem aber haben zuverlässige christliche Gelehrte seit Jahrhunderten in übereinstimmender Weise Übersetzungen jener unmoralischen Stellen geliefert, sodaß gegen deren richtige Übertragung kaum noch ein Zweifel gehegt werden darf. Es seien hier nur genannt der Heidelberger Professor der orien-

talischen Sprachen Johann Eisenmenger, der im Jahre 1700 eine Übersetzung von Talmud-Auszügen lieferte; sodann der Kanonikus Professor August Rohling in Prag, der im Jahre 1878 seinen „Talmudjuden" erscheinen ließ und seitdem der Gegenstand gehässigster Anfeindungen von Seiten der Juden wurde. Ferner haben die Orientalisten Professor Johann Gildemeister in Bonn († 1890), Dr. Jakob Ecker in Münster und Professor Georg Behr in Heidelberg bei Gelegenheit von Prozessen, die sich auf diese Dinge bezogen, als Gutachter vor Gericht jene Übersetzungen aus den rabbinischen Schriften als zutreffend bestätigt. Da sich dennoch die Juden immer wieder aufs Ableugnen legen, so besteht eigentlich im Interesse beider Teile ein dringendes Bedürfnis, die strittigen Talmudstellen durch unparteiische Sachverständige untersuchen zu lassen; aller Streit wäre ja dann auf die einfachste Weise aus der Welt geschafft.

Merkwürdigerweise aber widerstreben die Hebräer einem solchen Vorgehen aufs nachdrücklichste, und auch die staatlichen Behörden haben sich solchem Ansuchen gegenüber bisher auffälliger Weise ablehnend verhalten. Als im Jahre 1890 aus dem antijüdischen Lager eine Eingabe an eine Reihe von Reichs- und Landesbehörden gerichtet wurde, des Inhalts, daß eine Kommission von unabhängigen Gelehrten eingesetzt werden möge, welche eine Nachprüfung der strittigen Stellen vorzunehmen habe, wurde von keiner Seite diesem Ansuchen stattgegeben. Das preußische Kultusministerium lehnte einen solchen Schritt als „untunlich" ab. Vergleicht man damit die Gründlichkeit, mit der die Jesuitenmoral vor der Öffentlichkeit erörtert worden ist und noch wird, so muß man zu der Ansicht kommen, daß die eifrigen Wahrheitsfreunde und Gegner der „Dunkelmänner" gegenüber den Juden ihren Aufklärungseifer merkwürdig zu zügeln wissen.

Die Sachlage ist also eine recht sonderbare. Soviel steht fest: **Die deutschen Volksvertretungen und Regierungen haben den Juden die bürgerliche Gleichberechtigung erteilt und sie als Religionsgemeinde anerkannt, ohne zu untersuchen, ob die jüdische Sittenlehre mit der Staatswohlfahrt vereinbar ist.** Es darf daher nicht verwundern, wenn von deutschnationaler Seite gegen diesen unhaltbaren Zustand immer wieder Sturm gelaufen wird, und wenn man von den maßgebenden Stellen verlangt, daß sie endlich eine Prüfung der jüdischen Lehren vornehmen möchten. Der Streit darüber kann nicht eher zur Ruhe kommen, als bis die Angelegenheit in unzweifelhafter Weise klargestellt ist.

Der Staatsrechtslehrer und Diplomat Joh. Ludw. Klüber († 1837) nennt die Juden schlechtweg „eine politisch-religiöse Sekte unter streng theokratischem Despotismus der Rabbiner" und „eine völlig geschlossene, erblich verschworene Gesellschaft für gewisse politische Grundsätze und Gebote für das **gemeine Leben und den Handelsverkehr**" (also nicht bloß für religiöse Zwecke!). Und das ist mit kurzen nüchternen Worten der Kern der Sache. Denn die Juden bilden nicht bloß, wie etwa die Christen, eine Religions-Gemeinschaft, die sich auf gewisse sittliche Lehren stützt und ihren Gott in bestimmten Formen anbetet; ihre Gesetze erstrecken sich auf allerlei praktische Lebensdinge, insbesondere auf die Pflege des Handels und der Geldleihe unter dem Einflusse einer besonderen Moral. Sie bilden, trotz ihrer Zerstreuung unter anderen Völkern, eine festgeschlossene Nation, ja, wie es Fichte ausdrückt, einen besonderen Staat. Und da sie zugleich auf die Reinhaltung ihres Blutes bedacht sind und nach Möglichkeit unter einander heiraten, so bilden sie auch eine für sich abgeschlossene Rasse. Das hat von allen Herrschern in Deutschland niemand klarer erkannt, als der größte Realpolitiker unter ihnen: **Friedrich der Große**, der es für nötig hielt, sogar in seinem Politischen Testament von 1752 ausdrücklich seinem Nachfolger einzuschärfen: „Ferner muß der Herrscher ein Auge auf die Juden haben, ihre Einmischung in den Großhandel verhüten, das Wachstum ihrer Volkszahl verhindern, und ihnen bei jeder Unehrlichkeit, die

sie begehen, ihr Asylrecht nehmen. Denn nichts ist für den Handel der Kaufleute schädlicher als der unerlaubte Profit, den die Juden machen."

Die Rassen-Besonderheit aber tritt dadurch augenfällig in Erscheinung, daß der Jude unter allen Völkern der Welt sofort heraus zu erkennen ist. Und es kann weiter kein Zweifel darüber bestehen: die Hebräer sind durch ihren Talmud und durch ihr Rabbinertum zu einer festgeschlossenen Kaste zusammengehalten, die gemeinsam den Kampf gegen die übrigen Völker führt, hauptsächlich auf dem Wege der materiellen Enteignung und der sittlichen Untergrabung.

Unser **Moltke**, der in den Jahren 1830—32 bei seinem Aufenthalte in Polen Gelegenheit hatte, das Judentum gründlich zu studieren, faßt seine Wahrnehmungen in die Worte zusammen: („Darstellung d. inn. Verhältnisse in Polen", Berlin 1832).

„Die Juden sind trotz ihrer Zersplitterung eng verbunden. Sie werden durch ungekannte Obere zu gemeinsamen Zwecken folgerecht geleitet. Indem sie alle Versuche der Regierungen, sie zu nationalisieren, zurückweisen, bilden die Juden einen Staat im Staate und sind in Polen eine tiefe und noch heute nicht vernarbte Wunde dieses Landes geworden. Noch jetzt hat jede Stadt ihren eigenen (jüdischen) Richter, jede Provinz ihren Rabbi, und alle stehen unter einem ungekannten Oberhaupte, welches in Asien haust, durch das Gesetz zum beständigen Umherirren von Ort zu Ort verpflichtet ist, und den sie den „Fürsten der Sklaverei" nennen. — So ihre eigene Regierung, Religion, Sitte und Sprache bewahrend, ihren eigenen Gesetzen gehorchend, wissen sie die des Landes zu umgehen oder ihre Ausübung zu hintertreiben; und eng unter sich verbunden, weisen sie alle Versuche, sie der Nation zu verschmelzen, gleich sehr aus religiösem Glauben, wie aus Eigennutz zurück."

* * *

Es geht also nicht an, diesen eigenartigen und festorganisierten feindlichen Staat des Judentums mit christlicher Toleranz und sentimentaler Nächstenliebe ignorieren zu wollen. Dieser feindliche Staat hat uns den Krieg erklärt, den Krieg bis aufs Messer, denn er trachtet unsere materiellen wie unsere geistigen Güter sich zu eigen zu machen.*)

*) Im „Kunstwart" 1912 erklärte Dr. Moritz Goldstein, es sei nicht mehr zu bestreiten daß die Juden nicht nur die materiellen, sondern auch die geistigen Güter der deutschen Nation verwalteten, obwohl die Deutschen ihnen die Fähigkeit hierzu absprächen.

Es ist ein Irrtum, sich die Juden als eine harmlose „Konfession" vorzustellen, die in Frieden neben uns leben und etwa nur in besonderer Form ihrem Gotte dienen wolle. Der treffliche Adolf Wahrmund sieht in unseren Juden das alte Prinzip der nomadischen Wüstenräuber fortleben, die über die Kulturländer dahinziehen, um die Weideplätze abzugrasen und verwüstet hinter sich zu lassen. Er sagt:*)

„Nach talmudisch-rabbinischer Anschauung ist der Weg der Juden über die Erde ein Kriegszug zu deren Eroberung — nichts anderes. Sie betrachten sich als Soldaten auf dem Marsche, die verborgen lagern, oder durch falsche Flagge gedeckt sind — inmitten des Feindes, stets gewärtig des Zeichens zum Angriff und Überfall."

An all diesen Tatsachen wird nichts dadurch geändert, daß dieser oder jener Jude uns als ein recht harmloser und vielleicht sogar liebenswürdiger Mensch erscheint. Zweifellos besitzt der Jude auch manche menschliche und gesellige Tugenden, aber wer verbürgt, daß die von ihm zur Schau getragene Gesinnung, die eingestandenermaßen stets mit Bitterkeit wegen vermeintlicher Zurücksetzung gemischt oder mit verheimlichten „Rache"-Empfindungen durchtränkt ist, aufrichtig genannt werden darf? Die besondere Stellung des Juden inmitten einer ihm innerlich fremden Gemeinschaft zwingt ihn, klug und vorsichtig aufzutreten. Er wäre ja töricht, wenn er seine Überhebung und Abneigung gegen alle nichtjüdischen Menschen offen zur Schau tragen wollte. Wie könnte er damit seine Zwecke erreichen? Die Schlauheit gebietet ihm, sich sanft und geschmeidig in die Umgebung zu schicken, Wohlwollen und gute Gesinnung gegen seine Mitbürger zu heucheln, um diese in ihrer Arglosigkeit für sich einzunehmen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur so kann er seine eigenen geschäftlichen und die anderen heimlichen Zwecke des Hebräertums am besten fördern. Man halte

*) In seiner S. 41 genannten Schrift.

also den Einwand, daß es doch auch recht nette und brave Juden gäbe, nicht für einen Beweis für ihre Ungefährlichkeit. Ausnahmen bestätigen die Regel, und gerade die Liebenswürdigkeit und scheinbare Harmlosigkeit ist eins der gefährlichsten Kampfmittel, die der Hebräer gegen seine Umwelt anwendet. Mag auch gelegentlich einen Juden sein gutes Herz anleiten, wirklich selbstlos und hingebend, ja aufopferungsvoll gegen andere Menschen zu sein (ein Fall, der wegen seiner Seltenheit hundertmal mehr aufgebauscht zu werden pflegt, als wenn es sich um Nichtjuden handelt), so bleibt doch der beste und sittlich hochstehendste Hebräer immerhin ein Glied einer festgeschlossenen Gemeinschaft, die ihre Front gegen uns richtet. Und in dem Augenblicke, wo es gilt, jüdische Interessen gegen andere Interessen zu verteidigen, wird auch der edelste und bestgesinnte Jude die Partei seiner Stammesgenossen ergreifen und jedem Nichtjuden als Feind gegenübertreten.

Darum vergesse man nicht: wir befinden uns im Kriegszustande. Wenn uns aber eine Nation den Krieg angesagt hat und feindselig in unser Land eindringt, so haben wir kein Recht mehr zu fragen: ist der einzelne da drüben ein guter oder ein schlechter Mensch? — sondern von dem Augenblicke an ist jeder von ihnen unser Feind, gegen den wir uns wehren müssen.

* * *

VI.

Auseinandersetzung mit Sombart.

Nachdem wir so unsere eigene Stellungnahme zu der vorliegenden Frage im Umriß gekennzeichnet haben, bleibt uns die Aufgabe, den Ausführungen Sombarts zu folgen, um sie teilweise bestätigend zu ergänzen, teilweise eine andere Auffassung geltend zu machen. Sombart selbst gibt zu, daß sein Buch einseitig sei und sein wolle. In der Tat hat er hier eine Geschichtsschreibung der jüdischen Wirtschafts-Methode geliefert, die — obwohl der Verfasser sich sichtlich bemüht, sachlich zu sein, und sich aller Werturteile zu enthalten — dennoch vorwiegend von der Sonnenseite aus geschrieben ist. Wer sonst nichts von der Weltgeschichte wüßte und dieses Buch läse, könnte den Eindruck gewinnen, als seien die Hebräer das allein bewegende Prinzip — nicht nur in der Volkswirtschaft, sondern in der Kultur überhaupt, — als seien alle großen Unternehmungen und alle Fortschritte nur ihnen allein zu verdanken. Diesen Eindruck zu erwecken ist indessen schwerlich die Absicht des Verfassers gewesen, und er würde eine solche Auslegung wohl schlechtweg abweisen. Es ist aber zu verstehen, daß in einer Zeit, wo den Hebräern soviel Abträgliches nachgesagt wurde, der Wunsch entstehen konnte, auch einmal alles das aufzuführen, was zu ihren Gunsten spricht. Sagt doch Sombart — obwohl er sich der Werturteile enthalten will:

„Wie die Sonne geht Israel über Europa; wo es hinkommt, sprießt neues Leben empor; von wo es wegzieht, da modert alles, was bisher geblüht hatte."

Ein anspruchsvolleres Werturteil über ein Volk läßt sich wohl kaum fällen; und es ist gewiß angebracht, im einzelnen einmal zu untersuchen, inwieweit ein solcher Ausspruch berechtigt ist oder nicht.

Mit außerordentlichem Fleiße hat Sombart aus der Literatur alles zusammengetragen, was auf die Tätigkeit der Hebräer ein günstiges Licht werfen kann. Er gibt zu, daß noch andere Faktoren an dem Aufbau des modernen Kapitalismus — der ihm gleichbedeutend zu sein scheint mit moderner Kultur — mitgewirkt haben, er will sie aber in seinem Buche nicht erwähnen. Er meint, man werde in seiner Schrift vergeblich suchen „auch nur an einer einzigen Stelle so etwas wie eine Bewertung der Juden, ihres Wesens und ihrer Leistungen zu entdecken," dennoch sagt er wenige Zeilen später von den Juden: „Sie über allen Völkern sind ein ewiges Volk." Das ist eine viel gehörte Meinung, und dennoch dürften die Urväter des Judentums schwerlich älter sein, als die Urväter anderer Rassen, denn es ist nicht bekannt, daß die Menschwerdung der übrigen Völker erst in geschichtlicher Zeit vor sich gegangen wäre; ebensowenig ist das Volks-Dasein der Hebräer älter als dasjenige anderer Nationen. Im Gegenteil — es darf nicht vergessen werden, daß in der Weltgeschichte schon alte Kulturen bekannt waren, ehe das Judenvolk auftauchte. Und wenn Sombart fortfährt unter den Leistungen der Juden u. a. aufzuzählen: „Sie haben uns den einigen Gott und Jesum Christum und also das Christentum geschenkt," so ist das nicht nur ein Werturteil, sondern eine schönrednerische Lobpreisung, die angesichts unserer modernen Kenntnis von diesen Dingen geradezu eine Leichtfertigkeit genannt werden darf.

Schon die Behauptung, die Hebräer hätten den Monotheismus, die Eingott-Lehre erfunden, gehört in das Gebiet der gedankenlosen Redensarten, umsomehr, als die ältesten jüdischen Schriften eine ganze Reihe von Göttern kennen, wie Elohim, El-Schaddai, El-Eljon, Adonai, Zebaoth, Jahweh usw. Erst Luthers oft sehr freie Übertragung dieser Namen durch die einheitliche Bezeichnung „Gott der Herr" hat den Anschein des jüdischen Monotheismus entstehen lassen.

Überdies ist es seit Jahrzehnten hinlänglich klargestellt, daß der jüdische Gott nichts gemein hat mit dem christlichen Himmelsvater oder dem Allvater der germanischen Völker. Jahweh ist bekanntlich der ausschließliche Stammesgott der Hebräer; er will gar nicht der Gott anderer Völker sein, denn er verfolgt diese mit unversöhnlichem Hasse und stellt seinem Günstling die Aufgabe, die übrigen Völker zu vernichten, oder wie Luther übersetzt: „zu fressen". Daß sich's hier also nicht um den „einigen Gott" aller Völker handeln kann, sondern nur um einen Stammesgötzen, einen nationalen Sondergott, ist ganz offenbar. Und deshalb kann das Judentum keineswegs den Anspruch erheben, der Welt „den" einigen Gott geschenkt zu haben. Durch die Aufdeckungen der Ägyptologen und Assyriologen ist hinlänglich erwiesen, daß jene alten Kulturvölker schon einen einigen Gott verehrten, ehe das Judenvolk bekannt war.*)

Auch unsere germanischen Vorfahren verehrten in ihrem Ziu (Tius) einen einigen Gott und Allvater, wie die Ägypter in Ptah, die Inder in Dyaus Pitar (woraus der römische Jupiter entstand), die Griechen in Zeus, die Perser in Ahuramazda (Ormuzd) usw.

Noch gröber ist, was Sombart seinen Lesern in bezug auf Christus zumutet. Auch hier sind wir heute genügend unterrichtet darüber, daß Christus nicht von jüdischem Stamme, sondern ein heidnischer Galiläer war. Die Feindschaft der Juden gegen ihn zieht sich durch alle Kapitel der Evangelien hindurch; die Juden verfolgen ihn beständig, sodaß er immer wieder „in die heidnischen Lande" vor ihnen flüchten muß. Ihr Haß gegen ihn ist gerade darum so fanatisch, weil aus seiner Lehre eine ihnen fremde Geisteswelt spricht. Es ist der Geist der anderen Rasse, der sich hier gegen das jüdische Wesen auflehnt, denn Christi Lehre bedeutet ja in vielen Stücken eine direkte Umkehrung der jüdischen Moral.

---

*) Vergl. Wahrmund: „Babyloniertum, Judentum, Christentum"; Lagarde: Deutsche Schriften; Fritsch: „Mein Beweis-Material gegen Jahwe"; ferner „Hammer" Nr. 257: „Zur Entstehungs-Geschichte des Alten Testaments"; besonders W. Schmidt: Ursprung der Gottesidee I. (1912); A. Lang: Making of Religion (1909).

Christus hatte also mit den Juden nichts gemein, weder innerlich noch äußerlich. Seine Lehre ist der ausgesprochenste Gegensatz, ja der nachdrücklichste Protest gegen die jüdische Moral und Weltanschauung, und das ganze Leben Christi ist ein beständiger Kampf gegen das Judentum. Der treffliche Lagarde (als Orientalist und Bibelforscher gleich berühmt, gest. 1891) sagte: „Kein Volk schlägt sein Ideal an's Kreuz, und wen ein Volk an's Kreuz schlägt, der entspricht sicher nicht dem Ideal dieses Volkes." Man lese das Evangelium Johannis, um sich zu überzeugen, wie überall der Rassen-Gegensatz zwischen Galiläern und Juden hervorbricht. Als aber die Juden sich rühmen, die Kinder Gottes zu sein, nennt Christus sie Kinder des Teufels. (Ev. Joh. 8, 44—45.) Es läßt sich also kaum etwas Leichtfertigeres und Gedankenloseres sagen, als daß die Juden uns das Christentum geschenkt und daher Anspruch auf unsere — der Christen — Dankbarkeit hätten. Den Gipfel der Sinnlosigkeit und den Charakter eines für völlig Urteilsunfähige berechneten Bluffs erreicht aber diese Phrase im Munde der Juden selber. Man braucht nur gegenzufragen: Wenn sich die Juden irgend ein Verdienst um das Christentum zuzumessen hätten — warum gönnten sie diesen nachweislich großen Fortschritt in der sittlichen Erkenntnis und der Menschenveredlnng andern, anstatt sich auch selber damit zu bereichern? Und zuguterletzt: Hätten die Juden von heute, diese in ihrer maßlosen Verachtung und Anfeindung der christlichen Ethik völlig würdigen Nachkommen der Peiniger des Heilandes, nicht auch Anrecht auf Vergeltung für die Frevel gegen ihn, wenn sie auf Verdienst um ihn pochen?

* * *

VII.

Jüdische Erfolge in neuerer Zeit.

Sombart weist darauf hin, daß durch die Wanderung der Juden im 16. Jahrhundert eine auffällige Verschiebung des Wirtschafts-Zentrums in Europa wahrnehmbar sei. Die aus Spanien gewiesenen Hebräer wanderten zum größten Teile (man spricht von 90 000) nach der europäischen und asiatischen Türkei, wo sie noch heute als „Spaniolen" bekannt sind. Eine andere ansehnliche Menge (25 000) wanderte nach Holland, Hamburg und England. Die übrigen etwa 50 000 zerstreuten sich nach verschiedenen Ländern Europas und Amerikas. Es ist nicht zu leugnen, daß von dieser Zeit ab das wirtschaftliche Leben Spaniens einen starken Rückgang erlebte, während dort, wo die Juden sich hinwendeten, der Handel neuen Aufschwung nahm. Aber das ist an sich nichts Wunderbares, und das Gleiche hätte geschehen können, wenn sich's bei diesen Wanderungen nicht um Hebräer, sondern um Leute anderer Nationalität und Rasse gehandelt hätte. Das haben ja die Einwanderungen der Hugenotten u. a. deutlich bewiesen. Jede starke Abwanderung muß einen Rückschlag im wirtschaftlichen Leben eines Landes erzeugen, während andererseits ein starker Zuzug, gleichviel aus welchen Elementen er besteht, immer belebend auf das Wirtschaftsleben wirken wird. Wir erleben das im Kleinen — bei Verlegung einer Fabrik, einer Garnison usw. — alle Tage. In unserem Falle kommt in Betracht, daß die Hebräer zum großen Teile Kapital und zwar nach aufstrebenden Ländern mitbrachten und somit in doppeltem Sinne wirtschaftlich belebend wirken mußten. Wir haben ja oben bereits erkannt, welcher Art die Belebung ist, die der Jude im Wirtschaftsleben hervorruft. Es ist die Mobilisierung aller Werte und Kräfte, durch die er der Volkswirtschaft einen gewaltigen Anreiz gibt. Wir haben aber auch gesehen, wie dieses gleichsam künstlich

gesteigerte Wirtschaftsleben in seinen letzten Äußerungen aufzehrend und verwüstend auf die Völker wirkt.

Immerhin mag den Juden der Ruhm zugestanden werden, auf Handel und internationalen Verkehr anregend zu wirken. Nur wolle man dabei nicht vergessen, daß sie die Belebung des Handels doch nicht aus Liebe zu ihrer Mitmenschheit betreiben, sondern um ihres eigenen Gewinnes willen. Sie erzeugen überall Verkehr und Umsatz, um dabei für sich die größten Vorteile heraus zu schlagen.

Reichlich kühn nimmt sich's aus, wenn Sombart uns zu überzeugen sucht, die moderne Kolonial-Wirtschaft verdanke hauptsächlich den Hebräern ihre Entwicklung. Gewiß gingen die Juden auch in die neu erschlossenen Kolonien, wie sie überall hingehen, wo eine geschäftliche Prosperität sie hinlockt. Und so waren sie gewiß auch unter den Ersten im neu erschlossenen Amerika. Sombart tischt uns die unerwiesene Legende auf, schon im Schiffe des Kolumbus habe sich eine Anzahl Juden befunden (aber wohl nicht bei der eigentlichen Entdeckungsfahrt!) und der erste Europäer, der amerikanischen Boden betrat, sei der Jude Luis de Torres gewesen. Ja er behauptet, die Expeditionen des Kolumbus seien ausschließlich mit jüdischem Gelde ausgerüstet worden, und wir hätten somit die Entdeckung Amerikas überhaupt den Juden zu verdanken. Noch verwegener ist die Vermutung, Kolumbus selber könne ein Jude gewesen sein, weil nämlich irgend ein Kolumbusforscher eine Familie „Colon" entdeckt haben will, in die eine Jüdin hinein heiratete. Diese halbjüdische Familie Colon soll nun identisch sein mit der Familie Kolombo. Eine genealogische Kraftleistung, die deshalb nicht wahrscheinlicher wird, weil in beiden Familien der Vorname Christobal vorkommt.

Man sieht, wie leicht manche Leute bereit sind, alles Bedeutsame in der Welt für die Juden in Anspruch zu nehmen; und so versteigt sich Sombart unter Hinweis darauf, daß in Amerika bereits um das Jahr 1820—30 zahlreiche Judenfirmen bestanden, zu dem verwegenen Wort: „Amerika in

allen seinen Teilen ist ein Judenland." Er erwähnt mit Genugtuung, daß heute die Stadt New-York nahezu eine Million Juden zählt, von denen allerdings der größte Teil seine kapitalistische Karriere überhaupt noch nicht begonnen habe; und da alle Hebräer nach seiner Meinung ein Passe-partout für die Millionär-Laufbahn in der Tasche tragen, so sieht seine Phantasie in Amerika der Zukunft ein Land, worin nur noch Slawen und Neger als dienende Klasse und die Hebräer als Herrscher wohnen. Mit orientalischer Phantastik nennt er die Juden „den goldenen Faden in dem Gewebe der amerikanischen Volkswirtschaft."

Inbezug auf die Kolonien im allgemeinen spricht er den merkwürdigen Satz aus:

„Ihr Wirtschaftskörper hätte sich verbluten müssen, wenn nicht von außen ein beständiger Blutstrom in Gestalt von Edelmetall ihm zugeflossen wäre. Diesen Blutstrom aber leitete der Juden-Kommerz in die Kolonien."*)

Wir begegnen auch hier wieder der seltsamen Vorstellung, als ob aller Goldreichtum der Welt von jeher den Juden gehört hätte, oder als ob gewissermaßen die Juden das Gold selbst erzeugten. Wolle man sich doch immer wieder erinnern, daß der Jude im allgemeinen gar nichts erzeugt, weder Waren noch Geld, sondern daß er nur mit besonderem Geschick die fremden Waren und das fremde Geld in seine Hände zu bringen weiß, um sie unter ansehnlichem Gewinn weiter zu leiten. Und es ergibt sich daraus doch von selbst die einfache Tatsache: wenn die Juden das Geld nicht hätten, so hätten es andere Leute; und auch den notwendigen Handel würden andere besorgen, wenn sie der Hebräer nicht bei Seite zu drängen wüßte. Darum ist es wieder eine befremdliche Übertreibung,

*) Merkwürdig, daß davon in unseren Kolonien nichts zu verspüren ist. Von den 35 Milliarden deutsches Kapital, die zum größten Teil der Judenkommerz ins Ausland geleitet hat, ist unseren Kolonien herzlich wenig zuteil geworden, obwohl es gerade hier Aufgaben zu lösen gibt von unberechenbarer Wichtigkeit für die Entwicklung der Länder selbst und für den Mutterstaat. Aber freilich Aufgaben nicht des Geldsacks allein.

wenn der vorgeblich objektive Gelehrte ausspricht: „Die Vereinigten Staaten haben es den Juden zu verdanken, wenn sie überhaupt da sind."

Ist es da nicht mehr als seltsam, daß diese Juden, die angeblich überall Reichtum und Leben hinbringen, niemals unter sich allein zu existieren vermochten? Daß sie niemals einen selbständigen Staat schaffen konnten und immer andere Menschen brauchten, um zwischen ihnen ihr Wesen zu treiben und ihren Vorteil zu finden? Wären die Juden wirklich die gewaltige kulturschaffende Nation, so sollten sie doch endlich einmal von allen anderen Völkern sich absondern und in einem eigenen Kolonial-Reiche ihre Kraft und Produktivität beweisen.

Sehr wahrscheinlich war fast immer ein Jude dabei, wo etwas geschah, das für Geschäfte Aussicht bot; aber doch nicht, um dem Gemeinwohl zunützen, sondern um die Gelegenheit auszubeuten und für sich das Beste in Anspruch zu nehmen. Sombart selber schildert den Vorgang bei der Besiedelung Nord-Amerikas in folgender Weise:

„Ein Trupp kernfester Männer und Frauen — sage zwanzig Familien — zog in die Wildnis hinein, um hier ihr Leben neu zu begründen. Unter diesen 20 Familien waren 19 mit Pflug und Sense ausgerüstet und gewillt, die Wälder zu roden, die Steppe abzubrennen und mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Unterhalt durch Bebauung des Landes zu verdienen. Die zwanzigste Familie aber machte einen Laden auf, um rasch die Genossen auf dem Wege des Handels mit den notwendigsten Gebrauchs-Gegenständen zu versehen. Diese zwanzigste Familie kümmerte sich dann auch sehr bald um den Vertrieb der von den 19 anderen der Erde abgewonnenen Produkte. Sie war diejenige, die am ehesten über Bargeld verfügte und deshalb in Notfällen den anderen mit Darlehn nützlich werden konnte. Sehr häufig gliederte sich an den Laden eine Art „Landes-Leihbank" usw.

Damit entwirft er tatsächlich in schlichten Worten ein Bild von der Rolle, die der Hebräer unter arbeitenden produktiven Völkern spielt; nur will uns bedünken, daß die eigentliche Kulturarbeit von den Leuten mit Hacke und Spaten, mit Pflug und Sense geleistet wird und nicht von dem Ladenbesitzer; und es ist zweifellos: wenn sich für den Ladenbetrieb kein

Hebräer findet, so wird unter den 20 anderen Familien sicher eine vorhanden sein, die sich dieses Geschäftes annimmt, sobald ein Bedürfnis dafür besteht. Denn im Grunde lernt sich nichts so leicht als dieser elementare Produktenhandel und die Geldleihe; und wir erleben ja alle Tage und allerwegen, wie sich Leute von sehr mäßigen Fähigkeiten und von niedriger Herkunft dieses Geschäfts mit gutem Erfolge annehmen. Daß der Hebräer mit seiner besonderen Begabung für das Fach, und wir dürfen wohl sagen: mit seiner rücksichtsloseren Ausnutzung der Lage, dabei meist weiter kommt, als andere naive Menschen, sei gern zugestanden.

Im weiteren sucht uns Sombart nichts Geringeres nachzuweisen, als daß der Hebräer einen wichtigen Anteil habe an der Herausbildung des modernen Staates. Er gibt zu, die Juden seien in ihrem innersten Wesen ein „unstaatliches Volk". In der Tat haben sie ja nirgends außer dem ehemaligen Judenreiche in Palästina einen Staat in der Welt zu begründen vermocht.*) Dennoch will Sombart jüdischen Staatsmännern in leitender Stellung einen wichtigen Anteil an den modernen Staaten zugestehen. Es klingt fast wie beißende Ironie, wenn er sagt:

„Aber wenn wir auch unter den Regierenden des modernen Staates keine Juden finden, so können wir uns diese Regierenden, können wir uns den modernen Fürsten nicht gut ohne Juden denken."

Wer erinnert sich da nicht an Talleyrands giftiges Wort: „Der Finanzmann trägt den Staat, wie der Strick den Erhängten"! Und auch Sombart kann sich bei der Zusammenstellung von Fürst und Jude der ironischen Anmerkung nicht enthalten, daß zu einem Faust ein Mephistopheles gehöre. Er fährt dann fort:

„Ich denke daran, daß sie (die Hebräer) es vor allem waren, die dem

*) Auch dort waren sie nicht streng unter sich, sondern lebten zwischen den eingeborenen Edomitern, Kanaanitern, Hethitern, Amoritern, Philistern, Galiläern, Samariern und bildeten wahrscheinlich nur die Geld-Bourgeoisie, während den andern die eigentliche Kulturarbeit zufiel.

werdenden Staate die materiellen Mittel zur Verfügung stellten, mit deren Hilfe er sich erhalten und weiter entwickeln konnte."

Er verrät uns freilich nicht, wo die Juden diese Mittel herzunehmen pflegen, nämlich: wenn nicht aus den Kassen des Staates selber, so aus den Taschen des geschröpften Volkes. Er verrät uns auch nicht, wie die Hebräer vor allem die Kunst gepflegt haben, alle Staaten tief in Schulden zu stürzen und wie diese Staatsanleihen wiederum meist durch Juden vermittelt und beschafft werden, wobei ein Reichliches für den Vermittler abfällt, wie also der Staat so recht eigentlich zur melkenden Kuh für den Hebräer wird. Man darf hier mit Recht fragen: Geben denn die Hebräer das Geld her aus Liebe für den Fürsten und für den Staat? — oder geben sie es nicht vielmehr, um auf diese Weise Staat und Fürst von sich abhängig zu machen und ein Wirtschafts-System zu schaffen, durch welches sie fortgesetzt der Nation gleichsam das Mark aus den Knochen saugen?

Man wolle sich wieder und wieder erinnern, daß alle die den Juden nachgerühmten Verdienste doch nicht etwa dem Drange eines menschenfreundlichen Herzens entspringen, sondern lediglich der Sucht nach Gewinn.

Genau so verwunderlich ist es, wenn Sombart uns mit großer Gewissenhaftigkeit die Tatsachen zusammenträgt, wie die Juden von jeher in Kriegszeiten die Armee-Lieferanten spielten, und wenn er ihnen dies als ein großes Verdienst um den Staat anzurechnen geneigt scheint. Gewiß waren die Juden mit Vorliebe Armee-Lieferanten, aber ebenso gewiß bereicherten sie sich dabei immer unmäßig.

In den Ausführungen über Polen (S. 42 u. ff.) wurde gezeigt, daß die Juden durch ihre weit verzweigte Organisation den gesamten Getreide- und Viehhandel in der Hand haben, und so ist es denn kein Wunder, wenn sie in Kriegszeiten am ersten bei der Hand sind — und auch am besten imstande sind — die Armee-Lieferungen zu übernehmen. Daß sie dies aus Aufopferung für den Staat tun und dabei etwas

verschenken, wird niemand glauben; aber es ist eine spezifisch jüdische Taktik, die raffinierte Ausbeutung noch als eine gemeinnützige Wohltat hinzustellen.

Es sei ohne weiteres zugestanden: die nichtjüdischen Völker, besonders die germanischen Menschen, sind in wirtschaftlichen Dingen von einer gewissen Naivität und Unbeholfenheit. Ja es gibt ausgezeichnete, geistig hochstehende Naturen, denen alles Geld- und Rechenwesen einen inneren Widerwillen erweckt. Und eben diese Schwäche — die man ebensogut eine Stärke nennen könnte, und die sicher in einer hochgearteten seelischen Verfassung ihren Grund hat — wußte sich der Hebräer von jeher zu nutze zu machen. Er war überall bereit, dieser gerade in aristokratischen Kreisen bestehenden Abneigung gegen alle Geld- und Handelsgeschäfte Vorschub zu leisten und sich als dienstbeflissener Vermittler und Helfer anzubieten. So sagt Sombart von einem Hofjuden Moses Elkhan, der um 1700 in Frankfurt a. M. lebte:

„Der betriebsame Mann, der den Schmuck für die Fürstin, Livreestoffe für den Oberkämmerer, Delikatessen für den Küchenmeister besorgte, war auch gern bereit, Anleihen zu negociieren."

Das wäre an sich ein verdienstvolles Beginnen und könnte den Hebräer als ein nützliches Glied in der Gesellschaft erscheinen lassen, wenn er sich darauf beschränkte, bei solchen Geschäften einen maßvollen Verdienst zu nehmen und sich nicht sonst in andere Dinge einzumischen. Aber dem Hebräer ist es um eine schlichte Abwicklung solcher Geschäfte und um einen maßvollen Profit gar nicht zu tun; sie sind ihm vielmehr nur eine Gelegenheit, andere Personen von sich abhängig zu machen und einen bestimmenden Einfluß auf die Verhältnisse zu erlangen. Allerwegen spielt er die Rolle des Joseph in Ägypten, den Potiphar über alle seine Güter setzte, und der seinen Herrn bald so bequem gewöhnte und einschläferte, daß es von diesem heißt: „Er ließ alles unter Josephs Händen und nahm sich keines Dinges mehr an, als daß er aß und trank." Das war für Joseph die Vorstufe zum allmächtigen

Finanzmann Ägyptens, als welcher er dann Land und Leute bis aufs Hemd ausplünderte. (Siehe 1. Mose 17, 13—20.)

Denn dem Hebräer ist nicht bloß am Gewinn gelegen; er will ausbeuten, herrschen und unterjochen. Bald weiß er seine vertrauensseligen Klienten in eine Zwangslage zu versetzen und ihnen den Daumen aufs Auge zu drücken. Er kennt nicht den Grundsatz „Leben und leben lassen," er läßt nicht locker, als bis er alles an sich gerissen hat.

Aber gleichviel, was die Hebräer auch treiben mögen: Sombart weiß einen beschönigenden Sonnenstrahl auf ihre Taten zu lenken. Er erwähnt rühmend von unserer Zeit, daß heute der Hofjude ausgeschaltet sei und daß die Beleihung (wir könnten auch sagen Bewucherung) von Fürsten und Staaten heute nicht mehr die Sache eines Einzelnen wäre, sondern daß sich die vermögende Judenschaft in ihrer Gesamtheit in dieses Geschäft teilt. Und auch das rechnet ihnen Sombart als ein Verdienst an. Er sagt:

„Und nun sind es nicht zuletzt wiederum die Juden, die dieses moderne Anleihewesen haben ausbilden helfen? Sie sind es also, die sich selbst als monopolistische Geldgeber überflüssig gemacht und damit noch vielmehr bei der Begründung der großen Staaten mitgeholfen haben."

Welch ein Edelmut! — möchte man ausrufen. Aber man weiß nicht mehr recht, ob es eine Anerkennung oder ein Tadel sein soll, wenn Sombart den Hebräern die „Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens" zuschreibt und darunter die Auflösung aller wirtschaftlichen Vorgänge in Handelsgeschäfte versteht. Er erblickt nämlich die Erfüllung des Kapitalismus in der „Verbörsianisierung der Volkswirtschaft". Er sagt:

„Zunächst vollzieht sich ein Prozeß, den man die Versachlichung des Kredits und die Verkörperung desselben in Wertpapieren nennen könnte. An ihn schließt sich der Vorgang, der unter dem Namen der Mobilisierung, oder wenn man ein deutsches Wort vorzieht, der Vermarktung dieser Forderungsrechte bekannt ist." (S. 60.)

Wir haben uns in der Neuzeit gewöhnt, unter Kredit etwas Wertvolles und höchst Schätzbares zu verstehen; nüchterne Leute nennen es auf gut deutsch: Pumpwirtschaft, und

die „Objektivierung der Forderungsrechte" könnte man ebensogut die „Verpapierung aller Werte" nennen, d. h. die Umwandlung aller Wertobjekte in leicht transportable Schuldverschreibungen. Den schöpferischen Anteil der Juden an dieser Umwandlung des Wirtschaftslebens wollen wir unbestritten gelten lassen; eine andere Frage ist, ob das Verfahren der Menschheit schließlich zum Heile gereicht. Nicht zu bestreiten ist, daß die Wertobjekte in Gestalt von Papieren (Aktien, Pfandbriefen, Wechseln usw.) den kaufmännischen Verkehr erleichtern und die Abwicklung der Marktgeschäfte fördern. Aber in dieser Mobilisierung aller Werte liegt auch eine große wirtschaftliche Gefahr. Man stelle sich vor, daß ein Milliardär schließlich die Möglichkeit besitzt, eine Unmenge von solchen Wertpapieren zu kaufen und damit die Besitztitel auf einen erheblichen Anteil unseres Vaterlandes in die Tasche zu stecken, um damit ins Ausland zu verziehen. Jedenfalls werden alle Dinge, der Grund und Boden nicht ausgeschlossen, auf diese Weise leicht zu einem Gegenstand der Spekulation. Und auch hierbei folgt der Hebräer — wenn nicht einer wohlbewußten Berechnung — lediglich seinen Rasse-Instinkten. Der Nomade, dem der Sinn für Beständigkeit und Seßhaftigkeit fehlt, hat den Wunsch, alle Dinge transportabel zu machen, um sie überall hin leicht mitnehmen zu können, wie die silbernen und goldenen Gefäße und Geräte aus Ägypten.

Die Vorläufer für das Wertpapier, d. h. die verkäuflichen Schuldverschreibungen, finden sich, wie Sombart nachweist, schon in der Bibel und im Talmud. In der Tat dreht sich ja das jüdische Leben wesentlich um die Begriffe der Geldleihe und des Handelsgeschäfts, und so ist es kein Wunder, wenn diese sogar in den religiösen Schriften der Juden einen wichtigen Platz einnehmen. Wie aus einer Stelle des Rabbi Schabbatai Cohen, die Sombart anführt, hervorgeht, erstreckte sich die Tätigkeit der Rabbiner auch auf die geschäftliche Organisation. Die erwähnte Stelle spricht von Verordnungen, die die Rabbiner zur Ausbreitung des Handels eingeführt hatten.

Der betreffende Rabbi bedauert, daß der Handel mit Schuldscheinen ihrer umständlichen Übertragung wegen nicht stark sein kann, rühmt hingegen, daß zu seiner Zeit (im 17. Jahrhundert) der Umsatz bei Inhaberpapieren bedeutend größer ist, als der Umsatz von Mobilien, und deshalb, sagt er, sind alle Verordnungen der Rabbiner für eine Ausdehnung des Handels sehr zu berücksichtigen.

Man ersieht hieraus, wie die Rolle des Rabbi im Judentum eine durchaus andere ist, als etwa die eines christlichen Geistlichen. Der Rabbiner ist nicht nur Priester, Geistlicher, sondern auch geschäftlicher Ratgeber*) und — wie wir später erfahren werden — auch politischer Organisator und Leiter seiner Gemeinde.

Die Verpapierung der Wirtschaftswerte entspringt nun bei dem Hebräer noch weiterhin der Sucht, beständig neue Handelsobjekte zu schaffen; denn ihm erscheint der Handel als ein Selbstzweck und als die eigentliche Lebensaufgabe, und all sein Sinnen ist darauf gerichtet, den Handel auszudehnen. Uns ist der Handel nur eine Art notwendiges Übel, gleichsam ein Handlanger der Produktion und des Konsums; dem Hebräer aber scheint die Welt nur dazu geschaffen zu sein, um ein großes Warenhaus aus ihr zu machen. Während uns jede Schuldverschreibung, jedes Wertpapier nur eine Quittung darstellt für ein gegebenes Darlehen, hat der Hebräer ein Handelsobjekt daraus gemacht. Sombart sagt:

„Das Effekt (Wertpapier) ist seinem inneren Wesen nach dazu bestimmt, in den Verkehr zu kommen, und es hat seinen Beruf verfehlt, wenn es nicht gehandelt wird."

Das ist eine spezifisch jüdische Auffassung, die uns nicht ohne weiteres einleuchtet; aber wir hören sogleich die Begründung auf der Grundlage der nomadischen Weltanschauung:

„Alle Eigenart, die unser Wirtschaftsleben durch die Ausbildung der

*) Das drückt sich in der Tatsache aus, daß die Börsenkurse von Berlin gleichzeitig mit den Bankgeschäften in der Provinz auch den Rabbinern an den betreffenden Orten regelmäßig telephonisch gemeldet zu werden pflegen.

Effekten erfährt, beruht ausschließlich in deren Beweglichkeit, die sie zum raschen Besitzwechsel geeignet machen."

Wir fragen: Ist denn der häufige Besitzwechsel eine Notwendigkeit für einen gesunden Bestand der Volkswirtschaft? Ist er ein Bedürfnis für ein seßhaftes und produktives Volk? Was wird denn durch das beständige Hin- und Herschieben der Werte Positives geleistet? Die soliden wirtschaftlich produktiven Kreise haben an solchem beständigen Wechsel der Besitzer kein Interesse; ihnen muß vielmehr die Stetigkeit und der sichere Bestand als wünschenswerter Zustand erscheinen. Aber der Hebräer verbindet mit dieser leichten Verkäuflichkeit der Werte noch eine andere Absicht: für ihn hat der Handel mit Wertpapieren noch den Zweck, durch fortwährende Kursverschiebungen Gewinne heraus zu schneiden; und wir werden später noch erkennen lernen, wie diese Gewinnschneiderei auf Kosten der ehrlichen produktiven Gesellschaft betrieben wird.

* * *

In der Auffassung solcher Dinge offenbart sich unbewußt der Gegensatz zweier Welt-Anschauungen. Der Seßhafte wünscht die Beharrung und Stetigkeit, der Nomade den Umschwung und die Mobilisation. Sombart gesteht zu, daß dieser fremde Grundsatz des leichten Besitzwechsels und der beständigen Wertverschiebung dem deutschen und auch dem römischen Recht fremd war, und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach dem jüdischen Ideenkreise entstammt.*) Wohl begreiflich, denn das Mobilisations-Recht ist das Recht des Umschwungs und Umsturzes. Sombart nennt das jüdische Recht „verkehrsfreundlich"; das ist nur eine Umschreibung für den Begriff der Mobilisation und Wertverschiebung. Während wir den Handel auf das Notwendige beschränkt sehen möchten, trachtet ihn der Jude ins Unbegrenzte und auf alle erdenkbaren Gebiete auszudehnen. Dem Handel möglichst große Freiheiten und Rechte zu verschaffen ist das beständige Bestreben

*) Vergl. Rich. Schröder: Deutsche Rechtsgeschichte I.

der Hebräer. Unter dem Namen „Marktschutz" verlangen sie eine unbedingte Anerkennung und Sanktion aller Handels-Gebräuche. Sie gehen so weit, zu fordern, daß gestohlene Gegenstände, die in Händen von jüdischen Hehlern gefunden werden, vom rechtmäßigen Eigentümer nicht zurück verlangt werden dürfen. Dieser Grundsatz ist bereits im Talmud ausgesprochen, und er ist besonders im Mittelalter durch die Juden-Privilegien wiederholt erhärtet worden. Nach jüdischer Auffassung steht also das Kaufrecht höher als das Eigentumsrecht, und die betreffende Gesetzgebung geht beinahe auf die Privilegierung der Hehlerei hinaus.



VIII.

Die Börse.

Ihre höchsten Triumphe feiert die jüdische Handels- und Mobilisationswelt an der Börse. Die Börse dürfte — obwohl Sombart diesen Anspruch für die Juden nicht erhebt — in ihrer heutigen Form so recht eigentlich eine Erfindung der Hebräer sein. Ursprünglich war sie nur der Sammelplatz für die Großkaufleute, die ihre Waren dort nach Muster ein- und verkauften. Aller Handel an der Börse bezog sich ursprünglich auf „effektive Ware," d. h. auf wirklich vorhandene Warengüter, von denen Proben vorgelegt werden mußten. Auch heute noch werden solche Geschäfte an der Börse abgeschlossen, allein das Handelsgebiet hat sich daselbst erheblich erweitert. Man kauft und verkauft dort nicht nur Waren, die irgendwo lagern, sondern auch Waren, die die Zeit erst erzeugen soll, ja solche, die nirgends vorhanden sind und niemals vorhanden sein werden. Es ist unter Umständen berechtigt, sich die Lieferung einer Ware für einen späteren Zeitpunkt im voraus zu sichern, und so sind Kaufabschlüsse an der Börse begreiflich, die auf spätere Lieferung der Ware hinzielen. Der Fabrikant, der sich auf Monate hinaus verpflichtet, einigen Abnehmern regelmäßig gewisse Warenmengen zu liefern, hat ein Interesse daran, sich auch im voraus das nötige Rohmaterial zu sichern. Er kauft deshalb „auf Termin", das will sagen: er schließt heute bereits zu festgelegtem Preise Käufe ab, die erst zu einem späteren Termin „effektuiert" werden sollen. Solcher Handel hat an sich nichts Verwerfliches, obwohl er an den soliden Kaufmannsbörsen der alten Zeit schlechtweg verboten war. Jedenfalls eröffnet diese Geschäftspraxis den Weg zu einer grenzenlosen Spekulation. Es können auf die Weise Warenmengen verkauft und gekauft werden, die niemals zur Lieferung gelangen. Käufer und Verkäufer gehen hier

gewissermaßen nur eine Wette ein, ob eine Ware zu einem gewissen Zeitpunkte einen höheren oder niedereren Preis haben werde als heute. Die Abrechnung erfolgt dann derart, daß der eine Teil zum bestimmten Termin die Differenz des ausgemachten Preises gegen den wirklichen Tageskurs auszuzahlen hat.

So wird der Terminhandel zum Differenzgeschäft, das um nichts höher steht, als Spiel und Wette. Solches Differenzspiel könnte harmlos erscheinen, wenn es eine private Bedeutung behielte und nicht seinen Einfluß übte auf die wirkliche Preisbewegung der Waren. Denn wenn Differenzgeschäfte in zehnmal größerem Umfange abgeschlossen werden, als wirkliche Käufe, so wird der den Differenzgeschäften zu Grunde gelegte Preis notwendigerweise seinen Einfluß üben auf den Preis der effektiven Ware. Die Preis-Festlegung ergibt sich aus dem Gesamt-Durchschnitt der abgeschlossenen Käufe, und es ist denselben im allgemeinen nicht anzusehen, ob sie sich auf effektive Ware beziehen oder nur auf Differenzen-Spiel. Es kann auch der Fall eintreten, daß jemand von der Lieferung der effektiven Ware sich loskauft durch Zahlung der Preis-Differenz. Demnach gibt es keine unbedingt sichere Scheidegrenze zwischen reellen Käufen und bloßen Preis-Spekulations-Geschäften.

Das Wesen der sogenannten Spekulation besteht darin, an der Börse durch Scheinkäufe einen künstlichen Einfluß auf die Preis-Bewegung auszuüben; und abgesehen davon, daß dieses Differenzenspiel viele Einzelne um ihr Vermögen bringt, ist es auch im Sinne einer soliden Volkswirtschaft verwerflich. Streng genommen hat ja jeder Kauf, der nicht bloß die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses bezweckt, sondern die Konjunktur ausnutzen will, um sich für spätere Zeit mit billiger Ware zu versorgen, einen spekulativen Charakter. Üblicherweise aber versteht man unter der Spekulation an der Börse die Scheinkäufe, den Handel mit eingebildeten Werten, im Gegensatz zum Handel mit vorhandener Ware.

Die Machenschaften des unsoliden Börsenhandels, wie sie

schon an der Produktenbörse auftreten, nehmen an der Effektenbörse einen verschärften Charakter an. Hier ist es neben den Staatsanleihen besonders die Eisenbahnaktie und die Aktie der industriellen Unternehmung, die ein wichtiges Handelsobjekt bilden. Die Wertbemessung der Aktie richtet sich im allgemeinen nach dem Zinsertrag der letzten Jahre, der ja allerdings nicht immer einen sicheren Maßstab für die Erträgnisse der Zukunft bietet. Die Kunst der leitenden Faktoren an der Börse besteht nun besonders in einer geschickten Stimmungsmache. Es werden Nachrichten in die Zeitungen lanciert, um ein Unternehmen bald in mehr oder minder günstigem Lichte zu zeigen und eine höhere oder niedrigere Dividende in Aussicht zu stellen. Das verführt dann das Publikum je nachdem zum Einkauf oder Verkauf der betreffenden Papiere. Vorbedingung für die erfolgreiche Durchführung des Manövers ist allerdings, daß die öffentliche Presse sich den betreffenden Faktoren willig zur Verfügung stellt. Und das wird leicht erreicht. Zum Teil sind die betreffenden Börsenmatadore selbst Inhaber von Zeitungen oder als Mitbesitzer im Stillen an solchen beteiligt, zum anderen wissen jene einflußreichen Bankgeschäfte die Blätter durch ansehnliche Zuweisungen (die z. B. die Form von kostspieligen Anzeigen-Aufträgen annehmen) sich günstig zu stimmen. In der Tat steht der weitaus größte und verbreitetste Teil der öffentlichen Blätter in allen Ländern unter dem Einflusse der maßgebenden Börsengrößen, und insoweit hat Sombart recht, wenn er sagt, die Juden hätten an der Herausbildung der modernen Effektenbörse einen wesentlichen Anteil.

Aber auch das Börsengeschäft gewährt erst dann einen sicheren Erfolg, wenn es in heimlicher Übereinkunft, gewissermaßen „bandenmäßig" betrieben wird. Stände in den Börsengeschäften immer der Einzelne gegen den Einzelnen, so wäre der Verlauf der Preisbildung ein verhältnismäßig solider, und Gewinn und Verlust mehr oder minder vom Zufall abhängig. Es könnte dann recht wohl der eine Teil ein andermal wieder gewinnen, was er heute verliert. Ganz anders gestaltet sich

der Verlauf, wenn eine heimliche Organisation unter gewissen Börsenleuten vorhanden ist und wenn alle Teilhaber derselben unter gegenseitigem Einverständnis gleichzeitig nach bestimmter Richtung eingreifen. In solchem Falle wird die Preisbildung zu einem Spielball der Willkür dieser organisierten Clique.

Man vergegenwärtige sich folgendes: Die Summe der auf dem Markte befindlichen Effekten ist keine unbegrenzte. Man kennt z. B. genau die Zahl der Aktien eines Unternehmens. Stehen nun mehrere größere Bank- und Börsenfirmen untereinander in Verbindung, so vermögen sie leicht zu überschauen, welche Zahl von Papieren einer bestimmten Art sich in Händen des Publikums befindet und wieviel davon in den Händen der betreffenden Banken ist. Das Bestreben unserer Verbündeten — wir wollen sie, um einen jüdischen Ausdruck zu gebrauchen, die „Chawrusse“ nennen — besteht nun begreiflicherweise darin, Wertpapiere billig einzukaufen und teuer wieder zu verkaufen. Und dieses Geschäft wird in der einfachsten Weise ermöglicht. Sobald ein Papier zum weitaus größten Teile sich in Händen des Publikums befindet, ist nur nötig, einen Argwohn gegen dasselbe zu erwecken. Durch geschickte Zeitungsnotizen wird die Meinung verbreitet, das Papier habe keine gute Zukunft, es sei nur eine geringe Dividende zu erwarten. Sofort suchen eine Anzahl Inhaber sich des betreffenden Effekts zu entäußern, und mit dem gesteigerten Angebot fallen alsbald die Kurse. Die großen Börsenfirmen helfen dabei noch in geschickter Weise nach, indem sie durch ihre Agenten an verschiedenen Börsenplätzen den noch in ihren Händen befindlichen Rest des betreffenden Papieres zu weichenden Kursen ausbieten lassen. Sie laufen dabei keine Gefahr, denn niemand kauft die diskreditierte Aktie. Unter solchen planmäßig fortgesetzten Einwirkungen sinkt der Kurs der betreffenden Papiere von Tag zu Tag; und erst dann, wenn ein erheblicher Kurssturz eingetreten ist, beginnt die Chawrusse im Stillen ihre Einkäufe zu vollziehen. Sie kauft das Papier zu dem bedeutend gesunkenen Werte auf und weiß den Kurs so-

lange niedrig zu halten, bis sie es zum größten Teil in ihre Hand gebracht hat. Dann erst wendet sich das Blatt. Nun auf einmal wissen die „gutinformierten“ Börsenblätter zu berichten, die früheren Verdächtigungen des Unternehmens seien ganz grundlos gewesen und das betreffende Papier verspreche demnächst eine vorzügliche Dividende. Sogleich beginnt der Kurs der betreffenden Aktie sich zu „erholen“ (wie der Börsenausdruck lautet), — auch hierbei wird künstlich nachgeholfen durch eine fingierte eifrige Nachfrage. Aber die Chawrusse hält vorläufig das Material zurück. Die zwischen der verstärkten Nachfrage und dem schwachen Angebot bestehende Spannung trägt zu weiteren Kurssteigerungen bei, und erst, wenn der Chawrusse der Gewinn groß genug erscheint, beginnt sie ihre Vorräte zu erhöhten Preisen abzustoßen. Hat sie nach einigen Wochen oder Monaten ihre Tresors genügend erleichtert, so kehrt sie den Spieß wieder um. Sie läßt den Rest ihrer Effekten plötzlich dringend anbieten, läßt die Börsennachrichten in den Blättern entsprechend gestalten; der Kurs weicht und das alte Spiel beginnt von neuem. Es ist einleuchtend, daß bei diesem Verfahren immer die Chawrusse der gewinnende und das liebe Publikum der betrogene Teil sein muß.

Nur allzu viele naive Leute blicken mit ehrfürchtiger Bewunderung zu den „genialen“ Köpfen empor, die unsere Börsengeschäfte leiten und mit „wunderbarer Sicherheit“ bei allen Schwankungen an der Börse immer den Vorteil ziehen. Sie vermuten, daß eine fast übermenschliche Fähigkeit dazu gehöre, die Marktlage und alle Verhältnisse des Lebens zu überblicken. Die guten Leute! Wenn sie wüßten, wie es gemacht wird, so dürften sie ein altes Wort abwandelnd, sagen: „Man glaubt gar nicht, wie wenig Verstand dazu gehört, die Börsen der Welt zu regieren.“

Die Voraussetzung zum Erfolg aber ist das Zusammenspiel: die Chawrusse. Wer sich als Stegreifritter auf eigene Faust in den Börsenkampf wagt, der darf sich nicht wundern, wenn er höllisch verbläut wieder heimkommt. Nur durch die

bandenmäßige Organisation ist hier der Erfolg gesichert. Es ist bei jedem Spiel eine altbekannte Tatsache, daß zwei oder mehrere, die im heimlichen Einverständnis stehen, immer im Vorteil sind und die anderen hineinlegen. Sie wissen sich durch geheime Zeichen zu verständigen und spielen einander in die Hände. Deswegen darf sich auch einer von ihnen unbekümmert zur verlierenden Partei schlagen, weil er ja sicher ist, daß ihm von dem Gewinn seiner Mitverschworenen sein Anteil zufällt. Das ist das Geheimnis der Börse. Und zur verschworenen Chawrusse gehören nur die Auserwählten des Volkes Israel. Was die Börsen heute betreiben, ist schlechtweg Falschspiel; die Kurse werden künstlich von der Chawrusse gemacht, Angebot und Nachfrage künstlich erzeugt, und alles das nur zu dem Zwecke, um in dem beständigen Auf und Nieder des Kurszettels die ahnungslosen produktiven Völker auszupowern und den Reichtum Israels unabläßig zu mehren.

Und dieses wichtige Geheimnis, von dem uns leider Sombart nichts verraten hat*) — das ist das heimliche Zusammenspiel der Hebräer, von dem wir S. 39 u. ff. sprachen, und das sich noch auf viele andere Gebiete erstreckt. Dieses heimliche Hand-in-Hand-arbeiten ist von jeher die Stärke der Juden gewesen und hat sie naturgemäß allen arglosen soliden Kaufleuten überlegen gemacht. Wir verwundern uns daher nicht, wenn wir bei Sombart lesen: „Schon im Jahre 1685 klagen die christlichen Kaufleute Frankfurts, daß die Juden das ganze Wechsel-Geschäft und die Makler-Tätigkeit an sich gezogen hätten"; und daß sich im Jahre 1733 die Hamburger Kaufleute darüber beschweren, „daß die Juden im Wechselgeschäft fast ganz Meister seien und die Unsrigen überflügelt hätten".

Lassen wir also den Hebräern den Ruhm, den ihnen Sombart zuerkennt: Erfinder des Termingeschäfts und Väter der Börsenspekulation (Jobberei) zu sein. Und diese bedenkliche

*) Wer sich näher darüber unterrichten will, findet einige Aufklärungen in Kolk: „Das Geheimnis der Börsenkurse". (Leipzig. Herm. Beyer. 1893) und in den „Germanicus-Broschüren" (s. S. 34).

Praxis tragen die Hebräer überall hin, wo sie sich niederlassen. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert, wo sie noch vorwiegend im nördlichen Italien saßen,*) weiß uns Sombart zu berichten, daß damals in Genua die Stockjobberei in höchster Blüte stand, und daß in Venedig die Spekulations-Geschäfte in Form von Termin- und Differenz-Geschäften einen bedeutenden Umfang hatten — so zwar, daß im Jahre 1421 ein Verbot gegen den Handel mit Bankierscheinen erlassen werden mußte.

Mit den Hebräern wanderte die Spekulationswut auch nach Holland, wo im 17. Jahrhundert die Aktien der Ostindischen Kompagnie den Stoff zu einer argen Stockjobberei boten. Sombart sucht dort den Ursprung der modernen Börsen-Spekulation. Auch hier verbot im Jahre 1610 ein Plakat der Generalstaaten „mehr Aktien zu verkaufen, als man wirklich besaß". Diesem Verbot sind noch viele andere gefolgt, wobei Sombart hinzusetzt: „natürlich, ohne daß sie den geringsten Erfolg gehabt hätten." Unser Autor rühmt, die Juden hätten den Aktienhandel erfunden. Ein recht zweifelhafter Ruhm, denn in einem Bericht des französischen Gesandten im Haag an seine Regierung (vom Jahre 1698) wird klipp und klar ausgesprochen, „daß die Juden den Börsenhandel in Wertpapieren völlig in ihrer Hand haben und nach ihrem Gutdünken gestalten;" und nach diesem Bericht „sind die Preise der Aktien in so beständigem Schwanken, daß sie mehrere Male des Tages Handelsgeschäfte verursachen, welche eher den Namen eines Spiels oder einer Wette verdienten, umsomehr, als die Juden, welche die Triebfeder dieses Gebahrens sind, Kunststückchen dabei ausüben, durch welche die Leute immer wieder aufs neue gefoppt und zum Besten gehalten werden."

Von dem Treiben der Hebräer in England während der Regierung Wilhelms III. (1689—1702) weiß uns Sombart zu berichten, daß die Haupt-Negozianten der ersten englischen Anleihe Juden waren; sie standen dem Oranier beim Re-

*) Das von den „Lombarden" herbenannte Geschäft des Beleihens (Lombardierens) der Wertpapiere ist dieses Ursprunges.

gierungs-Antritt mit ihren Ratschlägen zur Seite. Der reiche Hebräer Medina war der Banquier des englischen Feldherrn Marlborough (1650—1722) und zahlte diesem ein jährliches Fixum von 6000 Pfund Sterling (120 000 Mark), wofür er das Recht erwarb, alle Feldzugsnachrichten aus erster Hand zu erhalten.

„Die Siegestage des englischen Heeres waren für ihn ebenso gewinnabwerfend, als für Englands Waffen ruhmreich." (Sombart S. 106.) — „**Alle Kunstgriffe der Hausse und Baisse**, die falschen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die angeblich ankommenden Kuriere, die geheimen Börsencoterien, das ganze geheime Räderwerk des Mammons war den ersten Vätern der Börse bekannt und ward auch von ihnen gehörig ausgebeutet."

Von Mannasseh Lopez, dem Leibarzt der Königin Elisabeth von England erfahren wir, wie er ein großes Vermögen dadurch gewann, daß er durch die falsche Lärmnachricht, die Königin sei tot, eine Panik erzeugte und die im Kurs gesunkenen Regierungsfonds billig aufkaufte.*)

Der londoner Nathan Mayer Rothschild ließ sich in Brüssel durch spionierende Juden über den Ausgang der Schlacht von Belle-Alliance Bericht erstatten, um mit Schnellpost und einem eigens gemieteten Schiff nach London zu eilen. Dort ließ er eine falsche Nachricht über den Ausgong der Schlacht verbreiten, die einen gewaltigen Kurssturz der englischen und deutschen Papiere zur Folge hatte. In aller Stille kaufte er die gesunkenen Werte in Mengen auf, und als 24 Stunden später die Londoner Börse den wahren Ausgang der Schlacht und damit erfuhr, daß Rothschild sie zum Narren gehalten hatte, war er um viele Millionen reicher.

Von dem Urheber des berüchtigten Schwindels in Handelskompagnie-Aktien in Frankreich, John Law (1671—1729), gibt auch Sombart zu, daß er Hebräer gewesen sein könnte und wohl eigentlich Lewi geheißen habe.

Verwandtem Geistes mit diesen jüdischen „Staatsmän-

*) Er endete am Galgen, weil er die englischen Interessen an Philipp II. von Spanien verraten hatte. (Drumont: La France juive).

nern" war der berüchtigte Dämon Württembergs: Süß-Oppenheimer (gehenkt 1734).

Auch in Hamburg führten die Hebräer im 18. Jahrhundert den Aktien-Handel ein und trieben die Sache so arg, daß 1720 der hamburger Rat ein Verbot dagegen erließ. Heute wird es gern als eine „rückständige" Anschauung „reaktionärer Kreise" hingestellt, wenn man vom Börsenhandel nicht mit gewisser Hochachtung spricht; aber wie uns Sombart gesteht, war diese Anschauung der heutigen „Kleinbürger und Agrarier" im 18. Jahrhundert auch die begründete Ansicht des soliden Großkaufmanns. Im englischen Parlament wurde bei Beratung der John Bernhards Akte 1733 von allen Rednern einmütig die „infame Praktik der Stockjobberei" verurteilt. Und an was haben uns inzwischen nicht unsere Hebräer gewöhnt!

Schon von der damaligen Zeit sagt Sombart (S. 112.):

„Die öffentlichen Schulden galten als eine Partie honteuse der Staaten. **Die besten Männer erblickten** in der fortschreitenden Verschuldung einen der schwersten Übelstände."

Die Ausdehnung des Effektenmarktes von 1800—1850 hält Sombart für gleichbedeutend mit der Ausbreitung des Hauses Rothschild.

„Der Name Rothschild bedeutet **mehr** als die Firma, **er bedeutet die gesamte Judenschaft**, soweit sie an der Börse tätig war; **denn allein mit ihrer Hilfe** konnten die Rothschilds die alles überragende Machtstellung, ja die Alleinherrschaft an der Fondsbörse erobern."

Das ist eine volle Bestätigung des von uns behaupteten Zusammenspieles, der Comparserie der Juden; das ist unsere Chawrusse und ihr Geheimnis; es ist die organisierte Judenschaft, die die Börse zu einem Schröpfkopf der Länder gestaltet hat (vgl. Abschnitt IV).

Sombart sagt weiter:

„Wurde auf diese Weise der **Kreis** der Geldgeber räumlich erweitert, so sorgten andere Maßnahmen der Rothschilds dafür, daß nun auch der letzte Groschen aus der Bevölkerung allerorts herausgepumpt wurde. Das geschah durch eine geschickte Benutzung der Börse zu Emissionszwecken."

Für diese Tätigkeit hat das Vorgehen der Rothschilds eine

bedenkliche Nachfolgeschaft in andern „Emissionsbanken" gefunden. Sie leiten in ungeahntem Maße deutsches Sparkapital ins Ausland — nur nicht in *unsere* Kolonien! — ab*) und entziehen dadurch dem Inlande das Geld für wirtschaftliche Zwecke, sie drücken den Kurs unserer Staatspapiere herab,**) auf deren angemessene Verzinsung so unzählige Bürger angewiesen sind, und heimsen für ihre nationalwirtschaftlich verderbliche Tätigkeit noch ungeheure Gewinne ein, die durch die Steuer gar nicht oder nicht annähernd voll erfaßt werden können. Nur eine scharfe gesetzliche Beschränkung, auch von Fall zu Fall ein völliges Verbot der Ausgabe ausländischer Werte durch die Börse könnte diesem Unwesen abhelfen.

Sombart fährt dann fort:

„Stimmung machen, war die Losung, die von nun an den Börsenverkehr beherrschte. Stimmung zu machen war der Zweck der unausgesetzten Kursverschiebungen durch systematischen Ankauf und Verkauf der Effekten, wie sie die Rothschilds von Anbeginn an bei ihren Emissionen betrieben. Um nun diese Börsen- und Geldmarkts-Manipulationen vornehmen zu können, wurden alle möglichen, ihnen zu Gebote stehenden Mittel angewandt, alle nur auffindbaren Wege eingeschlagen, alle nur zu ersinnenden Börsen- und sonstigen Machinationen ausgeübt, alle Hebel in Bewegung

*) Das im Auslande „arbeitende" deutsche Kapital wird auf 35 Milliarden Mark geschätzt (Frankreich 30, England — außer den Kolonien — 33 Milliarden Mark).

**) Bei einer Jubiläumsbetrachtung zu Kaiser Wilhelms II. Regierung, in der von der „beispiellosen Entwicklung" des deutschen Wirtschaftslebens während der letzten 25 Jahre die Rede ist, veröffentlicht die Tägl. Rundschau auch eine Zusammenstellung einiger Kursnotierungen von 1888 und 1913. Danach notierten:

	1888:	1913:
4 % Deutsche Reichsanleihe	107.60	98.10
3½ % „ „	102.80	84.90
4 % Preußische Konsols	106.80	98.10
3½ % „ „	103.50	84.90

Das sind ziffernmäßige Belege von lapidarer Wucht für die „beispiellose Entwicklung der letzten 25 Jahre" und vom Segen der „Emissionstätigkeit" gewisser Großbanken, die „das Ausland erschließt", aber dem Reiche, unsern Staaten und Städten und damit den Bürgern ungeheure Verluste und Opfer verursacht.

gesetzt, Geld in größeren und kleineren Summen geopfert. Die Rothschilds trieben also „Agiotage" in dem engeren Sinne, den die Franzosen dem Worte beilegen. Das war bis dahin von großen Bankhäusern offenbar noch niemals geschehen. Die Rothschilds verwendeten also das von den Amsterdamer Juden eingeführte Mittel der künstlichen Markt-Beeinflussung durch Stimmungsmache zu einem neuen Zwecke: der Lancierung von Effekten."

So heißt es wörtlich genau bei Sombart; es ist dasselbe, was Antisemiten seit 30 Jahren sagen.

Diese Tätigkeit eines großen Bankhauses bezweckte, die Staatsregierungen durch Vermehrung der Schulden an die goldene Kette zu legen. Die Rothschilds haben sich die Aufgabe gestellt, die Staaten mit den nötigen Schulden zu behaften; zu dem Zwecke verstanden sie die Gelegenheit zum Schuldenmachen künstlich herbeizuführen. Nach den neuesten Berichten sind sie in ihrer „erschließenden Tätigkeit" bei Ecuador angelangt. Man wird also unsere Presse nächstens Preishymnen auf dieses „vielversprechende" Land anstimmen hören.

Zu der Fabrizierung öffentlicher Schuldtitel durch die Herren Effekten-Fabrikanten kam bald noch das Gründungsgeschäft und das Pfandbriefgeschäft hinzu. Wie die Staaten im Großen, so wurden die industriellen Unternehmungen im Kleinen durch die Börse „finanziert" und „eskomptiert". Um immer neue Handelswerte für den Effektenmarkt zu schaffen, mußten die soliden Unternehmungen der Privatleute aufgekauft und in Aktien-Gesellschaften umgewandelt, d. h. „gegründet" werden. Über den Gründungsschwindel in Berlin in den Jahren 1870—1873 hat uns Otto Glagau ein wertvolles Buch hinterlassen.*) Es zeigt, wie auch hier die Hebräer überall die Macher waren und wie nur zur besseren Deckung der Sache nach außen eine Anzahl mehr oder minder unschuldiger Deutschen, womöglich Aristokraten, als Strohmänner vorgeschoben wurden. Was damals die Juden und Judengenossen zuwege brachten, gehört zu den frechsten politischen

*) Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin. Leipzig, 1877.

Komödien. Als sie die Massen in der Gründerzeit hinlänglich geplündert hatten und ihren Schwindelbau dem Zusammensturz nahe sahen, schickten sie ihren Stammesgenossen Lasker, den damaligen Stern und Wortführer der nationalliberalen Partei, im Reichstage vor, um den Gründertöter zu spielen. Er „entlarvte“ denn auch mit unendlichem Geräusch einige Mitglieder der konservativen Partei als Gründergenossen, ließ aber die Hauptmacher, seine Stammesbrüder und liberalen Parteifreunde, frei ausgehen. Damit erreichte er den doppelten Vorteil: den Unwillen des um ungeheure Summen geschädigten Volkes von den wirklich Schuldigen ab auf die gegnerischen Parteien zu lenken und sich zugleich noch als Hüter der öffentlichen Moral aufzuspielen. Die von Juden beeinflußte Presse half mit, die allgemeine Entrüstung gegen die armen Sündenböcke aus dem konservativen Lager nach Kräften zu schüren.*)

* * *

Unsere berufenen Volkswirte an den Hochschulen wissen leider von diesen schlimmen Tatsachen ebensowenig zu berichten, wie von dem Unsegen, den das Börsenspiel über das Nationalvermögen und das ganze wirtschaftliche und öffentliche Leben bringt; sie stimmen sogar Loblieder an auf die segensreiche Entfaltung des Börsenwesens. Glagau nennt in seinem erwähnten Buche darum auch die gelehrten Volkswirte, weil sie ihr Amt als Volksaufklärer so sträflich vernachlässigen, Haupt-Verbündete der Gründer, und hält es für zweifellos, daß manche derselben von der Börse besoldet würden.

Sombart spricht dann von der „Kommerzialisierung der Industrie“; man könnte es auf gut deutsch die Verhändlerung oder Verbörsung der Industrie nennen. Die Industrie wird durch sie zu einem bloßen Spekulations-Objekt der Börse; die

*) Der jüdische Statistiker Ernst Engels schätzte die Kursverluste bei der Berliner Börse in den „Gründerjahren“ auf 700 Millionen Taler, Glagau auf das Doppelte.

Produktion ist eine Sache zweiten Ranges. „In den Spekulationsbanken,“ sagt Sombart, „erreicht die kapitalistische Entwicklung ihren einstweilen höchsten Punkt. Mit ihrer Hilfe wird die Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens auf die Spitze getrieben, die börsenhafte Organisation kommt zur Vollendung.“ Er sagt von diesen Spekulations-Banken:

„Sie selbst beteiligen sich in nicht geringem Maße an der Spekulation, sei es direkt, sei es auf dem Wege des Reportgeschäftes, das heute ja bekanntlich zum mächtigsten und wichtigsten Hebel der Spekulation geworden ist. Mittels der Beleihung von Spekulations-Papieren ist den Banken die Möglichkeit gegeben, dadurch, daß sie für billige Sätze Stücke herein nehmen, den Anschein zu erwecken, als herrsche Geldfülle, die von Kauflust gern begleitet wird. Also Antrieb zu einer Hausse-Bewegung, wie sie andererseits durch Verwertung des Papiervorrates im umgekehrten Sinne den Kurs zu drücken leicht in den Stand gesetzt werden. Die großen Banken haben also den Dampfhahn der Maschine, die man Börse nennt, jetzt tatsächlich in ihrer Hand.“ (S. 129.) Und ferner: „Die Börsen-Disponenten der Banken werden immer mehr die Beherrscher des Wirtschaftslebens.“

Den berüchtigten Crédit mobilier in Paris bezeichnet Sombart schlechtweg als Spekulationsbank. Sie wurde begründet von den portugiesischen Juden Isaak und Emil Pereire; zu den weiteren Großaktionären gehörten u. a. Torlonia in Rom, Salomon Heine in Hamburg, Oppenheim in Köln. Zur Gattung der Spekulationsbanken zählt Sombart noch die Berliner Diskonto-Gesellschaft, begründet von David Justus Ludwig Hansemann, und die Berliner Handels-Gesellschaft, mit welcher im Zusammenhange stehen die Darmstädter Bank und die berliner Bankgeschäfte Mendelssohn, Bleichröder, Warschauer und Gebrüder Schickler. Unser Autor setzt hinzu: „Auch unter den Gründern der Deutschen Bank überwiegen die jüdischen Elemente.“ (S. 129.)

Damit ist der internationale Charakter der Spekulationsbanken erwiesen, und ihm gemäß die Rolle, die sie im Weltverkehr spielen.

⋙✱⋘

IX.

Verdrängung des soliden Handels durch die Juden.

In der kapitalistischen Wirtschafts-Gesinnung erkennt auch Sombart den jüdischen Einfluß. Er gibt zu, daß durch den „eigenartigen jüdischen Geist" etwas Fremdes in unser Leben hineingetragen worden ist, und er kann es verstehen, wenn die nichtjüdischen Geschäftsleute und deren Wortführer sich mit einem begreiflichen Groll gegen diese Zustände kehren. Er erblickt darin eine „ganz naive Reaktion auf das durchaus anders geartete jüdische Wesen". Er schlägt in den Blättern der Geschichte nach, um festzustellen, wie sich seit Jahrhunderten in gleichartiger Weise der solide Kaufmannsgeist gegen das jüdische Unwesen im Handel verwahrt habe. Überall und immer dasselbe. So klagen die Stände der Mark Brandenburg im Jahre 1672 „daß die Juden den anderen Einwohnern des Landes die Nahrung vor dem Munde wegnehmen". Fast gleichlautend äußert sich die danziger Kaufmannsschaft im Jahre 1717. Eine Eingabe von 1740 an den Fürstbischof von Mainz beklagt sich, daß „bekanntermaßen die Juden dem Gemeinwesen zum größten Schaden und Verderben gereichen". Und so geht es fort durch alle Länder, wohin die Juden kommen. Auch in England wehrt sich die solide Kaufmannschaft fast mit den gleichen Ausdrücken gegen das Eindringen des jüdischen Wesens. In Frankreich klagen die Geschäftsleute von Toulouse im Jahre 1745: „Wir bitten Euch inständig, die Fortschritte dieser Nation aufzuhalten, da sie zweifellos den ganzen Handel des Languedoc zerstören müßte." In Schweden, in Polen, allerorten dasselbe Bild. Ein Sittenschilderer aus jener Zeit berichtet über die Judenschaft Berlins: „Sie nähren sich vom Raube und Betruge, die nach ihren Begriffen keine Verbrechen sind." Allgemein wird das Gebahren der Juden als ein Verstoß gegen die guten Sitten der Kaufmannschaft empfunden. Sombart

gibt zu, es handele sich hier um den Kampf zweier sich fremder Weltanschauungen.

In der ständischen Gliederung der Gesellschaft, wie sie die alte Zeit besaß, war der Mittelpunkt der Interessen der Mensch, und alle Ordnungen und Gesetze hatten den Zweck, den redlich Schaffenden in seiner Existenz zu sichern. Die Waren-Erzeugung diente dem wirklichen Bedürfnis, und bei der soliden Abwicklung aller Geschäfte fiel jedem redlich Arbeitenden und Handelnden sein rechtmäßiges Teil zu. Das Streben nach maßlosem Gewinn galt als unstatthaft und unchristlich, niemand suchte sich durch den Schaden und auf Kosten des anderen zu bereichern. Ein Geist sozialer Harmonie durchwehte das Ganze; jeder fand seinen Weg und seine redliche Existenz.

In diesen sozialen Frieden trat nun der Jude hinein mit seiner ganz anders gearteten Sinnesart und abweichenden Anlagen. Zu *geben* hatte er nichts, weder produktive Talente noch redliche Arbeitskraft; er mußte also seine Existenz erlisten. Ihm war der Handel nicht nur — wie nach der christlichen Auffassung — der willige Gefährte der Produktion und des Konsums, sondern ein Weg und Mittel zur Bereicherung und zur Vergewaltigung der anderen. Es war ihm auch nicht mit einem mäßigen Gewinn gedient; er wollte Überschüsse machen, Kapital anhäufen, um mit diesem zu drücken und die Oberhand zu gewinnen.

Durch diese neue Tendenz ward in die organische Natur der alten Gesellschaft eine empfindliche Störung gebracht. Bis dahin war alles Geschäftsleben und alles soziale Zusammenwirken auf Wohlwollen und Vertrauen begründet; jetzt trat ein feindliches Element dazwischen, das kein Vertrauen beanspruchte, aber auch keins gewährte. Der Hebräer betrachtete es als sein gutes Recht, das Vertrauen der anderen zu mißbrauchen; ja er verhöhnte sie noch um deswillen und bezeichnete die Vertrauensseligkeit als Dummheit. Das ist die gewaltige Kluft, die bis heute die Lebensanschauung des Hebräers von der unsrigen trennt und die niemals überbrückt werden wird. Von

jeher hat die Partie ganz ungleich für beide Streitteile gestanden. Der Hebräer kam als bewußter Gegner und kannte keinen Pardon gegen den Nichtjuden; der arglose christliche Arier aber bemühte sich, wie es ihm seine Religionslehrer einschärften, in dem Hebräer einen Mitmenschen zu sehen, dem allen man vor Vertrauen und Liebe entgegenbringen müsse, weil er dem Volke angehöre, dem unser Heiland entsprossen sein sollte. So öffnete man überall dem fremden Eindringling sein Herz und sein Haus. Das wußte dieser weidlich wahrzunehmen, nicht ohne das ihm entgegengebrachte Vertrauen als Dummheit zu verhöhnen. Und in der Tat: es fordert den Spott heraus, wenn die arischen Völker bis auf den heutigen Tag diesen Zusammenhang der Dinge nicht durchschaut haben.

Freilich, es hatte sich seit Jahrhunderten alles verschworen, von der Schule und Kirche bis zur öffentlichen Presse und Gesetzgebung, um die eigentliche Sachlage zu verschleiern. Aber instinktiv fühlte ab und zu der gesunde Volksverstand heraus, daß der Frevel der alten Juden gegen den Heiland zehnmal schwerer wöge, als das Verdienst, das sich ihre Nachkommen wegen seiner Abstammung anmaßten, und sie nahmen die zeitgenössischen Juden als das was sie waren: unheimliche, blut- und landfremde Gesellen, Wucherer, Pfuscher, Spione, Betrüger und Wollüstlinge.

* * *

Die Klagen der Gewerbetreibenden aus der älteren Zeit sind alle auf denselben Ton gestimmt, wie schon die unwilligen Äußerungen der Geistlichkeit über die Ausbeutung der ausfahrenden Kreuzzügler im 13. Jahrhundert, denen die Juden Hab und Gut abwucherten gegen schlechte Ausrüstung und Waffen. So heißt es — bezeichnend für den Zwischenhandelsgeist, der die Juden beherrscht! — in einer Klage der Gewerbetreibenden Hannovers im 18. Jahrhundert: „Der Handel mit Manufakturwaren ist ganz in die Hände der Juden geraten. Mit Vorliebe führt der Jude in seinem Laden ausländische Hüte, Schuhe, Strümpfe, lederne Handschuhe, Mobilien und

gemachte Kleider aller Art, umgekehrt führen sie die Rohstoffe mit Vorliebe außer Landes" (vgl. S. 42). Ein andermal: „Die Juden machen ihren Nachbarn die Kunden abspenstig. Überall lauern sie den Käufern und Verkäufern auf," eine Praxis, die bis dahin gegen den kaufmännischen Anstand verstieß. Die Goldarbeiter in Frankfurt a. M. beschweren sich (1685), daß die Juden alles Bruchgold und -Silber aufkauften und ihnen durch unzählige Spione vor der Nase wegfischten. In gleicher Weise beklagen sich die Kürschner in Königsberg (1703), daß die Juden Hirsch und Moses mit ihrem Anhang es ihnen im Ein- und Verkauf des Pelzwerkes zuvor täten, und ihnen großen Schaden zufügten (Sombart S. 161). „Wenn Einquartierung in die Stadt kommt, laufen sie den Soldaten und Offizieren nach und suchen sie in ihr Geschäft zu locken, um anderen die Kundschaft zu entziehen." Auch das Hausiergewerbe nimmt unter ihrem Einflusse eine lästige Ausdehnung an; so klagen 1672 die Stände der Mark Brandenburg, „die Juden liefen auf den Dörfern und in den Städten herum hausieren und drängten den Leuten ihre Waren auf." In Frankfurt a. O. klagt man, „daß die Juden den Kunden nachliefen, den Reisenden in die Hotels, dem Adel auf die Schlösser, den Studenten auf ihre Buden," weil sie nicht damit zufrieden seien, gleich anderen Kaufleuten ihre Waren in den Gewölben feilzuhalten, sondern durch Zudringlichkeit den übrigen Geschäftsleuten den Absatz zu entziehen trachteten. Auch bei den Messen liefen sie in alle Wirtshäuser, um alle Käufer an sich zu locken. Aus Nikolsburg in Österreich wird berichtet, daß sie allen Handel, alles Geld und alles Material an sich gezogen hätten. Sie warten schon vor der Stadt auf den Käufer, drängen sich den Reisenden auf und suchen sie von den christlichen Geschäftsleuten abzuleiten. Sie lauschen auf jedes Gespräch, kundschaften die Ankunft der Fremden aus, und wissen selbst aus jedem Unglücksfall sofort Nutzen zu ziehen, indem sie in die Häuser laufen und dort ihre Anträge machen. Ja, ihre Aufdringlichkeit steigert sich bis zur körperlichen Nö-

tigung; sie suchen widerstrebende Kunden mit Gewalt in ihr Geschäft zu ziehen, ein Verfahren, — das „Anreißen" — das in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem Mühlendamm zu Berlin noch in voller Blüte war. Die Hebräer pflegten in ihrer Ladentür zu lauern wie die Spinne in ihrem Netz. Jeden Vorübergehenden, der für ihre bis auf den Bürgersteig ausgebreiteten Waren nur irgend welches Interesse zu zeigen schien, hielten sie sofort an und suchten ihn in den Laden zu locken oder gewaltsam hinein zu zerren. „Ärmelausreißer-Geschäfte" hat man diese Ausgeburt jüdischen Geschäftsgeistes genannt, wie auch Sombart anführt. Ja, die jüdischen Straßenhändler gingen soweit, ihren Verkaufsstand oder Karren direkt vor dem Laden eines christlichen Konkurrenten aufzuschlagen, um ihm die Kundschaft wegzuschnappen.

Mit allen Mitteln die Kunden an sich zu locken, ist die Tendenz des jüdischen Händlers, und er läßt sich darin weder durch die Rücksichten des Anstandes noch der Scham behindern. Erst durch den Hebräer ist jenes feindliche Prinzip in unser Geschäftsleben eingedrungen, das in dem Abspenstigmachen der Kunden die wichtigste Aufgabe des Handels erblickt und jedes Mittel für erlaubt hält, das geeignet ist, den Mitbewerbenden im Geschäft zurück zu drängen.*)

Auch die Zeitungsreklame hat der Hebräer zu einer Stufe entwickelt, die nicht nur dem guten Geschmack, sondern auch dem öffentlichen Anstand Hohn spricht. Vor einigen Jahrzehnten war die Überschrift „Tod aller Konkurrenz!" der Lieblings-Ruf der jüdischen Reklamemacher. Die Ausartung der Zeitungsreklame hatte noch den weiteren Nachteil im Gefolge, daß die öffentliche Presse immer mehr in die Abhängigkeit von jüdischen Marktschreiern geriet. Um deren Anzeigen nicht einzubüßen, tat sie ihnen alles zu Liebe. Auch heute wagt kein verbreitetes öffentliches Blatt, etwas Abfälliges über das Judentum zu schreiben, wenn es nicht gewärtigen will, sofort die jüdischen Anzeigen einzubüßen und von der gesamten Judenschaft boykottiert zu werden — eine Folge der unseligen Verbindung der politischen eigentlichen Zeitung mit dem Anzeiger zu einem Blatte.

*) Wenn es nur einen Weg gäbe, alle diese Dinge in den weitesten Schichten unseres Volkes bekannt zu machen! Dann dürfte man erwarten, daß der Unwille aller ehrlichen Leute sich gegen diese Zustände wendete und der verderbliche Fremdling endlich aus unserem Volksleben ausgeschaltet würde. Aber die öffentliche Presse versagt hier vollständig; sie stellt sich mit Vorliebe in den Dienst der Juden.

So hat der Handel unter der jüdischen Einwirkung seinen soliden Zweck, dem Konsum und der Produktion als Vermittler zu dienen, verloren und ist in raffinierten Kundenfang ausgeartet. Darum lautet denn auch die Klage aller soliden Geschäftsleute von alters her: Der Jude verdirbt den Handel, da er keine Regel achtet und nur den Geldverdienst unter allen Umständen gelten läßt.

Besondere jüdische Handelskniffe. Eine besonders bedenkliche Art der jüdischen Handelstaktik besteht darin, die Notlage der Waren-Erzeuger auszubeuten. Die Juden benutzen die Verlegenheit des Handwerkers und Fabrikanten, um ihm die Waren zu Ausnahmepreisen abzuzwingen; ja sie wissen durch allerlei Schiebungen den Produzenten in solche Verlegenheit zu bringen. Auch diese Klage ist alt. So sagt ein Bericht der augsburger Großhändler im Jahre 1803:

„Die Juden suchen aus der allgemeinen Not einen Vorteil zu ziehen; sie drücken dem Dürftigen, der Geld braucht, die Waren zu Schandpreisen ab und verderben durch den wohlfeilen Wiederverkauf den ordentlichen Handel." (Sombart S. 168.)

Leider sind selbst die Behörden schon seit dem Verfall der Zünfte (Anfang des 18. Jahrh.) kurzsichtig genug gewesen, diese jüdische Taktik zu unterstützen. Sie ließen sich durch die billigen Angebote der Hebräer bestechen und frugen nicht danach, mit welchen Mitteln der Jude sich in den billigen Besitz der Waren setzte. Eine Eingabe der wiener Hofkanzlei vom 12. Mai 1762 sagt geradezu: „Es sei rätlich, mit den Juden

Militär-Lieferungen abzuschließen, da dieselben weit wohlfeilere Lieferungspreise ansetzten."*) — Merkwürdigerweise sind trotz alledem die jüdischen Armeelieferanten allezeit reiche Leute geworden. Irgend einen müssen sie also doch übervorteilt haben, entweder den Staat oder die unglücklichen Waren-Erzeuger.

Die Mittel und Wege, durch die der Hebräer in den Besitz billiger Waren gelangt, sind mannigfach; wir erwähnten bereits die Ausbeutung des Produzenten in besonderer Verlegenheit. Ferner aber benutzen die Hebräer geschäftliche Zusammenbrüche, um Warenpartien billig zu erstehen; ja sie wissen unter sich solche Zusammenbrüche künstlich herbeizuführen, um einander die Waren billig zuzuschieben. Levi, der ein neues Geschäft eröffnet hat, weiß sich Waren auf Kredit zu beschaffen. Er erfüllt seine Verbindlichkeiten gegen den Lieferanten einige Male gewissenhaft und erwirbt sich dadurch Vertrauen. Allmählich steigert er die Bezugsmengen immer bedeutender und nimmt einen stets größeren Kredit in Anspruch. Die Lieferanten, von der scheinbaren Entwicklung des Geschäfts bestochen, wollen sich einen so guten Abnehmer nicht entgehen lassen und gewähren immer höheren Kredit. Levi aber verschleudert die Waren mit Hilfe einiger Genossen, d. h. er wird zum Vermittler für andere jüdische Schleudergeschäfte. Er verkauft diesen die Ware billiger, als wie sie ihm die Fabrik berechnet; wenn sein Kredit in die Hunderttausende gestiegen ist, meldet er den Konkurs an und die Lieferanten, die bei ihrem Abnehmer ein großes Warenlager vermuteten, finden ein leeres Nest und müssen sich mit einer Abfindung von wenigen Prozenten begnügen. Es ist keine Kunst, auf solche Weise billige Waren zu liefern, bezw. billig zu verkaufen. Der Hebräer, der alle Dinge umzukehren weiß, hat auch hier

*) Mit welchem Erfolge dieser Rat bei späteren Mobilmachungen befolgt worden ist, wissen wir. Hunderttausende von Soldaten europäischer Mächte haben mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit die Profitgier jüdischer Lieferanten von Bekleidungsstücken, gefälschten Lebens- und Arzneimitteln bezahlen müssen.

das normale Geschäftsprinzip vollständig auf den Kopf gestellt: Er sucht zuweilen nicht mehr von der Kundschaft zu profitieren, sondern er macht seinen Gewinn aus den Taschen der Fabrikanten und Lieferanten. Er verkauft die Waren billiger, als er sie erwirbt, und bleibt schließlich den Hauptteil schuldig. Diese sonderbare Art der Geschäftsführung hat den Hebräer nun gar noch in den Ruf eines Volkswohltäters gebracht, denn er verhilft ja den armen Leuten zu billigen Waren; — er beschenkt geradezu das kaufende Publikum, — nur wissen die wenigsten, daß er das aus fremden Taschen tut. Allezeit hat der Hebräer die Kunst verstanden, auf fremde Kosten Wohltaten zu erweisen.

Daß er nebenbei bereit ist, allerhand unreell erworbene Ware an sich zu bringen, ist bekannt genug. Er kauft verpfändete, beschlagnahmte und gestohlene Waren zusammen, wo sich nur irgend Gelegenheit bietet. Mit Vorliebe sucht er minderwertige Erzeugnisse, verlegene und Ausschußware zu erwerben, „Ramsch", d. h. Ware, die kleine Fehler aufweist und darum von soliden Geschäftsleuten nicht genommen wird. Der Hebräer rechnet mit der Oberflächlichkeit und Warenunkenntnis des Publikums und weiß auch solche Artikel unter dem Anschein solider und vollwertiger Ware an den Mann zu bringen.

2. Schädigung der Produktion. (Billig und schlecht).

Unter den Einflüssen der jüdischen Tendenzen ist leider die Fabrikation vieler Erzeugnisse ausgeartet. Der Begriff für Qualitätsware ist vielfach verloren gegangen, hingegen die billige Schundwaren-Fabrikation gefördert worden. Wohl wehren sich die reellen Geschäftsleute gegen diese unsauberen Machenschaften und suchen gegen den Schleuderer vorzugehen, wenn er seine minderwertigen Waren als gleichwertig mit anderen ausgibt. Die Schutzverbände für Handel und Gewerbe haben häufig Prozesse gegen die Schleuderer mit Erfolg durchgeführt; in vielen Fällen aber haben die Sachverständigen zugeben müssen, daß Quali-

täts-Unterschiede im Material und in der Arbeit, selbst wenn sie den Wert der soliden Ware etwa um 10—15 pCt. verringern, schwer festzustellen sind. Und damit erlangt der Hebräer die Möglichkeit, die Warenqualität allmählich immer weiter herunter zu schrauben, zum Schaden der Produzenten wie der Käufer.

Unser kaufendes Durchschnittspublikum von heute ist ja leider zu leichtfertig, um noch Wert auf reelle Ware zu legen. Der Hebräer hat es dahin erzogen, sich bei allen Dingen an der „Modernität" und dem schönen Schein genügen zu lassen, statt in erster Reihe auf Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit zu sehen, die sich in allen Fällen recht wohl mit gefälliger Form vereinbaren läßt. Die meisten wollen etwas besitzen, was für den Augenblick glänzt und blendet, wenngleich es bald entwertet ist und weggeworfen werden muß, um durch neuen glänzenden billigen Plunder ersetzt zu werden. Dabei geht aber nicht nur die Volkswirtschaft einen schlimmen Weg, sondern auch die Lebenshaltung und Moral des Volkes. Die Blendlaternen der Warenhäuser sind darum nicht bloß Geschäftsverderber, sondern auch Volksverderber.

Wie Sombart zugibt, sind die Juden die Urheber des Surrogates im allerweitesten Sinne, d. h. auf gut Deutsch: die Urheber der Fälschung im Handel.

Manche Waren minderwertiger Art, die nach jüdischem Prinzip hergestellt sind, haben direkt den Namen „Judenwaren" erhalten. So spricht man von „Judenleinwand", „Judenkattun" und anderem „Judenpowel". Ein besonderer Trick der Judengeschäfte besteht noch darin, bei Waren, wo die Menge und das Maß schwer nachzuprüfen sind,*) vermindertes Gewicht oder nicht voll bemessene Zahl zu geben. Als das neue Gewichtssystem eingeführt wurde, die Käufer aber gewohnheitsgemäß immer

*) Ganz besonders wird dabei die Frauenwelt betrogen, die sich noch immer z. B. „englischen Zwirn", der nach Yards statt Meter vermessen wird, aufdrängen läßt.

noch ein „Viertelpfund" und dergleichen verlangten, wußte der Hebräer bei Zeiten die Gelegenheit auszunutzen, um nun an Stelle des Viertels nur ein Fünftel zu geben. Ebenso ist es bekannt, daß ein „Judengroß" nur etwa 100 statt 144 Stück zählt. Wenn man in alter Zeit zur Rechtfertigung des Judenhandels behauptete, der Jude könne deswegen billiger liefern, weil er geringere Lebensansprüche stelle und mit bescheidenen Mitteln sein Auskommen finde, so ist das für die heutigen Verhältnisse sicher nicht mehr zutreffend. Wie bekannt, führen die Hebräer von heute ein recht üppiges Leben, und besonders die Judenfrauen suchen an Luxus und Prunk alle anderen Stände, selbst den Adel und die Fürsten, zu überbieten.

Eins muß den Juden zugestanden werden: daß sie das Geschäft beleben und durch möglichst gesteigerten Barverkauf den **Umsatz beschleunigen.** Ein rascherer Umsatz gibt dem Kaufmann allerdings die Möglichkeit, sich mit einem geringeren Gewinn zu begnügen und dennoch sein gutes Auskommen zu finden. Nur sind die Mittel, mit denen der Hebräer den raschen Umsatz bewirkt, zumeist bedenklich und äußern ihren Nachteil auf einer anderen Seite im volkswirtschaftlichen Leben. Denn schließlich ist der Handel doch nicht Selbstzweck: es ist doch nicht die Aufgabe des menschlichen Lebens, möglichst viel zu erzeugen und möglichst viel zu verbrauchen; ja der gesteigerte Konsum kann sowohl dem Einzelnen, wie der Gesamtheit nachteilig werden. Wie Überernährung und Übergenuß für das Individuum verderblich ist, so ist auch die Übersteigerung der volkswirtschaftlichen Funktionen nicht auf alle Fälle segensreich. Sie kann eine rasche Aufbrauchung der wirtschaftlichen Kräfte zur Folge haben.

Auch das Prinzip: „Rascher Umsatz und geringer Nutzen" sucht der Hebräer gern als Reklame-Mittel für sich zu benutzen. Und auch hierbei handelt es sich meist nur um ein Blendmittel.

8. Abweichende Denkweise. Es liegt in der Natur des jüdischen Denkens, andere Wege zu gehen, als der normale Verstand. Der Hebräer denkt gleichsam um die Ecke; seine Gedanken gehen den entgegengesetzten Weg der natürlichen. Während der arische Verstand auf das Schaffen und Aufbauen gerichtet ist, sinnt der Hebräer allerwegen auf Verwirrung und Ausschöpfung, auf Verfall und Zersetzung. Er sucht seinen Vorteil in dem Schaden der anderen, sein Emporkommen in dem Niederdrücken der nichtjüdischen Mitmenschen. Das jüdische Denken ist immer negativ gerichtet; der Hebräer ist der geborene Zersetzungs-Bazillus. Darum kann gesundes menschliches Denken den jüdischen Spekulationen nur schwer folgen; aus dem gleichen Grunde ist der Hebräer für die Mehrzahl der Menschen ein unverständliches Wesen. Der Jude kennt unsere Art zu denken und zu empfinden, aber wir kennen die seine nicht. Der Hebräer rechnet mit Sicherheit auf unsere geraden Schlußfolgerungen, wir aber vermögen mit seinen krummen Gedanken nicht Schritt zu halten. Darum verrechnet der Jude am Deutschen sich selten, der Deutsche am Juden sich fast immer. Der Hebräer sucht unsere Gedanken in eine Richtung zu lenken, von der er genau weiß, wie wir unsere Gedankenreihen fortsetzen, und zwar so, daß wir sicher in seine gestellte Falle tappen. Er hat gelernt, die Gedanken anderer Menschen vorzudenken; wir aber haben die Kunst, seinem Geisteszickzack zu folgen, nicht geübt. Und so hat der Hebräer eine scheinbare Überlegenheit über uns erlangt, die schließlich aber nur in einer gewohnheitsmäßigen Umkehrung des natürlichen Denkens und Empfindens wurzelt. All sein Trachten ist darauf gerichtet, die Triebe und Regungen der anderen irre zu leiten, um sie zu mißbrauchen. Der Hebräer ist kein natürliches Wesen mit unmittelbaren Regungen, eher eine Vexiermaschine mit perverser Geistesrichtung. Wer nicht durch langdauernden persönlichen Umgang mit Juden die Verzwicktheit und Verschlagenheit der jüdischen Denkungsart kennen gelernt hat — und dazu haben ja nur verhältnismäßig wenig Menschen Gelegenheit — der kann jüdischen Gedankengängen gar nicht nachgehen, es sei denn, daß er durch das Lesen der rabbinischen Schriften sich Einblicke in den wahren Judengeist verschaffte. Alles ist dort — unter Verleugnung der Vernunft und Sittlichkeit — auf den Kopf gestellt und gegen das natürliche Menschenwesen gerichtet. Wer sich nicht einigermaßen über die talmudischen Bücher belehrt hat, wird den Juden niemals richtig begreifen.

Alle Beweggründe und Tätigkeiten des jüdischen Gehirns sind auf den Vorteil und materiellen Gewinn gerichtet. Sittliche Gesichtspunkte, ideale Beweggründe sind ihm unverständlich. Und doch bildet der Hebräer sich ein, ein sittlich besonders hoch angelegtes Wesen darzustellen. Niemand redet lieber von Ethik als die Juden; wer aber zuschaut, was sie darunter verstehen, der entdeckt, daß sie die Kunst meinen, auf dem Verstandeswege ihren Vorteil zu suchen, und zwar unter dem Deckmantel einer anständigen Bestrebung. Wollte man die jüdische Moral in eine kurze Formel fassen, so müßte sie lauten: „Sittlich ist alles, was Vorteil bringt.“ Einen höheren Maßstab als den Vorteil vermag der Jude an Lebenswerte nicht anzulegen.

In noch anderer Form ließe sich die jüdische Auffassung dahin formulieren: „Ethik ist die Kunst, andere Leute zu übervorteilen und dabei den Anschein einer anständigen Gesinnung zu wahren, ja das Vergehen gegen andere als eine Wohltat hinzustellen.“

Sombart führt aus der „Allgemeinen Schatzkammer der Kaufmannschaft“ einen Satz an, der die gute Moral des Kaufmanns alter Art kennzeichnet im Gegensatz zur jüdischen Auffassung: „So du eine Ware allein hast, kannst du wohl einen ehrlichen Profit suchen, doch also, daß es christlich sei und dein Gewissen keinen Verlust erleide oder du an deiner Seele Schaden nähmest.“ Eine solche Forderung kann der Hebräer nicht verstehen; sie wird geradezu seinen Spott herausfordern. Bei allem christlichen Handel in alter Zeit stand immer das religiöse und sittliche Gebot obenan; erst der Jude hat alle Moral aus

der ökonomischen Welt hinausgetrieben. Ihm erscheint alles erlaubt, was Gewinn bringt; er hat der mammonistischen Auffassung in unserem Leben zur Herrschaft verholfen, d. i. dem Glaubenssatze: Wer dem Mammon dient, tut ein Gott wohlgefälliges Werk, denn der eigentliche Gott, der das Judentum beseelt, ist der Mammon.



X.

Jüdische Handels-Spezialitäten.

1. Das gewerbsmäßige Bankrottmachen.

Für den Kaufmann soliden Schlages gehört der Bankrott zu den schwersten Unglücksfällen; er bedeutet für ihn nicht nur den wirtschaftlichen, sondern meist auch den gesellschaftlichen und moralischen Tod. Der deutsche Kaufmann setzt deshalb seine ganze Kraft und alle seine Reserven ein, um dieses Verhängnis zu verhüten; und wie ein ehrenhafter Kapitän sein sinkendes Schiff nicht lebend verläßt, so hat auch mancher deutsche Kaufmann die Schande seines Bankrotes nicht überleben zu können geglaubt und Hand an sich gelegt. Jedenfalls pflegt ein gut deutscher Kaufmann aus seinem bankrotten Geschäft arm wie eine Kirchenmaus zu scheiden und sich vor der öffentlichen Schande zu verbergen.

Auch in diese Auffassung hat die anders geartete jüdische Moral und Denkweise einen Wandel gebracht, der auf dem Ehrbegriffe der deutschen Kaufmannschaft nicht ohne verschlechternden Einfluß geblieben ist. Der Bankrott gilt in den Augen des Hebräers nicht als ehrenrührig, allenfalls als ein geschäftlicher Unfall, der wohl das Bedauern der guten Freunde wachruft, sonst aber dem gesellschaftlichen Ansehen nicht den mindesten Eintrag tut. Ja, es ist eine nicht nur aus den Witzblättern bekannte Auffassung der Juden, einen Bankrott als einen Glücksfall zu betrachten, der reichen Gewinn bringt. Das hängt nicht bloß mit der eigenartigen jüdischen Moral zusammen, sondern mit der ganzen Taktik des jüdischen Geschäftswesens. *)

Der Hebräer versteht es, sein Geschäft vorwiegend mit

*) „Der Jude reißt die Handlung tollkühn in die Höhe, wovor dem soliden Christen schwindelt" heißt es in einer Schrift vom Jahre 1816.

fremdem Gelde zu beginnen. Gemäß seiner — von Nichtjuden gedankenlos nachgesprochenen — Losung: „Kredit ist bar Geld," nimmt er den Kredit anderer (vorwiegend nichtjüdischer) Firmen und Banken stark in Anspruch, wobei ihm seine Stammes-Genossen behilflich sind, indem sie die Geschäftstüchtigkeit und Solidität des Betreffenden nach Kräften herausstreichen.

Schlägt das Geschäft ein und erzielt es einen flotten und gewinnbringenden Umsatz, so erfüllt der Hebräer pünktlich seine Verpflichtungen und arbeitet sich vielleicht zu einem wirklich soliden Geschäftsmann empor. Ist aber etwa die Lage des Ladens ungünstig gewählt und will sich die rechte Kundschaft nicht einfinden, so ändert der Inhaber seine Taktik: er schneidet das Geschäft nun direkt auf den Bankrott zu, und zwar auf einen möglichst einträglichen Bankrott.

Das gelingt ihm durch folgendes Manöver. Anstatt infolge des schlechten Absatzes der Waren seine Bestellungen zu vermindern oder ganz einzustellen, erhöht er sie. Solange er noch Kredit genießt, will er diesen möglichst ausnutzen. Durch wachsende Bestellungen will er den Eindruck erwecken, als befände sich das Geschäft in guter Entwicklung. Er bezahlt pünktlich einen Teil der empfangenen Waren, nimmt aber den Kredit in stetig steigendem Maße in Anspruch; und er bekommt ihn willig gewährt, da der Lieferant einen so guten Kunden nicht einbüßen möchte. Die auf Kredit erhaltenen Waren verschleudert der Jude nun, zum Teil unter dem Einkaufspreis, wobei ihm jederzeit einige Stammes-Genossen behilflich sind, indem sie große Partien der Ware zu halben Preisen abnehmen und in ihren eigenen Geschäften nun billig verkaufen oder als „Partiewaren" wohlfeil an andere Glaubens-Genossen liefern. Von den Einnahmen bringt der Bankrott-Anwärter einen Teil in gute Sicherheit, den anderen benutzt er zu Teilzahlungen an die Lieferanten, um diese möglichst lange hinzuhalten und den Kredit schrittweise auf die höchste Stufe zu schrauben. Ist ihm das gelungen und erscheint der Raub nun lohnend genug, so stellt er endlich die Zahlungen

ein — unter dem tiefsten Bedauern, daß die schlechte Zeitlage und zufällige Verluste das flott-gehende Geschäft leider nicht lohnend werden ließen. Die Gläubiger finden ein stark gemindertes Lager und eine leere Kasse und haben das Nachsehen. Gerichtlich ist dem schlauen Patron kaum beizukommen; die Bücher sind scheinbar in Ordnung; die billigen Partie-Verkäufe werden damit gerechtfertigt, daß die Ware, um nicht aus der Mode zu kommen, notgedrungen losgeschlagen werden mußte; die hohen Summen, die aufs Privatkonto gebucht wurden, rechtfertigen sich durch den großen Aufwand im Haushalt, durch das „noble Auftreten", das im Interesse des geschäftlichen Ansehens und der unentbehrlichen gesellschaftlichen Verbindungen notwendig war — kurz: es ist dem Manne nichts anzuhaben.*)

Durch solche Erlebnisse scheu gemacht, vermeiden die Gläubiger meist den kostspieligen gerichtlichen Austrag des Konkurses bei welchem sie sich schließlich mit weniger als 5 Prozent begnügen zu müssen befürchten, und schließen lieber einen mageren Zwangsvergleich ab, indem sie sich mit 25 oder 30 Prozent ihrer Forderungen abfinden lassen. Häufig wird vorher noch ein fideler „Konkurs-Ausverkauf" veranstaltet, der möglichst lange ausgedehnt wird und wobei nicht selten neue große Warenmassen „nachgeschoben" werden, um die günstige Ausverkaufs-Gelegenheit möglichst zum Nutzen der ganzen Geschäftsfreundschaft wahrzunehmen.

Neuere Gesetze haben diesen Unfug, der in den vergangenen Jahrzehnten eine unheimliche Ausdehnung angenommen hatte, einigermaßen eingeschränkt, ganz beseitigt aber haben sie ihn nicht; denn so wenig auch der Hebräer sonst erfunden hat — in der Erfindung neuer Schleichwege zur Umgehung der Gesetze ist er ein Meister.

*) Es ist oft genug in den Zeitungen zu lesen, daß jüdische Geschäftsleute, obwohl sie längst bankrott waren, noch Jahre lang ein großes Haus geführt und sich in den besten Gesellschaftskreisen bewegt haben, bis sie endlich einen Konkurs von mehreren Millionen Unterbilanz eröffneten.

Der glückliche Bankerotteur weiß mit den beiseite gebrachten Mitteln bald — nötigenfalls an einem anderen Platze — ein neues, vielleicht einträglicheres Geschäft zu beginnen, vielleicht unter dem Namen seiner Frau oder eines seiner Kinder, um durch die alten Verpflichtungen nicht behelligt zu werden. Und will es auch diesmal nicht recht geraten, so weiß der Gewitzigte bald einen zweiten und nötigenfalls einen dritten Bankrott zu arrangieren. Das Geld, das dabei verloren geht, ist ja niemals sein eigenes, sondern immer das Geld anderer Leute, und zwar der vertrauensseligen Gojim.

So sind Grossisten und Fabrikanten Jahrzehnte hindurch von jüdischen gewerbsmäßigen Bankrottierern geplündert worden; und dieses Verfahren hat wesentlich zur Bereicherung vieler jüdischer Familien beigetragen, wie andrerseits zur Verarmung der ehrlichen Deutschen. Denn die Geschädigten bei diesem Raub sind nicht allein die unmittelbar betroffenen Lieferanten, sondern auch die durch die unsaubere Konkurrenz verdrängten soliden Geschäftsleute. Der Hebräer, der seine Waren durch schlimme Machenschaften erwirbt oder überhaupt nicht bezahlen will, kann begreiflicher Weise billiger sein, als der solide Kaufmann. Und so ist die Preisdrückerei und der unlautere Wettbewerb wesentlich durch jene jüdischen Gewerbs-Bankrottierer gefördert worden.

Wenn in jüngster Zeit die Klagen über derlei Mißstände seltener geworden sind, so ist dies zu einem Teil den verschärften Gesetzen zu danken, wie andererseits den großen Organisationen der Gewerbetreibenden aller Art, die sich durch festen Zusammenschluß in Gestalt von Schutzgemeinschaften gegen jene Mißbräuche zu wehren suchen.

Die Juden von heute haben es aber auch nicht mehr so sehr nötig, durch jene plumpen Betrugs-Manöver sich zu bereichern; sie haben in den vergangenen Jahrzehnten Geld genug an sich gebracht, um — nach dem Ausspruche eines Hebräers — „sich heute den Luxus gestatten zu können, reell zu sein" — mit Ausnahmen selbstverständlich!

Erleichtert wurde manchem jüdischen Geschäftsmann das oben gekennzeichnete Gebahren durch die ganz unverantwortliche Leichtigkeit, mit welcher bei uns Namensänderungen rechtsgültig vorgenommen werden können. Die amtliche Anzeige, daß z. B. Hirsch Levi sich Hermann Winter oder Aaron Jeteles sich Arnold Krause zu nennen beabsichtige, erfolgt nur im Deutschen Reichs- und Preuß. Staatsanzeiger, einem in außeramtlichen Kreisen gar nicht gelesenen Blatte, sodaß die Interessenten selten eher was von der Sache erfahren, als bis sie ihnen eines Tages Unannehmlichkeiten bereitet. Ein Weiteres tun solche jüdische Namen, die in gleicher Form sowohl Vornamen wie Familienname sein können. So konnte ein Moses Meier Aaron nach dem ersten Bankrott die Firma Aaron Meier Moses führen, um nach abermaligem Bankrott Moses Aaron Meier zu firmieren, und auf diese Weise leichter den Augen seiner alten Gläubiger zu entgehen.

Mit derartigen Grundsätzen ausgerüstet und mit dem damit verbundenen Mangel an Ehrbewußtsein, vermag der Hebräer mit viel leichterem Herzen an ein geschäftliches Unternehmen heranzutreten, als ein Mann anderer Rasse. Kaum bietet sich irgendwo eine Möglichkeit für ein Geschäft, sei es auch noch so gewagter Natur, schon hat es ein Hebräer in der Hand. Der kostspielige Laden in einem neuen Eckhause — eine fragwürdige Erfindung — irgend eine Spekulation auf die Torheit und Neugierde des Publikums: sie sind bereits von einem Juden übernommen, während gewissenhafte Geschäftsleute sich die Angelegenheit noch lang und breit überlegen würden. In der Tat, der Hebräer hat es leichter als jeder andere, denn er findet sich im Falle eines Fehlschlages nicht nur mit seinem Gewissen leichter ab, er sagt sich auch im Voraus: das Geld, das du wagen wirst, wird nicht dein eigenes sein.

So stehen die Juden mit Recht in dem Rufe größerer Unternehmungslust — man könnte auch sagen: größerer geschäftlicher Verwegenheit. Es ist nicht zu bestreiten, daß sie hierdurch gelegentlich auch eine gute Sache fördern helfen, daß

mancher Erfinder vergeblich auf die Verwirklichung seiner Ideen gehofft hätte, wenn nicht Juden sich seiner annahmen. Und man möchte wohl manchmal wünschen, unsere deutschen Geschäftsleute und Kapitalisten zeigten eine geringere Sprödigkeit gegenüber neuen Ideen und Plänen und überließen nicht immer so leicht das Feld dem Hebräer. Hierbei ist aber zu bedenken, daß der deutsche Unternehmer mit solchem Wagnis nicht nur sein eigenes Geld, sondern oft auch seinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzt, während für den Hebräer beides nicht in Frage kommt. Zudem vergesse man die schon erwähnte Tatsache nicht: der Hebräer genießt bei allen Unternehmungen die offene oder heimliche Förderung und Mitwirkung seiner Stammes-Genossen, während der Deutsche in solchen Dingen zumeist auf sich allein angewiesen ist, ja bei besonders eigenartigen und gewagten Dingen den Widerstand seiner in geschäftlichen Angelegenheiten schwerfälligen und neuerungsfeindlichen Verwandten und guten Freunde findet. Leichten Herzens tritt demgegenüber der Hebräer an die Sache heran: Wag's! — wenn du nicht gewinnst, ist's — anderer Leute Schaden!

Und noch eins spricht mit: Nicht nur die Geschäftswelt, sondern das gesamte öffentliche Leben ist seit vierzig Jahren vom jüdischen Geiste erfüllt; es hat einen jüdischen Zuschnitt erhalten. Jüdische Tendenzen sind allerwegen obenauf, jüdische Anschauungen beherrschen die Masse des Volkes, wenigstens in den Städten. Alles, was aus dem jüdischen Geiste geboren ist, jüdische Ziele verfolgt, wird darum freiwillig von der allgemeinen Strömung getragen; es schlägt ein. Der echte Deutsche ist aus der Bahn gedrängt; er steht dieser neuen Welt fremd gegenüber; er findet sich in diesem Milieu nicht zurecht. Das Beste, was er erdenken kann, will in diese veränderte Welt nicht hinein passen: er schwimmt gegen den Strom. Das gilt nicht nur vom Geschäft, es gilt in gleichem Maße von Kunst, Theater, Literatur und Presse. Die jüdischen Machwerke treffen die Stimmung des Tages, und die Faktoren des öffentlichen Lebens, vom gleichen Geiste getragen, fördern das jüdische Unternehmen. So ist es dem jüdischen Geschäftsmann, ebenso wie dem jüdischen Literaten und Künstler leichter, zu „reüssieren“, als dem gewissenhafteren und darum unbeholfenerem Deutschen.

Die Umwelt ist dem deutschen Wesen schon vielfach entfremdet; darum will dem Deutschen schwerer etwas gelingen als dem aalglatten Hebräer, von dem Franz Dingelstedt (Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters) bereits 1840 sang:

„Den Landmann drängt er fort von seinem Sitze,
Den Krämer scheucht er von dem Markte fort,
Und halb mit Gold und halb mit Sklavenwitze,
Kauft er dem Zeitgeist ab sein Losungswort.“

Besitzt der Deutsche nicht die Kraft, sich wieder eine Umwelt zu schaffen, die **seinem** Wesen angepaßt ist, so ist er in dieser verjudeten Welt verloren, und Hebbel's Wort wird zur Wahrheit: „Der Deutsche besitzt zwar alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, um sich auf Erden zu behaupten; und so kann die Zeit kommen, wo dieses Volk von der Erde verschwindet.“

2. Das Abzahlungs-Geschäft. In fast allen größeren Städten gibt es Firmen, die mit lebhafter Reklame sich besonders dadurch empfehlen, daß sie ihre Waren gegen geringe Anzahlung überlassen und auf Grund eines besonderen schriftlichen Vertrages den Käufer zu regelmäßigen (meist wöchentlichen) Ratenzahlungen verpflichten. Bei dem so günstig erscheinenden Angebot haben diese Geschäfte einen starken Zuspruch, besonders aus den minder bemittelten Volksschichten der arbeitenden Klasse, der niederen Beamtenschaft usw. Mittellose Leute halten diese Firmen beinahe für Wohltäter und edle Menschenfreunde, weil sie z. B. einem heiratslustigen jungen Paare eine ganze Möbel-Einrichtung gegen eine wöchentliche Abzahlung von 3—5 Mark überlassen. Und als solche Menschenfreunde wissen diese Geschäftsleute in ihren Reklamen sich auch zu gebärden. In Wahrheit aber verbirgt sich hinter dieser Geschäftspraxis fast immer ein unerhörter Wu-

cher — freilich in einer Form, der mit den heutigen gesetzlichen Mitteln nur schwierig beizukommen ist.

Zunächst sind die angebotenen Gegenstände vielfach minderwertig, in flüchtiger Arbeit aus geringem Material hergestellt; dann aber werden sie zu recht ansehnlichen Preisen in Anrechnung gebracht. Der Kauflustige sieht zumeist über den hohen Preis hinweg, da er ihn ja nicht gleich zu erstatten braucht; er ist der Meinung, die bequeme Zahlungsweise werde es ihm leicht machen, jeden geforderten Preis ohne Beschwerden aufzubringen. Er unterschreibt darum unbedenklich den ihm vorgelegten Kaufvertrag, ohne zu ahnen, in welche gefährlichen Schlingen er sich hier verwickelt. In dem Vertrag steht u. a., daß der Verkäufer berechtigt ist, die gelieferten Gegenstände ohne jede Rückvergütung wieder an sich zu nehmen, wenn die Rate nicht pünktlich bezahlt wird.*) Der Käufer, der den guten Willen hat, aus seinem regelmäßigen Einkommen pünktlich zu zahlen, glaubt natürlich, dieser Fall werde nie eintreten, und setzt bereitwillig seinen Namen unter das Schriftstück. Nur zu häufig aber geschieht es, daß der Käufer — vielleicht durch Verlust seiner Stellung, durch Krankheit und andere Zwischenfälle — seinen Verpflichtungen eines Tages nicht nachkommen kann; und nun sieht er sich plötzlich nicht nur seiner auf Abzahlung genommenen Einrichtungs-Gegenstände beraubt, sondern auch die gesamte, bis dahin geleistete Anzahlung ist unwiederbringlich verloren. Eine Anrufung der Gerichte ist selten von Erfolg, denn der schriftliche Vertrag ist so vorsichtig abgefaßt, daß alle Rechte dem Lieferanten zukommen. Alljährlich gehen den kleinen Leuten, die aus der Hand in den Mund leben, große Summen auf diese Weise verloren. Es ist wohl kein Zufall, daß sich diese Abzahlungs-Geschäfte fast ausschließlich in Judenhänden befinden; sie gehören zu den verwerflichsten Erfindungen, mit denen der Hebräer unsere Neuzeit bereichert hat. Es liegt diesem Verfahren ein wohldurchdachter Plan zugrunde; er ist ein Glied in dem großen System der planmäßigen Volks-Ausraubung. Der Hebräer läßt sich nicht daran genügen, den Leuten das Geld abzunehmen, das sie bereits in der Tasche haben, er legt schon im Voraus Beschlag auf den Verdienst der Zukunft.*) Die Vorwegnahme der Zukunft-Erträgnisse (Antizipation) ist eine spezifisch jüdisch-spekulative Idee, die allem wirtschaftlichen Leben einen unsoliden Zug verleiht und es gewissermaßen in die Luft hinaus baut. Denn das auf solche Zukunftswerte begründete Dasein muß sicher Schiffbruch leiden, sobald in der ruhigen Entwicklung der Dinge nur die geringste Störung eintritt.

*) Neuerdings ist die Wirkung dieser Abmachungen reichsgesetzlich eingeschränkt

Wir erfahren, daß von den in Deutschland bestehenden großen Abzahlungs-Geschäften sich 27 in einer Hand befinden bezw. einer Gesellschaft gehören, an deren Spitze ein gewisser Leskowitz in Dresden stehen soll. Es wird behauptet, daß das Einkommen dieses Mannes sich auf 800 000 Mark jährlich belaufe. So ungeheuerlich das klingt, ist es doch nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man erwägt, daß in diesen Geschäften nicht nur sehr hohe Preise für alle Artikel bezahlt werden müssen, sondern daß die wegen ausgebliebener Ratenzahlung weggenommenen Gegenstände ein wenig aufgefrischt und sofort wieder einem neuen Käufer aufgehängt zu werden pflegen.

Wie aber ist es um eine Gesellschaft und ihre Gesetzgebung bestellt, die der Ausraubung der Ärmsten durch solchen verkappten Wucher nicht zu steuern vermag? Täte man nicht gut, anstelle der unzähligen Gesetze, die sich schließlich doch alle als unzulänglich erweisen und durch gerissene Betrüger umgangen werden können, das gesunde Billigkeits-Gefühl richtig erzogener — d. h. im praktischen Leben erfahrener Richter zu setzen, wie es von jeher die Engländer tun, die sich dabei recht wohl befinden?

*) Wie es heißt, will auch das Warenhaus A. Wertheim in Berlin das Abzahlungssystem einführen — es ist das die natürliche Entwickelungsstufe des Systems des Raubbaues und der Monopolisierung, das sich in den Warenhäusern verkörpert.

8. Die Warenhäuser. Das Vorbild des „Warenhauses“ ist der morgenländische „Bazar“, dem sich schon vor einem Jahrhundert das ländliche „Gemischtwaren-geschäft“ bei uns als wirkliches Bedürfnis für weite Bezirke anpaßte. Mit beiden wurde ein offenkundiges Verlangen befriedigt; dagegen schlich sich nach Errichtung der Gewerbefreiheit mit den jüdischen Zerrbildern des Originals in Gestalt der 50-, 25-, 10-Pfennig-Bazare auch hier ein fremder, niedriger Zug in die solide Ausgestaltung des Handels. Es ist bezeichnend, daß die ersten Kaufhäuser großen Stils in der genußsüchtigsten aller Weltstädte — Paris — entstanden sind, um der leichtlebigen Frauenwelt eine bequeme Entnahmestelle aller der hundertfältigen Bedürfnisse einer eleganten Frau zu ermöglichen. Ihr Tätigkeitsfeld erweiterte sich dann in den Vereinigten Staaten, um der auf ungeheure Entfernung sich verzweigenden und vielfach vom Verkehr abgeschnittenen Bevölkerung auf dem Lande und in Kleinstädten die Möglichkeit zur Befriedigung aller „zeitgemäßen“ Wünsche zu erleichtern. In unsere Großstädte mit ihren vielen Läden und Kaufgelegenheiten haben die Hebräer die Bazar-Kopien übertragen, ohne eine andere Berechtigung dazu als die der Spekulation auf die Bequemlichkeit, Verblendung, Genußsucht und Kritiklosigkeit der großen Masse, namentlich der Frauen. Nötig im Sinne jener morgenländischen, ländlichen und allenfalls der amerikanischen Geschäfte sind unsere Warenhäuser in keinem einzigen Falle, und es ist bemerkenswert, daß in manchen Staaten, z. B. in Brasilien — mit Berufung auf das Wohl des Volkes und des soliden Handels die Errichtung von Warenhäusern verboten ist.

So verdanken denn die blendenden großstädtischen Verkaufs-Zentralen, zu welchen sich die Warenhäuser immer mehr auswachsen, ihr Bestehen ausschließlich einem rücksichtslos sich Bahn schaffenden kaufmännischem Vorgehen in Verbindung mit einer ausgedehnten Kapital-Assoziation bezw. großem Bankkredit. Unleugbar gehören diese Gründungen wegen der

Organisation, auf die sie sich stützen, zu den bemerkenswerten Schöpfungen der Neuzeit, und es ist begreiflich, wenn auch das kaufende Publikum wie berückt vor diesen neuartigen Erscheinungen steht und von deren wirklichen oder scheinbaren Vorteilen mächtig angezogen wird. Worin diese angeblichen Vorteile bestehen, ist in aller Leute Mund, denn die Warenhäuser selbst haben dafür gesorgt, daß sie hinlänglich bekannt werden. Weniger bekannt ist es, wie diese Großbazare einer ganzen Reihe klug ausgedachter Manöver bedürfen, um ihr Publikum anzulocken und trotz der scheinbaren Billigkeit der Waren einen guten Gewinn zu erzielen. In erster Reihe gehört dahin das Bestreben, durch Augen blendende, sinnverwirrende Ausstattung, durch Mannigfaltigkeit des Gebotenen, durch eingedrillte Überredungskünste der Verkäufer dahin zu wirken, daß kein Besucher das Haus verläßt, ohne so oder soviel gekauft zu haben, mag er es brauchen oder nicht. Des Weiteren sind ganz besondere Tricks erfunden, um einesteils die Käufer irre zu führen, wie andrerseits die Fabrikanten und Lieferanten geschickt auszunützen. Es sollen hier nur einige derselben aufgezählt werden.

1. Tricks zur Täuschung der Käufer.

Lock-Artikel. — Das bekannteste Mittel, Käufer anzuziehen, besteht für die Warenhäuser darin, einige geringwertige Gegenstände zu ganz auffällig billigen Preisen anzubieten, und zwar zu Preisen, bei denen tatsächlich nichts verdient oder sogar Geld zugesetzt wird. Sie verkaufen manche Artikel wirklich einige Pfennige unter Fabrikpreis — in dem vollen Bewußtsein, hierdurch die wirksamste Reklame für sich zu machen. Was will es bedeuten, wenn bei dem Verkauf von Rollzwirn, Haarnadeln, Goldfischen, Handschuhen, Knöpfen, Gläsern, einige Pfennige zugesetzt werden! Zunächst lockt man durch die bestechenden Preise die Käufer herein und bringt sie in Versuchung, auch noch andere Artikel zu kaufen, deren wirklichen Wert sie schwerer abzuschätzen vermögen. Und hierbei kommt das Warenhaus seinem Schaden reichlich wieder bei.

Des Weiteren aber soll bei den Kauflustigen die Vorstellung erweckt werden, in einem Geschäft, wo einzelne Gegenstände so billig sind, müsse alles billig sein. Und das eben ist nicht der Fall. Hierin liegt eine der wirksamsten Täuschungen, die die Warenhäuser an dem Publikum begehen. Denn für größere Gegenstände, die seltener gekauft werden und deren Wert der Laie nicht beurteilen kann, lassen sie sich erfahrungsgemäß höhere Preise zahlen als solide Spezial-Geschäfte.

Im übrigen sind Lockartikel immer Gegenstände, deren Bedarf für den Haushalt nur gering ist und die daher vom Publikum nicht in größeren Posten gekauft werden. Will jemand dennoch einmal eine größere Partie dieser Waren erwerben, so wird ihm meist die Antwort, daß der Vorrat vergriffen sei. —

Schaustücke. — In den Schaufenstern der Warenhäuser gewahrt man zuweilen auch größere Gegenstände, die durch ihre billige Preis-Auszeichnung verblüffen. Sie bestehen sichtlich aus gutem Material und sind von solider Arbeit. Betritt man das Geschäft, um ein Stück dieser Art zu kaufen, so erhält man gewöhnlich ein ähnlich aussehendes Stück, aber von geringerer Qualität, vorgelegt. Merkt der Käufer den Unterschied, so wird ihm bedeutet, die bessere Qualität sei vergriffen. Verlangt er aber das ausgestellte Stück, so sagt man ihm, es sei bereits verkauft und der Käufer habe gestattet, es noch solange auszustellen, bis eine neue Lieferung eingetroffen sei. Zwar gibt das Gesetz betr. unlautern Wettbewerb eine Handhabe gegen derartige Machenschaften, aber in den allerseltensten Fällen wird sie vom Käufer energisch oder mit Erfolg angewendet. Die Regel ist, daß man jenes wertvolle Stück für den angegebenen Preis eben nicht erhalten kann.

Waren-Vermengung. — Bei Massen-Artikeln ist im Warenhause folgende Praxis üblich: Zwischen eine große Menge minderwertiger Ware (Kleidungsstücke, Wäsche, Porzellan-Geschirre usw.) sind einige gute Stücke untergemischt. Diese besseren Stücke liegen selbstverständlich obenauf und werden dem flüchtigen Beschauer zur Besichtigung in die Hand gegeben.

Beim Kauf aber sucht der Verkäufer die minderwertige Qualität unterzuschieben oder bei einer größeren Partie zwischen einige gute Stücke auch geringere zu mischen.

Täusche- und Vertausch-Artikel. — Die Warenhäuser haben folgende Praxis eingeführt: Sie kaufen eine Partie guter Ware von einem soliden Fabrikanten und lassen nach diesem Muster in einer anderen Fabrik täuschend ähnliche Artikel aus geringerem Material anfertigen. Indem sie nun abwechselnd von der guten und von der geringeren Qualität verkaufen (hauptsächlich allerdings von der letzteren), entgehen sie dem Vorwurf, geringwertige Waren zu führen. In jedem Streitfalle holen sie ein Stück von der guten Ware herbei und versichern, das sei ihre normale Qualität und das beanstandete minderwertige Stück sei nur aus Versehen dazwischen gekommen.

So wurde in einem Warenhaus folgendes Vorkommnis festgestellt: Das Geschäft hatte eine große Rolle guter gewebter Spitze gekauft, von der das Meter einen Fabrikpreis von 10 Pfg. hatte. Genau nach dem gleichen Muster waren nun noch zwei geringere Qualitäten zu einem Fabrikpreise von 6 und 3 Pfg. gewebt worden. Die Rollen dieser drei Sorten, für den flüchtigen Beschauer ganz gleichartig aussehender Spitzen befanden sich neben einander und wurden zu dem gleichmäßigen Preise von 9 Pfg. das Meter verkauft. Selbstverständlich waren die Verkäufer angewiesen, hauptsächlich von der 3-Pfg.-Spitze abzusetzen; nur wenn ein Käufer kam, der besonders kritisch zu Werke ging und etwas von der Sache zu verstehen schien, wurde zu der besseren Qualität gegriffen. Die Dame, die zufällig einmal ein Stück von der 10-Pfg.-Spitze für den Preis von 9 Pfg. erhielt, sang natürlich in ihrem ganzen Bekanntenkreise ein Loblied von der Vorzüglichkeit und Billigkeit der Ware und brachte durch diese Reklame dem Warenhaus seinen Pfennig-Verlust reichlich wieder herein.

Blendpreise. — Durch eine ungewöhnliche Preis-Auszeichnung, (wie 98 Pfg., Mk. 2,95 usw.) suchen die Warenhäuser den Anschein zu erwecken, als ob sie sehr genau rechnen und sich mit einem ganz geringen Verdienst begnügen. Auch das ist natürlich Täuschung, denn unter den mit 98 Pfg. ausgezeichneten Gegenständen befinden sich viele, die in soliden Geschäften für 75 oder 80 Pfg. zu kaufen sind. Im übrigen aber gereicht es einem Käufer wahrlich nicht zur Ehre, wenn er sich

durch den Scheinprofit von 2 Pfg. anlocken läßt; es handelt sich dabei zu deutlich um eine Spekulation auf die Knauserei oder den — meist weiblichen — Sparsamkeitsdünkel.

Der „Konfektionär", der das offizielle Organ des Verbandes der Kauf- und Warenhäuser als Sonntags-Beilage verbreitet, gab seinen Lesern einmal folgenden guten Rat: „Die kleineren Artikel muß man zum Selbstkosten-Preise, oft darunter verkaufen, an den großen kann man dann um so mehr verdienen. Wenn eine Dame Handschuhe oder Seife einige Groschen unter dem gewöhnlichen Preise einkaufen kann, ist sie schon überzeugt, daß in diesem Geschäfte alles billig ist und kauft daselbst auch mit großem Vertrauen die Mäntel und die seidenen Kleider."

In einer Klagesache des Warenhauses Stein in Berlin gegen den „Bund der Handel- und Gewerbetreibenden" erklärte das preuß. Kammergericht unter Abänderung des Urteils vom 14. November 1907: „Es ist gerichtsbekannt, daß die Warenhäuser durch Verkauf geringwertiger, dem Massenkonsum dienender Artikel zu auffallend billigen Preisen die große Menge der Kundschaft anzuziehen suchen, beim Verkauf anderer Gegenstände aber viel höhere Preise als die kleinen und mittleren Geschäfte fordern."

Wenn es ein berliner Warenhaus eine Zeitlong fertig brachte, 5 Pfg.-Reichs-Postkarten für 4 Pfg. anzubieten, so war dabei die Absicht zu durchsichtig, die Käufer in den Laden zu locken und ihnen auch andere Dinge aufzuhängen. Denn schließlich wurde die Preisvergünstigung für Postkarten nur denen gewährt, die sich ausweisen konnten, auch andere Artikel gekauft zu haben. Im weiteren sollte aber die verwirrende Vorstellung erweckt werden, als mache das Warenhaus auch das Unmögliche möglich und könne selbst die Postwertzeichen billiger liefern als die Reichspost selber. Auf dieser Suggestion, als verstehe das Warenhaus die unglaubliche Kunst, alle Dinge billiger zu machen, als selbst der Erzeuger, beruht der hauptsächlichste Erfolg dieser bedenklichen Geschäfte. Freilich kann nur die völlige Gedankenlosigkeit durch solche unkaufmännische Mätzchen sich blenden lassen; sie sind also schlechtweg eine Spekulation auf die Dummheit. Wer sich durch solche Warenhaus-

Tricks anlocken läßt, erbringt damit jedenfalls nicht den Nachweis selbständiger Denkfähigkeit.

2. Schädigung der Produzenten.

Aus den vorstehend geschilderten Praktiken ergibt sich bereits, wie die Warenhäuser hauptsächlich die Erzeugung minderwertiger Waren begünstigen und dadurch ganze Fabrikations-Zweige herabdrücken. Der Vorgang ist gewöhnlich folgender: Der Einkäufer des Warenhauses erscheint im Fabrik-Kontor und sagt unter Vorlegung eines Artikels: „Ich kann Ihnen jährlich auf Massen dieses Artikels Aufträge überweisen, wenn Sie ihn 20 bis 25 Prozent unter dem jetzigen Preis herstellen. Material und Arbeit kann dafür geringer, das äußerliche Aussehen jedoch muß das gleiche sein". Will ein solider Fabrikant auf dieses Anerbieten nicht eingehen, so droht der Warenhaus-Einkäufer, den Auftrag einem Konkurrenten zuzuwenden. Aus Besorgnis, vom Markte verdrängt zu werden, geht mancher Fabrikant schließlich auf jene Zumutung ein und fertigt die verlangte minderwertige Ware. Eine unausbleibliche Folge der zunehmenden Schund-Fabrikation ist es, daß die solide Ware immer mehr an Absatz-Fähigkeit verliert.

Ein Fachmann der Porzellan-Fabrikation berichtet: „Unsere Fabrik arbeitet seit Jahren mit großer Unterbilanz, weil solide preiswerte Ware immer weniger verlangt wird. Die Warenhäuser kaufen nur „vierte Wahl". und „Bruch", also Ausschuß. Sie mengen einige gute Stücke dazwischen bezw. sie legen solche (bei Tellern z. B.) obenauf, und das Publikum kauft wahllos diesen Ramsch. Solide Ware aber wartet vergeblich auf Käufer. Es bleibt nichts übrig, als daß man sich auf „künstliche Ausschuß-Fabrikation" verlegt. Da andrerseits die Arbeitslöhne steigen, so ist eine Rentabilität gar nicht mehr möglich und der ganze Fabrikations-Zweig geht mehr und mehr herunter."

Zahlreiche Fabriken anderer Branchen, die sich auf die Erzeugung von Warenhaus-Schund einließen, sind bereits ruiniert worden. Der Warenhaus-Einkäufer pflegte bei jeder nächsten Bestellung den Preis des Artikels noch weiter herunter zu drücken, bis jede Rentabilität und jede Produktions-Möglichkeit

aufhörte. Die Abnehmer solider Ware aber waren inzwischen verloren gegangen, und so blieb nichts anderes übrig, als den Betrieb einzustellen.

Noch ein Jahrzehnt so weiter, und es steht zu erwarten, daß der größte Teil derjenigen Industrie, die auf Warenhaus-Kundschaft angewiesen ist, ruiniert sein wird.

Ein Wurstfabrikant, der befragt wurde, wie er dazu komme, Würstchen dem Warenhause so billig zu liefern, daß dieses das Paar mit 12 Pfg. verkaufen könne, während sie anderswo 15 Pfg. kosteten, erwiderte lachend: „Messen Sie nur die Dinger einmal! Sie sind zwar um ein Fünftel billiger, aber um ein Viertel kürzer." —

Das kaufende Publikum ahnt vorläufig von diesen Zuständen nichts, oder es tut wenigstens so; es ist von dem blendenden Leben der Warenhäuser bezaubert und denkt nicht daran, wie durch diese bedenkliche Entwicklung das gesamte Wirtschaftsleben untergraben wird. Denn nicht nur die Industrie wird zur Schundwaren-Erzeugung herunter gedrückt, auch die soliden Spezial-Geschäfte in den Städten werden ruiniert, weil ihnen durch die Warenhäuser die Kundschaft immer mehr entzogen wird. Im Umkreise der Warenhäuser geht ein Geschäft nach dem andern ein; in Berlin stehen z. B. bereits 18 000 Geschäftsläden leer. Eine solche Entwicklung kann nicht anders als in einem gewaltigen wirtschaftlichen Zusammenbruch enden; und das werden wir der Herrlichkeit der Warenhäuser zu danken haben sowie dem maßlos kurzsichtigen Publikum, das sich von jenen Menschenfallen anlocken läßt und leider jedes Verantwortungsgefühl mit Gründen seiner Faulheit und Eitelkeit zum Schweigen bringt.

Herabsetzung der handelsmäßigen Typen. — Da das Warenhaus nur Massen-Artikel von möglichster Gleichmäßigkeit brauchen kann, so sucht es die Zahl der verschiedenen Muster und Typen möglichst zu vermindern. Darunter leidet vor allem das Kunstgewerbe, das der Phantasie und dem persönlichen Geschmack sonst möglichst viel Spielraum gewährte. Das Warenhaus beliebt, irgend ein ansprechendes Muster in tausendfacher oder millionenfacher Wiederholung herstellen zu lassen und dadurch andere gute Muster vom Markte zu verdrängen. Das Kunstgewerbe verliert seine Individualität; alles wird Massen-Fabrikation für den Massengeschmack.

Da sich mit diesem Verfahren zumeist auch die Verwendung eines minderwertigen Materials verbindet, so wird das Kunstgewerbe in jeder Hinsicht herabgewirtschaftet.

Der französische Volkswirt Trepreau kennzeichnet diese Entwicklung mit folgenden Worten: „Diese Änderung läßt allmählich den Geschmack am Guten und Schönen, der dem französischen Handel ehedem seinen guten Ruf verschaffte, verschwinden, um ihn durch die Massen-Produktion einer Schundware zu ersetzen, die unsere Industrie erniedrigt und bald das Verschwinden der Spezialitäten im gesamten Kunsthandwerk zur Folge haben wird."

In der Konserven-Fabrikation wurden beispielsweise infolge des fortgesetzten Preisdruckes die Fabriken bald genötigt, besondere Posten von Warenhaus-Konserven herzustellen, wobei nicht nur mindere Qualität verwendet, sondern auch durch lockere Packung usw. ein größerer Unterschied zwischen Brutto- und Netto-Gewicht hergestellt wurde.

Manche Gewebestoffe werden nicht allein in der Qualität des Garnes und in der Maschenzahl, sondern auch in der handelsüblichen Breitenlage vermindert. So wurde z. B. Sammet statt 50 nur 45 Zentimeter breit gewebt, was dem flüchtigen Beschauer völlig unbemerkt bleibt. — Wieweit der Inhalt der Garn- und Zwirnknäuel, zumal solcher mit englischen Angaben in Yards statt Metern, von der Soll-Menge entfernt bleibt, stellt unsere gedankenflüchtige Frauenwelt vollends selten fest, obwohl bei diesem Artikel der Ausfall stark ins Geld läuft.

Genug, die Produzenten müssen notgedrungen allerwegen behilflich sein, den Warenhäusern auf Kosten ihres eigenen Geschäftszweiges eine Täuschung ihres Publikums zu erleichtern.

3. Wirtschaftliche Vergewaltigung und Monopolisierung.

Eine weitere Gefahr droht unseren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen aus dem Umstande, daß die Warenhäuser durch die fortschreitende Konzentration des Detailhandels nach-

gerade eine Art Monopol erlangen. Das kann in Zukunft sowohl für die Käufer wie für die Produzenten unbequem werden. Haben die Warenhäuser erst den größten Teil ihrer Mitbewerber niedergerungen, so werden sie nicht mehr nötig haben, die Käufer durch billige Preise anzulocken, denn man wird vieles bei ihnen kaufen müssen, weil die soliden Spezial-Geschäfte eingegangen sind. Dann werden die Warenhäuser die Preise nach Belieben vorschreiben, und das wird ihnen um so leichter möglich sein, als sie heute bereits zu einem Kartell vereinigt sind und ihre Maßregeln einheitlich vereinbaren. Und zweifellos wird das kaufende Publikum die Zeche bezahlen müssen für die scheinbaren Annehmlichkeiten, die es heute genießt.

Gegenüber den Produzenten üben aber bereits heute die Warenhäuser eine Art Monopol-Herrschaft aus. Sie gestatten sich allerhand Preis-Abzüge (Warenhaus-Bonus usw.), die sich die Fabrikanten widerstandslos gefallen lassen müssen, da sie ja diesen großen Auftraggebern meist auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Als in Preußen eine Warenhaus-Steuer von 2 Prozent eingeführt werden sollte, fingen die Warenhäuser sofort an, allen ihren Lieferanten 2 Prozent von ihren Rechnungen abzuziehen — selbst als die Steuer noch gar nicht in Kraft getreten war. Es zeigt sich also, wie hier durch den mehr und mehr sich herausbildenden Monopol-Charakter der Warenhäuser sich für die Produzenten ein Abhängigkeits-Verhältnis ergibt, das nicht nur für die wirtschaftliche, sondern auch für die bürgerliche Freiheit eine schwere Gefahr darstellt — abgesehen von den moralischen Bedenklichkeiten. Und von diesen Schäden sind nicht nur die Arbeitgeber, sondern in mindestens ebenso großem Maße die Arbeitnehmer bedroht. Das sollten sich alle die merken, die in die Warenhäuser laufen.

Tatsächlich erlangen die Warenhäuser und die mit ihnen verbündeten Großbanken durch die fortschreitende Konzentration des Wirtschaftslebens eine Übermacht, die zu den schwersten Bedenken Anlaß gibt. Sie haben die Möglichkeit, jedes mitstrebende kleinere Geschäft zu erdrücken und die Produzenten

völlig von sich abhängig zu machen. Das steuert aber auf nichts anderes als auf ein wirtschaftliches Faustrecht hin, eine Vergewaltigung, die den Begriff des Rechtes und der Moral verdrängt. Jeder das Rechtsgefühl und das soziale Empfinden verletzende Zwang führt notwendiger Weise zur Untergrabung der öffentlichen Sittlichkeit, zur Anarchie, und darf in einem geordneten Staatswesen nicht geduldet werden. Da die Warenhäuser bereits einen internationalen Trust bilden, so vermögen sie die Bürger eines Staates internationalen Machenschaften zu unterwerfen und greifen so in die Machtbefugnisse des Staates ein, bedrohen die wirtschaftliche Freiheit und Unabhängigkeit seiner Bürger.

Das erfordert Einspruch. Der Staat kann nicht Einzelnen oder privaten Gesellschaften ein Handels- und Ausbeutungs-Monopol am Volke übertragen wollen. Darauf aber würde die weitere Entwicklung des Warenhaus-Wesens hinauslaufen.

Am allerwenigsten aber kann eine solche wirtschaftliche Vorherrschaft gebilligt werden, wenn sie mit zweifelhaften Mitteln zu ihrem Ziele gelangt, wenn sie mit Trug und List arbeitet und somit die Moral und das Gemeinwohl gefährdet.

4. Moralische und gesundheitliche Nachteile.

Das Warenhaus gefährdet nicht bloß die wirtschaftliche Existenz vieler kleineren und mittleren Geschäftsleute und die Solidität der Waren-Produktion, sondern auch die allgemeine Sittlichkeit. Es ist bekannt genug, daß mit dem Aufkommen der Warenhäuser sich ganz neue bedenkliche Erscheinungen hinsichtlich der sittlichen Gebahrung des Publikums herausgebildet haben. Eine neue Kategorie von Verbrechen ist entstanden: Die Verführung zur unerlaubten Aneignung von Waren, die pathologische Erscheinung des Warenhaus-Diebstahls. An ihm beteiligen sich erfahrungsgemäß nicht bloß die ärmeren Klassen oder Gewohnheits-Diebe, sondern Personen aller Stände, besonders Frauen auch aus den wohlhabendsten Schichten. Die Erscheinung erklärt sich aus dem eigenartigen Zuschnitt des

Warenhaus-Betriebes. Alles ist dort darauf berechnet, das Begehren zu reizen, zu berücken und zu verblenden. Das lebhafte Kaufgetriebe und das Vielerlei der Eindrücke steigert die Aufregung bis zur völligen Verwirrung der Sinne. Schwache Charaktere erliegen diesen Einflüssen in solchem Maße, daß sie nicht mehr Herr ihres Willens sind. Sie kommen in Versuchung, unbemerkt sich etwas anzueignen, ja gelegentlich auch ihre Mitkäuferinnen zu bestehlen; dabei werden sie fast immer abgefaßt, da die Warenhaus-Inhaber sich des verfänglichen Zaubers ihrer Schaubuden wohl bewußt sind und besondere Personen dafür angestellt haben, das Publikum zu überwachen. Schon manche Dame aus achtbaren Ständen hat sichs gefallen lassen müssen, in ein Geheim-Büro geführt und einer Leibes-Visitation unterzogen zu werden. Welche beschämenden Vorfälle sich hieraus entwickeln, ist leicht zu erkennen.

Aber selbst, wenn es nicht zu strafbaren Vergehen kommt, so übt das Warenhaus-Getriebe auch sonst einen verderblichen Einfluß auf den Charakter des Publikums aus, schon dadurch, daß es viele verleitet, über ihre Verhältnisse zu kaufen und Geld für unnütze Dinge auszugeben. Der ganze Zuschnitt des Warenhauses ist darauf angelegt, in den Käufern die Vorstellung zu erwecken, als ob sie etwas versäumten, wenn sie die billige Kauf-Gelegenheit nicht wahrnähmen. Auch verführt der billige Plunder, der nach etwas besserem aussieht, einfache Leute dazu, sich Dinge anzuschaffen, die ihrem Stande gar nicht zukommen, und sie gewöhnen sich dadurch an eine Lebenshaltung, die weit über ihre Verhältnisse geht. Annonzierte doch eines der Warenhäuser längere Zeit hindurch, unter Hinweis auf seinen billigen Champagner: „Der Champagner muß Volksgetränk werden!“ — ein Schlagwort, das sich sogar ein sozialdemokratischer Reichstags-Abgeordneter zu eigen machte.

Die moralische Schädigung, die sich aus dem Warenhaus-Betriebe ergibt, erstreckt sich aber nicht nur auf das kaufende Publikum, sondern fast mehr noch auf das Warenhaus-Personal, auf Verkäufer und Verkäuferinnen, die unter dem beständigen Eindruck der laxen Warenhaus-Moral stehen und das Publikum täuschen und übervorteilen helfen müssen.

Vorstehende Betrachtungen seien durch einige fremde Stimmen ergänzt, um zu zeigen, wie die hier berührten Mißstände bereits international erkannt werden.

Schon die physische Schädigung in dem rastlosen anstrengenden Dienste ist erheblich und sie wirkt auch auf den Charakter zurück. Dr. Paul Berthold sagt darüber:

„Die Angestellten leben in einem ungesunden Milieu, in schlecht gelüfteten und mit Menschen überfüllten Räumen. In den meisten Warenhäusern erreicht die Zahl der Krankheits- und Sterbefälle unter den Angestellten eine erschreckliche Höhe, so daß diejenigen, die mehrere Jahre darin tätig sind, ohne tuberkulös zu werden, Ausnahmen bilden.“

Eine sittliche Gefährdung kommt noch aus anderen Ursachen hinzu. Der Direktor des Ministeriums für öffentliche Arbeiten in Brüssel, Dr. H. Lambrechts, hat das Verdienst, in einer Denkschrift über „Warenhäuser und Konsum-Vereine“ die wissenschaftlich erhärteten Tatsachen aus diesen Gebieten gesammelt zu haben. Er bemerkt u. a. zu der hier berührten Angelegenheit:

„Dieses Einpferchen junger weiblicher Personen und ihre absolute Abhängigkeit von einer Person männlichen Geschlechts, dem Rayonchef, Inspektor oder Verwalter, bedeutet schon an sich eine moralische Gefahr, die aber um so bemerkenswerter ist, als sich die Verkäuferinnen aus solchen sozialen Klassen rekrutieren, die den Verlockungen des Luxus und des geselligen Lebens leicht zugänglich sind.“

Er läßt sich des weiteren aus über die bedenklichen Anknüpfungen, zu denen das Warenhaus beiden Geschlechtern Gelegenheit bietet und zwar nicht nur für Verkäufer und Verkäuferinnen, sondern auch für die Kundschaft. Wir müssen uns hier versagen, auf dies heikle Kapitel näher einzugehen. Lambrechts fährt dann fort:

„Die Gefahr wird aber noch durch die ungenügende Bezahlung der jungen Mädchen, schlechte Ratschläge und böse Beispiele bedeutend erhöht. In diesen großen Betrieben, wo sich mehrere Hunderte von Angestellten bewegen, haben einige ältere die Mittel gefunden, sich besser kleiden und nach Geschäftsschluß die Restaurants und Theater besuchen zu können; und

bald läßt sich das kleine Lehrmädchen mit seinen 20 Mark Monatslohn von diesen schönen Aussichten betören."

Nach Schilderung der bedenklichen sittlichen Verhältnisse, die sich aus dem Warenhaus-Wesen entwickelt haben, schreibt J. Henningsen (Hamburg):

„Ich bin überzeugt, daß, falls alle die Dinge öffentlich bekannt wären, keine deutsche Frau, die noch einen Funken von Mitgefühl für ihre Mitschwestern im Herzen hegt, jemals wieder einen Fuß ins Warenhaus setzen würde."

Und die Baronin Brincard bemerkt nach Darstellung eben dieser Zustände:

„Die Frauen sind im allgemeinen mitfühlende Wesen, deren Herz durch jedes Leiden bewegt wird. Sie handeln deshalb nicht mit Absicht, wenn sie das Elend anderer Frauen ausbeuten, aber leider sind es gerade die Frauen der wohlhabenden Klassen, die hiervon nichts wissen, die nichts sehen und nichts überlegen . . . . . ."

Die Warenhäuser haben eine neue Nerven-Krankheit erzeugt, eine Tatsache, die bereits Emile Zola in seinem „Au Bonheur des Dames" schildert. Der französische Arzt Dr. Dubuisson hat den schädlichen Einfluß der Warenhäuser auf nervenschwache Personen zum Gegenstand eines Buches gemacht (Les voleuses des grands magasins); er sagt darin:

„Es ist selbst für den Menschen von bester Konstitution unmöglich, in einem dieser ungeheuren Etablissements zu verweilen, ohne dabei ein ganz besonderes Gefühl der Entnervung, der seelischen Ermüdung und Betäubung zu empfinden."

Bei nervenschwachen Personen steigert sich dieser Zustand zur völligen Verwirrung der Sinne, der sie in gewissem Maße der Zurechnungsfähigkeit beraubt und nicht bloß geistige, sondern vor allem moralische Trübungen zur Folge hat.

Dr. Laquer („Der Warenhaus-Diebstahl") sagt:

„Der Warenhaus-Diebstahl ist ein außerordentlich weit verbreitetes Vergehen und fordert die öffentliche Aufmerksamkeit heraus, zumal auch Kinder ihm vielfach verfallen. Die offene Auslage von Waren ohne Kaufzwang bietet eine große Gefahr für willensschwache Naturen; sie sollte darum eingeschränkt werden. Ob die Willensschwäche (namentlich bei Frauen in besonderen Zuständen) gegenüber den Lockungen der Warenhäuser eine krankhafte ist, muß vor Gericht der ärztliche Sachverständige entscheiden . . ."

Auf jeden Fall tragen die Warenhäuser außerordentlich viel dazu bei, das ohnehin geschwächte sittliche Gewissen des heutigen Geschlechts weiterhin zu untergraben und die zahlreichen sozialen Übel unheimlich zu vermehren. Die maßgebenden Faktoren im Staate sollten erwägen, ob die geringen Annehmlichkeiten des bequemeren Einkaufs soviel wert sind, daß man um ihretwillen die wirtschaftliche und moralische Wohlfahrt des Volkes aufs Spiel setzen muß. Vor allem auch, ob es sich mit der Pflicht der Staatslenker als Hüter des Rechtes und des Gemeinwohls verträgt, daß sie der brutalen Übermacht des Geldes in Verbindung mit schrankenlosem Eigennutze die Auspowerung des Volkes freistellen. Die Ausrede unserer Sozialpolitiker, daß derartige Ergebnisse des modernen Lebens unausbleiblich seien und „überwunden werden" müßten, ist dem Trost gleich, den man einem des Schwimmens Unkundigen gibt, daß das Nicht-Ertrinken auch gelernt sein wolle.

* * *

5. Prämien für die Angestellten und Kostspieligkeit des Betriebes.

Wie bedenklich es um die Solidität der Geschäfts-Grundsätze in den Warenhäusern bestellt ist, dafür zeugt eine Äußerung des Dr. Josef Lux, welcher behauptet, daß viele Warenhäuser für gewisse Kundenkreise und für gewisse Tagesstunden verschiedene Preise führen.

Ein Verkäufer, der in einem Warenhaus tätig gewesen war, berichtete uns, wie die Angestellten angewiesen würden, die Schwächen und Unachtsamkeiten des Publikums zu benutzen. Ein Grundsatz sei, möglichst niemanden ohne Einkauf gehen zu lassen. Finde ein Käufer eine Ware zu teuer, so werde ihm dasselbe Stück — nach einigen geschickten Kunstgriffen und Ablenkungs-Versuchen, nochmals zu einem billigeren Preise vorgelegt unter dem Vorgeben, daß es eine andere Qualität sei. Im übrigen sind Verkäufer und Verkäuferinnen angewiesen, möglichst teurer als zu den festgesetzten Preisen zu verkaufen.

Sie erhalten in solchen Fällen besondere Prämien für den erzielten Mehrgewinn.

Wie häufig die Angestellten der Warenhäuser in Versuchung kommen, sich an den Waren zu vergreifen, ist bekannt genug. Die Gerichte sind fortwährend mit Prozessen dieser Art beschäftigt.*) Vor vier Jahren wurden in einem einzigen Prozeß vor einem berliner Gericht 54 Verkäufer und Verkäuferinnen und ein Abteilungschef aus einem Warenhause verurteilt.

Die Vorstellung, die Warenhäuser könnten billiger arbeiten, als andere Geschäfte, ist irrig. Die besonderen Verhältnisse dieser Großbetriebe erfordern allerhand Einrichtungen, die in soliden Geschäften entbehrlich sind; vor allem aber sind sie großen Verlusten ausgesetzt.

Um sich vor Angestellten- und Kunden-Diebstahl einigermaßen zu schützen, unterhalten die meisten Warenhäuser eine ganze Anzahl Detektivs, Geheim-Agenten, Inspektoren und Visitatoren, die Publikum und Angestellte fortwährend beobachten und kontrollieren müssen; und täglich werden eine Anzahl Angestellte und Kundinnen an den Ausgängen angeholten und in einen Untersuchungs-Raum geführt, wo sie sich entkleiden müssen. Die moralischen Wirkungen dieser Leibes-Visitation seien nur nebenbei angedeutet. Es ist ja dabei nicht ausgeschlossen, daß eine ganz unschuldige Kundin in Verdacht gebracht wird und sich einer solchen Untersuchung aussetzen muß. —

Jedenfalls muß das Warenhaus einen großen Apparat von Personen unterhalten, die lediglich dazu bestimmt sind, die moralischen Schädigungen aufzuwiegen, die nun einmal im Gefolge dieser neuen Geschäfts-Methode einher marschieren und die Spesen des Warenhauses ganz außerordentlich erhöhen. Rechnet man die fortgesetzte kostspielige Reklame hinzu, die die Warenhäuser nicht entbehren können, so ist einleuchtend, daß diese neuen Unternehmungen unmöglich einen wirtschaftlichen Fortschritt bedeuten können, und daß sie keinesfalls in der Lage sind, solide Ware zu billigeren Preisen zu liefern als andere Geschäfte. Sie können eben nur durch Täuschung des Publikums und durch mindere Qualität der Waren auf ihre Rechnung kommen.

*) Der „Hammer" enthält Berichte über solche Prozesse in Nr. 182: „34 Angeklagte aus einem Warenhause" und Nr. 239: „Die Moral im Warenhause".

Nebenher wirken sie zerrüttend auf die wirtschaftlichen Existenzen des Mittelstandes und haben dadurch eine Reihe weiterer sozialer Schädigungen im Gefolge.

Trepreau bringt auch den erschreckenden Rückgang in der Zahl der Heiraten in Frankreich in Verbindung mit der Einreihung unverheirateter Personen beiderlei Geschlechts in die ungeheuren Handels-Kasernen, die sich Warenhäuser nennen.

Gerade die Frauen und Mädchen bedenken daher gar nicht, wie sie durch die Unterstützung der Warenhäuser gegen ihr eigenes Geschlecht sündigen. Erwägt man, daß durch das Überhandnehmen der großkapitalistischen Warenhäuser dem Manne des Mittelstandes die Möglichkeit zu einer geschäftlichen Selbständigmachung unterbunden, mithin die Möglichkeit zur Verheiratung für viele Männer vermindert wird, sonach immer mehr Mädchen gezwungen werden, eigenem Erwerb nachzugehen, so muß man sich gestehen, daß die Frauenfrage durch die Entwicklung des Warenhaus-Wesens erheblich verschärft worden ist. Sonach sind es die Frauen selbst, die ihre soziale Lage verschlimmern, wenn sie ihre Kundschaft den Warenhäusern zuwenden.

* * *

Lambrechts faßt seine Untersuchungen dahin zusammen: Das System der Konzentration im Detailhandel bietet keine sozialen Vorteile, die nicht durch andere große Nachteile aufgewogen würden. Sie laufen auf einen gefährlichen sozialen Zustand hinaus, der im Vergleich zu der Solidität und Vielseitigkeit der kleineren Spezialgeschäfte ein minderwertiger genannt werden muß.

Vom sozialen Standpunkte aus betrachtet müssen die ethi-

schen Kräfte über die wirtschaftlichen den Ausschlag geben. Schon die alten Kulturstaaten sind, da sie diese Wahrheit nicht erkannten, an der Häufung des Reichtums in wenigen Händen und der Enteignung der Massen zugrunde gegangen. Was aber zum Verfall führt, kann nicht Fortschritt genannt werden. Für uns darf das materielle Sich-Bereichern nicht auf Kosten der Moral, der persönliche Gewinn nicht auf Kosten des Gemeinwohles vor sich gehen.

Die Aufgabe des sittlichen Staatswesens bleibt: die Achtung und Schonung des wirtschaftlich Schwachen, der recht wohl zugleich der physisch und moralisch Starke sein kann. Eine sozial wertvolle Eigenschaft des Mittelstandes ist das Maßhalten in allen seinen Bedürfnissen, auch in seinem Streben nach Ehren und Reichtümern; denn nur hierdurch wird eine gute Verteilung des Wohlstandes und ein frohes Gesamtgedeihen ermöglicht. Der ganze in den Dienst der ungezügelten Gewinnsucht gestellte Erwerbs-Mechanismus hat die Gesundheit, Sicherheit und das Glück der menschlichen Individuen nicht erhöht.

Die sozialen Folgen dieser Entwicklung sind: Eintönigkeit, Entartung und allmähliches Verschwinden des ästhetischen Sinnes und Geschmackes; Herabsetzung der Persönlichkeit und des Individuums aus Mangel an einem geeigneten Betätigungs-Feld; Unterdrückung des Kunstgewerbes. Alle diese Folge-Erscheinungen sind Vorläufer und Kennzeichen des Verfalls eines Volkes und seiner Kultur.

Es erübrigt sich, zu erwähnen, daß die großen Warenhäuser in allen Teilen der Welt fast ausschließlich in Händen von Hebräern sind, und daß es der jüdische Geschäftsgeist ist, der hier seine bedenklichen Triumphe feiert.

* * *

Eine im Dienste der Warenhäuser stehende öffentliche Presse aus allen Parteien, die sich die reichen Einnahmen aus der Warenhaus-Reklame nicht entgehen lassen möchte, hat bisher mitgeholfen, diese modernen Ramsch-Bazare im günstigsten

Lichte zu zeigen und allerhand schönes über sie zu schreiben. Sie hat auf jeden Fall unterlassen, die gewaltigen Schäden wirtschaftlicher, sozialer und moralischer Natur aufzudecken, die mit dem Warenhaus-Betriebe verknüpft sind. So wird um des Geldes willen schwer an unserem Volke gefrevelt.

Wenn besonders **Frauen** zu ihrer Rechtfertigung vorbringen, es sei ihnen so bequem, im Warenhause zu kaufen, so muß doch daran erinnert werden, daß die Bequemlichkeit eine Eigenschaft ist, mit der sich schließlich jede Nachlässigkeit und Lotterei rechtfertigen läßt, daß sie aber zum Laster werden kann, wenn sie bedenklichen Dingen Vorschub leistet. Die gerühmte Bequemlichkeit ist aber, wie ausnahmslos alle wahrhaften Besucherinnen der Warenhäuser eingestehen, noch dazu mit einem geradezu unberechenbaren Zeitaufwande und vielen anderen Mängeln, also in Wirklichkeit mit doppelt so vielen Unbequemlichkeiten wie das Kaufen in Spezialgeschäften verknüpft. Der Warenhaus-Bummel gehört jedoch schon zu den modernen vorwiegend weiblichen Lastern, das der Hebräer wie auch andere Laster vorzüglich zu begünstigen versteht.

Wären all die oben geschilderten Tatsachen hinlänglich bekannt, so dürften die Warenhäuser ihren bestechenden Glanz in den Augen denkender Menschen bald verlieren. Besonders ist zu hoffen, daß in unseren Frauen das Gewissen erwachen und die Frage auftauchen würde, ob sie es denn mit dem Anstand und der guten Sitte vereinbaren können, durch ihre Kundschaft diese bedenklichen Ramschbuden zu fördern und dadurch weite Schichten unseres Volkes wirtschaftlich und moralisch zugrunde richten zu helfen. Es ist höchste Zeit, daß die Käufer sich endlich ihrer sozialen Verantwortlichkeit bewußt werden. Wer um eines geringen, oft nur scheinbaren Vorteiles willen Geschäfte mit bedenklichen Grundsätzen unterstützt, wer eine ungesunde und unmoralische Entwicklung begünstigt, darf sich nicht wundern, wenn sich die Folgen seines unüberlegten Handelns schließlich gegen ihn selber kehren, indem das krankhafte Prinzip, immer weiter um sich greifend, die soziale Ordnung und die sittliche

Wohlfahrt gefährdet und Zustände herausbilden hilft, die den gesellschaftlichen und staatlichen Bestand aufs ernsteste bedrohen. Unsere wohlgesitteten Frauen haben Gelegenheit genug, das Sinken der öffentlichen Moral zu beobachten und zu beklagen; sie geben sich aber nicht Rechenschaft darüber, daß sie selbst durch die Unterstützung zweifelhafter Mode-Unternehmungen den Geist der guten Sitte und Ordnung untergraben helfen. Besonders die besitzenden und gebildeten Stände sollten sich ihrer sozialen Pflichten bewußt werden und nicht — hier von Knauserei, dort von Verschwendungssucht getrieben — zweifelhafte Geschäfte unterstützen und dadurch den niederen Ständen ein schlechtes Beispiel geben. Das Prinzip der Warenhäuser ist ein unsittliches; und von diesen modernen Blendlaternen geht ein Geist aus, der nachgerade alle Gesellschafts-Schichten zu vergiften droht: der Geist der niedrigen Gewinnsucht um jeden Preis, der Geist des eitlen Prahlens und der Genußsucht, ein Geist der Leichtfertigkeit und der körperlichen wie sittlichen Verseuchung, ja des Größenwahns.

Wem unser Volk und seine Zukunft lieb ist, wer sich nicht bereits gewöhnt hat, um des Augenblicks-Genusses und des Augenblicks-Vorteiles willen sein sittliches Bewußtsein zu verleugnen, der sollte sich klar machen, wohin wir steuern, wenn wir die laxe Moral im Geschäftswesen und in allen Lebens-Verhältnissen fördern helfen, weil alle Vergehen gegen Vernunft und gute Sitte, indem sie Staat und Gesellschaft zerrütten, sich schließlich gegen uns selbst und gegen unsere Nachkommen kehren.

* * *

XI.

Sittliche Grundsätze im Handel.

Es dünken sich manche Leute recht weise, wenn sie dem Geschäftsmann, der sich beklagt, gegen den Juden nicht bestehen zu können, den Rat erteilen: Mache es auch so wie der Jude! In Wirklichkeit heißt das: Verleugne alle sittlichen Beweggründe in deiner Handlungsweise und steige auf die Stufe eines niedrigen Geldverdieners und Genußmenschen hinab. In der Tat droht das jüdische Wirtschaftsprinzip alle anderen höheren Lebens-Grundsätze in unserer Zeit nieder zu treten. Das aber ist nicht ein Zeugnis für dessen Überlegenheit, sondern für das Gegenteil — für den moralischen Minderwert. Denn die Voraussetzung, daß im unbeschränkten freien Spiel der Kräfte das Edle und Bessere siegen müsse, ist falsch. Vielmehr bleibt Goethes Wort:

> Übers Niederträchtige niemand sich beklage,
> Denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage —

für alle Zeiten wahr. Im praktischen Leben siegt das Skrupellose und Gemeine — so sicher wie die Manieren des Vierfüßlers über die des gesitteten Menschen siegen, wenn man beide zwingt, in einem Raume zu leben und sich aus dem gleichen Troge zu sättigen. Die Aufgabe eines ernsten Kulturwillens muß eben dahin gehen, das Gemeine niederzuhalten oder auszuscheiden, damit es das Edle nicht in seiner Entwicklung hemmt, nicht unter die Füße tritt. Wer Edelgewächse im Garten ziehen will, hat einen beständigen Kampf gegen das Unkraut zu führen. Diese höhere Kulturmoral hat man leider in unserer Zeit vergessen und vernachlässigt: den Herrscherwillen und das Herrscherecht des Edlen. Als man nicht mehr wagte, aristokratisch zu denken und zu handeln, ward alles pöbelhaft und plebejisch; und der Hebräer ist der Vortänzer im Cancan der Pöbelei. Er nennt das Hinabsinken

in die Gemeinheit „Fortschritt“ und bezeichnet hingegen alles Edel-Menschliche als „rückständig“ und „reaktionär“.

Die alte Gesellschaft besaß ein organisches Gefüge; sie gliederte sich in Stände, deren Rechte und Pflichten gewissenhaft abgegrenzt und abgestuft waren. So bestand eine wahrhaft soziale und sittliche Ordnung, die jedem sein Gedeihen sicherte und ihm sein Teil von Rechten und Pflichten zumaß. Diese alte sittliche Ordnung hat der Hebräer untergraben. Er besitzt keinen Sinn für ein solches organisches Gefüge; er sieht überall nur Teile und Stücke; den Zweck ihres geregelten Zusammenhangs kann er nicht verstehen. Jede Bindung dünkt ihn eine Fessel, eine Beeinträchtigung der Freiheit. Neben seiner Gewinnsucht beherrscht daher den Hebräer vor allem der Drang nach Auflösung aller festen Verbände, nach Zerstörung aller gesellschafts-organischen Ordnungen. Er fordert „Freiheit“ und „Gleichheit“, ob aus Berechnung oder dunklem Instinkt, bleibe dahin gestellt; jedenfalls besitzt er die Gewißheit, daß er — bei der Auflösung aller gesellschaftlichen Bande — in dem entstehenden Chaos mit seinen Mitverschworenen die Oberhand gewinnt. Darum fordert er „freies Spiel der Kräfte“, das heißt in Wahrheit: Vorrecht für die Skrupellosigkeit und die Herrschaft der Heimlich-Verschworenen.

Ohne Zweifel ist es dem Hebräer, der sich die volltönende Losung des Fortschrittes und der Freiheit besonders zu eigen machte, durchaus nicht um die Freiheit der anderen, sondern nur um seine eigene zu tun, und um die Loslösung der andern aus dem festen Verbande der althergebrachten Organisation, damit er sie in ihrer Vereinzelung um so sicherer überwältigt. Nichtsdestoweniger rühmt er sich, durch die Beseitigung der alten Schranken erlösend und befreiend auf das Wirtschaftsleben eingewirkt zu haben; und äußerlich hat es den Anschein danach. In Wirklichkeit aber ist dadurch nur ein schonungsloser Kampf aller gegen alle entfesselt worden, der zwar zunächst eine ungewöhnliche Auslösung aller Kräfte gezeitigt und in der Tat das Wirtschaftsleben bis zu beängstigendem Grade aufgestachelt hat, zuletzt aber mit der Erschöpfung der besten Volkskräfte und dem Siege der Gewalttätigsten enden muß. Auch in alter Zeit hat es nicht an spornendem Wettbewerb gefehlt; er war jedoch anderer Natur. Ehemals bestand der Wettkampf in der Qualität der Erzeugnisse; wer die beste Ware lieferte, hatte den meisten Zuspruch. Der Hebräer hat durch Preisunterbietung den Wettkampf in das Gegenteil verkehrt: heute tritt die Minderwertigkeit der Waren in Wettbewerb. Wer Waren recht billig anzubieten weiß — ohne Ansehung der Qualität, oder höchstens mit dem Schein der Güte ausgestattet — der hat heute Aussicht auf den Erfolg. Und wer noch die Hilfsmittel der Täuschung hinzu zu nehmen weiß, der schießt den Vogel ab. An Stelle des soliden Wettkampfes ist der unlautere Wettbewerb getreten.

Zweifellos besaß — wie schon S. 91 dargelegt wurde — die alte Zunftordnung, die der Hebräer als etwas Rückständiges zu verlästern liebt, ihre guten Seiten. Sie verlangte nicht nur den Nachweis der Tüchtigkeit von jedem Gewerbetreibenden, sie prüfte auch die Güte der Arbeitsleistung. Jeder Meister mußte für die Gediegenheit seiner Erzeugnisse haften, und der Innungsstempel verlieh der Arbeit das Zeugnis der Solidität.

Damals gab es noch eine Geschäftsmoral, die heute bis auf kümmerliche Reste verschwunden ist. Das gegenseitige Abjagen der Kunden, das früher als ehrlos galt, bildet heute den Stolz des Hebräers. Damals lautete ein Grundsatz: „Niemand soll sich in den Handel des anderen eindrängen oder den seinen so stark führen, daß darüber der andere Bürger zugrunde geht.“ So viel Moral, so viel Nächstenliebe, so viel sozialen Sinn kennt man heute nicht mehr. Die Ankündigung, daß man billigere Preise nehme, als die Konkurrenz, galt in alter Zeit als der höchste Grad kaufmännischer Unanständigkeit. Der Hebräer mit seinem ganz anders gearteten Sinn hat kein Gefühl für solche Würde und solchen Anstand. Sie erscheinen ihm als lästige Schranken, die das Geldverdienen erschweren; darum verwirft er sie. Mit seinen neuen Geschäftsgrundsätzen und

Anschauungen ist nun aber eine Lockerung aller Sitten und sozialen Bande in die Gesellschaft eingezogen. Man blicke umher und frage sich, ob die Menschheit seit jener Zeit sittliche und soziale Fortschritte aufzuweisen hat.

Während der Kaufherr der alten Zeit die Würde des selbständigen Mannes zu wahren wußte und im Handel und Verkehr nicht um des Geschäfts willen den persönlichen Stolz preisgab, hat der Hebräer alles Kaufmannstum entwürdigt, hat Ehre und Scham beiseite gesetzt, um nur Geschäfte zu machen. Er hat jene entwürdigende Hast ins Wirtschaftsleben getragen, die sich die Absätze abläuft, um nur dem Konkurrenten zuvorzukommen, die Manneswürde und Anstand darangibt, um nur sich kein Geschäft entgehen zu lassen.

Nur grobe Selbsttäuschung vermag sich einzubilden, dieses gegenseitige Sich-Abjagen der Geschäfte stifte irgend einen wirtschaftlichen Segen. In Wahrheit ist diese übermäßige Betriebsamkeit mit einer unsinnigen Kraftverschwendung verknüpft. Auch in früherer Zeit kam jeder Konsument zu seiner Ware, jeder Kaufmann zu seinen Kunden; nur vollzog sich alles in würdiger und friedlicher Weise. Der Kaufmann konnte warten bis der Kunde kam; und er kam sicher, denn es war niemand bemüht, ihn abspenstig zu machen. So vollzog sich aller geschäftliche Verkehr ohne Hast und Erregung, und der Mensch konnte dabei sowohl wirtschaftlich wie leiblich und seelisch bestehen. Heute hetzen sich die Geschäftsleute gegenseitig zu Tode, denn jeder hat ein Gefühl, als ob ein Strauchritter in einem Versteck lauere, der seine Kunden überfällt und ihnen das Geld abnimmt, wenn er nicht hastig hinterher ist.

Auch diese geschäftliche Hast und Nervosität hat mit dem Aufkommen der jüdischen Geschäftsleute ihren Einzug gehalten. Sombart sagt:

„Gegen diese festgefügte Welt der alten Solidität rannten die Juden Sturm, gegen diese Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsgesinnung sehen wir sie auf Schritt und Tritt verstoßen."

In der Tat ist das Andringen der Hebräer gegen unsere

arische Welt nicht nur ein Sturmlauf gegen die wirtschaftlichen Ordnungen, sondern zugleich gegen die sittliche Verfassung der Gesellschaft. Sombart meint zwar, die Vergehungen gegen die Vorschriften des Rechtes und der guten Sitte lägen allgemein in der menschlichen Natur begründet. Wir möchten uns gegen diese Auffassung verwahren. Wohl hat es immer Einzelne gegeben, die nicht in den Schranken des Rechtes und der Sitte zu bleiben wußten; allein sie waren als „Pfuscher" und „Störer" verfehmt und mißachtet. Die Achtung vor der Schranke des Gesetzes und der guten Sitte darf als ein ursprünglicher Grundzug des arischen oder nordischen Wesens bezeichnet werden, und wenn wir heute von dieser Eigenschaft wenig mehr gewahren, so wissen wir: schlechtes Beispiel und Not waren die zwingenden Gründe, die alte gute Art preiszugeben. Wer mit dem Hebräer konkurrieren soll, ist gezwungen, auf dessen sittliche Stufe hinabzusteigen.

An den deutschen Kaufmann ist diese harte Notwendigkeit früher herangetreten, als an andere, wie denn überhaupt Deutschland infolge seiner politischen Zerrissenheit mehr von den Juden zu leiden gehabt hat, als irgend ein anderes der alten Kulturländer. Und schon vor 200 Jahren haftete dem deutschen Namen das Unglück an, Deckmittel der Juden zu sein. Als der Aufstieg der jüdischen Geschäftsleute begann, empörte sich ein englischer Autor (1745) darüber, daß gewisse Leute öffentlich bekannt machten, ihre Waren billiger abzugeben, als die übrige Kaufmannschaft. Er bezeichnet diese Unsitte des Unterbietens als schamlos. Für die Urheber derselben galten in England die „Dutchmen", also wörtlich: die Deutschen. Gemeint sind damit aber die Holländer, die bis zum Jahre 1648 politisch zum Deutschen Reiche gehörten und damals (wie noch heute) „Dutchmen" genannt werden. Ihnen, d. h. den holländischen Juden, haben wir Deutsche zu verdanken, daß noch jetzt der Engländer und Amerikaner die „Germans" mißächtlich „Dutchmen" nennt. Die holländischen Hebräer, die nach England gekommen waren, sind denn auch dort die Urheber

der Schundwaren-Erzeugung geworden. Auch uns Deutschen sind die aus Spanien verjagten und meist nach Holland geflüchteten Juden verhängnisvoll gewesen. Sie haben schon bald nach 1700 in dem wiedererstarkenden Deutschland ein Raubbausystem begonnen, unter anderen im Buchhandel, den sie mit den in Holland eingerichteten Bücherauktionen beglückten, da ihnen das Verdienen in althergebrachter Weise des Einzelverkaufes zu langsam ging.

In der Neuzeit hat leider auch der deutsche Kaufmann mancherlei Unsitten angenommen, die einst das Sondereigentum der Hebräer waren. Soviel gibt Sombart zu, daß die jüdische Moral abweichend ist von der allgemein-menschlichen, und daß jene Verstöße von Juden gegen die öffentliche Sittlichkeit nicht dem Einzel-Individuum zur Last zu legen sind, sondern vielmehr der allgemeinen jüdischen Lebensanschauung und Geschäftsmoral entspringen. Er fragt (S. 153):

„Was also war denn nun das spezifisch Jüdische? Und darf man überhaupt eine besondere jüdische Eigenart in dem Verhalten gegenüber den bestehenden Ordnungen annehmen? Ich glaube: ja, und glaube, diese spezifisch-jüdische „Gesetzesübertretung" äußert sich vor allem darin, daß es sich bei den Verstößen der Juden gegen Recht und Sitte gar nicht handelt um die vereinzelte Unmoral eines einzelnen Sünders, sondern daß diese Verstöße der Ausfluß der für die Juden gültigen allgemeinen Geschäftsmoral waren, daß in ihnen also nur die von der Gesamtheit der jüdischen Geschäftsleute gebilligte Geschäftspraxis zum Ausdruck kommt. Wir müssen aus der allgemeinen und fortgesetzten Übung bestimmter Gebräuche den Schluß ziehen, daß die Juden diese ordnungswidrige Handlungsweise gar nicht als unsittlich und somit unerlaubt empfanden, sondern bei ihrem Tun das Bewußtsein hatten, die richtige Moral, das „richtige Recht" gegenüber einer unsinnigen Rechts- und Sittenordnung zu vertreten."

In der Tat ist unsere sittliche Auffassung der Dinge für den Hebräer „unsinnig"; sie liegt ihm zu hoch. Wenn es etwas Kennzeichnendes für das Hebräertum gibt, wodurch es sich untrüglich von aller übrigen Menschheit scheidet, so ist es die Abwesenheit des ethischen Organs. In Wahrheit ist der Hebräer der Untermensch, dem alle jene Eigenschaften mangeln, die dem Menschen seine rechte Würde verleihen: Ehre, Scham-

gefühl, sittliches Bewußtsein, Gewissen. Weil diese inneren Schranken unser Wesen umzäunen, können wir uns im geistigen und wirtschaftlichen Wettkampf nie so frei bewegen, wie derjenige, dem diese Abgrenzungen versagt sind. Wie ein reinliches Geschöpf einem Morast aus dem Wege geht, in den das Ferkel mit Behagen sich hineinstürzt, so sträubt sich der reinlich empfindende Mensch, dem Hebräer in den Sumpf der sittlichen Niederung zu folgen. Versucht er es, so geht sein besseres Menschentum dabei zu Grunde — oder er selber.

Und das ist die besondere Not unserer Zeit, daß wir uns durch den Ferkelsinn des Hebräers haben zwingen lassen, unsere sittliche Höhe preiszugeben, um mit ihm in Sumpf und Moder um das tägliche Futter zu ringen. Die Hoffnung ist vergeblich, den Hebräer jemals zur Stufe edleren Menschentums emporzuheben; er hat seit drei Jahrtausenden die Unfähigkeit hierzu erwiesen und wird sie immer behalten. Es ist ein Trugschluß, zu behaupten, der Jude habe diesen Mangel an besserer Sitte durch seinen erzwungenen Aufenthalt im Ghetto angenommen und werde ihn ablegen, wenn man ihm die freie Bewegung in der gesitteten Gesellschaft gestatte. Diese Erwartung ist durch die Tatsachen bitter getäuscht worden: Der Hebräer mit seiner Unempfindlichkeit für höhere sittliche Werte wird überall, wo man ihn frei gewähren läßt, die übrige Gesellschaft zu sich herabziehen. Jene Voraussetzung hat sich auch nicht erfüllt in Ländern, wo den Juden seit Jahrhunderten unbeschränkte Freiheit gewährt war: in England, den Niederanden, den Vereinigten Staaten. Die Juden sind auch dort, wie sogar in Frankreich, wo sie seit Ende des 18. Jahrhunderts unbeschränktes Bürgerrecht genießen und heute die unbestrittenen Herren sind,*) um kein Haar breit anders geworden.

---

*) Lévy ist nächst Martin im französischen Geschäftsbereich der am meisten vorkommende Name, wie der bekannte Dr. Bertillon vor kurzem nach Adreßbüchern festgestellt hat (Tägl. Rundschau Nr. 291 von 1913).

Von einer Jüdin, der „Glückel" von Hameln, die 1645 bis 1724 lebte und ihre Memoiren hinterlassen hat, weiß Sombart viel Rühmendes zu berichten. Dennoch sagt er von ihr: „Alles Dichten und Trachten, alles Denken und Fühlen jener Frau dreht sich um's Geld. Auf 313 Seiten ihrer Memoiren ist von nichts anderem die Rede als von Geld, Reichtum erwerben" (S. 156). Und dieser Zug gerade ist es, der das Untermenschentum des Hebräers bestätigt; denn wir dürfen getrost behaupten: der Mensch steht geistig und sittlich umso höher, je weniger die materiellen Interessen sein Denken ausfüllen. Die großen Geister aller Zeiten waren selten gute Wirtschafter. Das Geldinteresse nahm wenig Raum in ihrem Hirn ein, versank als nebensächlich. Wie denn auch der edle Nazarener verkündete: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." Je mehr Idealismus, je mehr seelische Reinheit und geistige Erhabenheit, desto weniger Geldsinn.

Den mangelnden Idealismus sucht der Hebräer durch Verschlagenheit zu ersetzen, seinen Mangel an tiefen Instinkten und sittlichem Gefühl durch Verstandes-Raffinement auszugleichen. Der Verstand, das nüchterne Rechenwesen, gehört keineswegs zu den höheren Geistesfunktionen des Menschen; sie sind immer nur ein notdürftiger Ersatz für mangelnde tiefere Geisteskräfte, für das fühlende und ahnende Durchdringen der Dinge und Zusammenhänge. Wie nun der Hebräer im wirtschaftlichen Leben seine mangelnde Arbeits- und Schöpferkraft durch Geldbesitz zu ersetzen sucht, so trachtet er den Mangel tieferer Geistesfähigkeiten durch Verstandes-Raffinement zu verdecken. Es ist darum ein zweischneidiges Lob, wenn Sombart immer wieder die „überragende Geistigkeit" des Juden hervorhebt; in Wahrheit meint er damit nur die verstandesmäßige Geriebenheit, das spitzfindige Kalkül, das niederen Geistern eigen ist.

* * *

Abweichende jüdische Lebensrichtung.

Um zunächst noch ein wenig beim Wirtschaftlichen zu verweilen: der Hebräer will Reichtum besitzen, um andere dadurch zu beherrschen und zu bedrücken; und hier liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen jüdischem und anderem Gelderwerb. Es wird auch unter Ariern und Christen Geschäftsleute genug geben, deren Sinn sich vorwiegend auf das Geldverdienen richtet, Leute genug, die es auch im Punkte der Moral nicht genau nehmen und sogar jedes Mittel gut heißen, um Reichtum zu gewinnen. In einem Punkte aber setzen sie sich selbst eine Schranke: sie begnügen sich damit, ihren Reichtum zu mehren und zu genießen, aber sie gönnen auch anderen neben sich Raum, in Reichtum und Wohlleben zu bestehen. Anders der Hebräer! Es ist, als ob ihn ein unersättlicher Haß beseelte gegen alle Nichtjuden, die etwas besitzen, als ob er sich allein berufen fühlte, allen materiellen Besitz der Welt für sich und die Seinen zu beanspruchen, als ob er keine Ruhe fände, solange noch Geld und Gut in Händen von Nichtjuden sind. Diese Auffassung gelangt in den talmudisch-rabbinischen Schriften zum unverhohlenen Ausdruck. Dort heißt es: Gott hat die Welt nur der Juden wegen geschaffen und aller Besitz in der Welt gehört eigentlich den Juden. Darum erklärt der Talmud: „Der Besitz der Nichtjuden ist wie herrenloses Gut, und wer zuerst zugreift, hat das Anrecht darauf."

Das ist keine bloße theoretische Konstruktion; mit dieser Auffassung ist es den Juden blutiger Ernst. Sie betrachten es als ihre Weltmission, über die Erde zu ziehen, um allen Besitz der Gojim an sich zu bringen. Sie glauben ihrem Gotte Jahweh nicht eher gerecht geworden zu sein, als bis aller Reichtum in ihren Händen ist, um ihn ihrem Götzen zu Füßen zu legen. Darum beseelt den echten Juden eine fieberhafte Unruhe, den Goi von seinem Besitz zu verdrängen. Es ist, als ob er eine seelische Not ausstände, solange in seiner Nähe noch etwas Erreichbares besteht, das er noch nicht an sich gebracht hat. Das ist es, was die jüdische Geschäfts- und Wucherpraxis so

gründlich von der „christlichen" unterscheidet. Der Hebräer will nicht nur gewinnen, sondern andere knechten und zugrunde richten. Dafür lieferte der junge Abgeordnete Bismarck einen klassischen Beleg, als er im Landtage von 1847 sagte:

„Ich will ein Beispiel geben, in welchem die ganze Geschichte des Verhältnisses zwischen Juden und Christen liegt. — Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern gibt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstücke; von dem Bette bis zur Ofengabel gehörte alles Mobiliar dem Juden, und der Bauer bezahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete; das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört dem Juden, und der Jude verkauft den Bauern das Brot-, Saat- und Futterkorn metzenweis. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich wenigstens in meiner Praxis noch nie gehört."

Wer von dem Treiben der Juden in bayerisch Franken, in Hessen, im nördlichen Württemberg u. a. O. Kenntnis hat, kann zu dieser Schilderung Gegenstücke mehr als genug liefern.

Es ist immer ein doppelter Zweck, der den Juden bei seinen Geschäften anspornt: er will nicht nur Nutzen haben sondern dem andern zugleich Schaden zufügen. Darum verschmäht er auch ein Geschäft nicht, das ihm nichts einbringt, wenn es nur dazu dient, andere zu schwächen. Er zielt auf die Beseitigung aller Konkurrenten hin. „Er fragt nicht danach," sagt Sombart, „ob überhaupt ein Profit gemacht wird oder nicht, oder ob etwa eine zeitlang ohne Profit gearbeitet werden muß, nur um nachher desto mehr zu verdienen." Das ist die „große" verblüffende Neuerung, die der Jude in das Geschäftsleben hineingetragen hat; sie feiert in den Warenhäusern ihre wirtschaftlichen Triumphe. Hinter der jüdischen Kampftaktik lauert immer der Monopolgedanke, die Alleinherrschaft — der Wunsch nach Vernichtung aller Mitstrebenden.

Den Hebräer beherrscht ein dunkler Trieb nach Störung und Zerstörung, nach Wirrnis und Auflösung, die die Ausraubung der anderen erleichtert; denn in dem allgemeinen Verfall fällt ihm der sicherste Raub zu. Er gleicht dem Aasgeier, der beutewitternd über dem Schlachtfelde schwebt. Das Verderben der anderen bringt ihm die sicherste Beute.

Während der Kaufmann der alten Zeit sich gern auf ein Sondergebiet, eine Spezialität beschränkte, handelt der Hebräer aus Vorliebe mit allem. Die frühere Teilung des Handels nach Spezialitäten hatte den Vorteil, dem Kaufmann eine umso gründlichere Warenkenntnis zu ermöglichen, sowie in seinem Fache die reichste Auswahl zu bieten. Der Hebräer aber, dessen ursprünglicher Geschäftsbetrieb von jeher der Trödelladen war, in welchem Altwaren jederlei Art sich finden ließen, hat diese Vorliebe für den kunterbunten Trödel bis heute nicht eingebüßt; bewahrt den Charakter des Trödelladens bis in seine Ramschbuden und Warenhäuser ja bis in seine Industriegründungen hinein. Auch Sombart erblickt hierin „eine dem jüdischen Wesen gemäße Erscheinung", und er gibt zu, daß die Warenhäuser fast durchgängig in jüdischen Händen sind.

Rühmend wird bei Sombart erwähnt, die Hebräer seien die Väter des **Abzahlungsgeschäfts**; und das ist zuzugeben. (Vgl. S. 108.) Nur glaube man nicht, daß, wie es aus den Reklamen dieser Geschäfte herausklingt, das Mitgefühl mit dem kleinen Manne diese Geschäfte geschaffen habe. Ihnen zugrunde liegt vielmehr eine ganz andere Tendenz. So wie er die Ernte des in Not befindlichen Bauern für einen Pfifferling schon auf dem Halme kauft, noch ehe sie reif ist, so sichert er sich auch durch das Abzahlungsgeschäft den Verdienst des armen Mannes schon Wochen und Monaten voraus.

(Der Jude) „schafft Antizipationen — —.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brot." (Goethe.)

Der Jude weiß zu verhüten, daß die Leute ihr Geld anders wohin tragen, indem er sie vertragsmäßig zwingt, den Ertrag ihrer Arbeit auf lange Zeit hinaus ihm zu verschreiben. Darum ist gerade das Abzahlungswesen ein besonderes Glied in der jüdischen Kette der Geld-Aufsaugung durch den Handel. Es verhütet die Aufsammlung von Geldmitteln in den Händen der Nichtjuden und beschleunigt die Rückströmung auch der kleinsten Bächlein in Judas Sammelteich.

Gewiß haben alle diese jüdischen Praktiken dem modernen Geschäftsleben einen neuen eigenartigen Geist verliehen, aber gesund und segensreich läßt sich derselbe nicht nennen. Die letzten wirtschaftlichen Schäden solcher Betriebsweise fallen vorläufig noch nicht in die Augen, da die maßlose Aufstachelung des ganzen Wirtschaftslebens eine Buntheit und Beweglichkeit geschaffen hat, die blendet. Sicher aber hat diese jüdische Tendenz im Wirtschaftsleben die öffentliche Moral immer weiter heruntergedrückt und alles Gemeingefühl in der Gesellschaft ertötet. Das Prinzip der schonungslosen Selbstsucht ist zur Herrschaft gelangt, das Recht des Einzelnen, sich mit allen Mitteln zu bereichern, auch wenn die Gesamtheit darunter Schaden leidet und Staat und Moral in die Brüche gehen. An Stelle der gesellschaftlichen Harmonie ist das Wesen der gegenseitigen Feindschaft getreten, ein Kampf aller gegen alle, der nur in allgemeiner Aufreibung enden kann. Wir wundern uns nicht mehr, wenn betriebsame Geschäftsleute in ihren besten Jahren an zerrütteten Nerven zusammenbrechen, und wenn allerlei schleichende Krankheiten und soziale Zerwürfnisse aus dieser wahnwitzigen Wirtschaftsweise entspringen. Man hat uns weis gemacht, das müsse so sein, das sei vom Fortschritt unabtrennlich. Jedenfalls gewahren wir, wie unter diesen Einflüssen das Menschentum an leiblichen und seelischen Kräften sinkt bis zum endlichen Zerfall.

Dieser Vernichtungsmethode gegenüber steht die weise, verständige Ordnung, derzufolge alle materielle Lebensbedürfnisse befriedigt werden können, ohne den Menschen in seinen konstitutiven Kräften aufzureiben. Sie macht sich den Grundsatz zur Richtschnur, daß die Erhaltung und Erhöhung des Menschen wichtiger sei, als die Aufhäufung ungemessener Reichtümer.

XII.

Die Hebräer als Träger des Kapitalismus.

Sombart wirft die Frage auf, ob der Jude eine besondere Befähigung zum Kapitalismus besitze. Diese Fragestellung dünkt uns wunderlich. Der Kapitalismus ist doch keine Tätigkeit, die besondere Befähigung verlangt, sondern allenfalls ein Zustand, dessen Schaffung besondere Eigenschaften erfordert. Auch dem Hebräer ist der Kapitalismus wohl weniger Selbstzweck, als vielmehr ein Mittel zur eigenen Macht-Erhöhung und zur Knechtung der Nichtjuden.

Die Frage will also bedeuten: Besitzt der Hebräer ein besonderes Talent zur Kapital-Ansammlung und zur kapitalistischen Gestaltung der Wirtschaftsweise? An diesen Tatsachen hat aber niemals jemand gezweifelt.

Sombart beansprucht für die Hebräer das Verdienst, die Begründer und Förderer des modernen Welthandels, der modernen Finanzwirtschaft, der Börse, wie überhaupt aller Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens zu sein: die Väter des Freihandels und der freien Konkurrenz, die Verbreiter des modernen Geistes im Geschäftsbetriebe. Das wollen wir getrost zugeben, nur sind wir uns klar darüber, daß dieser moderne Geist kein guter Geist ist; denn es ist der Geist des Abbaues der Volkswirtschaft, der Aufreibung der produktiven Völker. Wunderlich dünkt uns auch die Erklärung des Begriffes Kapitalismus, die bei Sombart also lautet:

„Kapitalismus nennen wir diejenige verkehrswirtschaftliche Organisation, bei der regelmäßig zwei verschiedene Bevölkerungsgruppen — die Inhaber der Produktionsmittel, die gleichzeitig die leitende Arbeit ausführen, und die besitzlosen Nurarbeiter — zusammenwirken, so zwar, daß die Vertreter des Kapitals (des erforderlichen Sachgütervorrats) die Wirtschafts-Subjekte sind, d. h. den Entscheid über Art und Richtung des Wirtschaftens und die Verantwortung für dessen Erfolg tragen.“ (S. 186.)

Danach kennzeichnet sich also der Kapitalismus als die Wirtschaftsweise des Proletarier-Staates, der von einigen Geldmächtigen widerstandslos geleitet und beherrscht wird; als eine neue Auflage der Sklaverei in ausgeprägtester Form. In der Tat ist dies das Ideal des Hebräers, dem in seinen talmudischen Verheißungen versprochen wird, daß einst die Zeit kommen werde, wo jeder Jude 2800 Knechte besitzt. Es fragt sich nur, ob die anderen Völker diesen Zustand für ersehnenswert erachten und zu seiner Verwirklichung den Juden behilflich sein wollen.

In etwas allgemeinerer Fassung ließe sich sagen: Das kapitalistische Wirtschafts-System betrachtet die Kapitalbildung als den Hauptzweck der wirtschaftlichen Tätigkeit. Ihm ist nicht der Mensch, sondern das Kapital das Wichtigste. Es setzt den Menschen und seine seelischen Bedürfnisse zurück gegen das Interesse der Kapital-Anhäufung. Money-making — Geldmachen ist ihm das oberste Lebensprinzip. Und der Zweck dieser Kapitalbildung? — Die Beherrschung und Ausbeutung der Menschen durch Zinsknechtschaft.

Ehedem war das Geldverdienen nur ein Nebenzweck des wirtschaftlichen Lebens; der andere und wichtigere Zweck war; einmal die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse durch die Produktion der erforderlichen Waren, und andererseits die Gewährung einer Existenz-Möglichkeit für den Produzierenden wie für den Handeltreibenden. Der Mensch und seine Existenz-Möglichkeit standen immer im Mittelpunkt des Interesses. Anders nach dem kapitalistischen System des Hebräertums. Sombart meint:

„Aus einer systematischen, auf Erzielung von Gewinn gerichteten Wirtschaftsführung, die damit zu dem Streben nach beständiger Expansion der Betriebe den Anlaß gibt, folgt ohne weiteres eine bewußte Ausrichtung alles Handelns auf die höchste vernünftige Methode des wirtschaftlichen Verhaltens."

Gewiß erhält das Wirtschaftsleben eine sehr bestimmt ausgeprägte Richtung, wenn man in jedem Augenblicke zuerst nach dem Profit fragt, aber wir können diese Methode durchaus

nicht als die „höchste vernünftige" anerkennen; sie ist vielmehr höchst unvernünftig, weil sie über der wahnwitzigen Kapitalanhäufung den Zweck aller Kultur vergißt: nämlich die Erhaltung und Hebung des Menschengeschlechts.

Die alte Wirtschaftsweise beruhte auf dem Grundsatze des organischen Wachstums und Aufbaues, die neue jüdische Wirtschafts-Methode zielt auf schonungslose Ausschlachtung, auf Raubbau ab. Sie schleppt Reichtümer zusammen auf Kosten der menschlichen Wohlfahrt; sie erzeugt Güter, die z. T. keinem vernünftigen Zweck mehr dienen, als nur dem einen: den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken; sie schafft wenige Reiche unter Verarmung und Verschuldung der breiten Massen. Vor allem aber nützt sie die menschlichen Kräfte in einem Maße aus, das mit einer Kräfte-Erschöpfung und allgemeinem Verfall des Volkes enden muß.

Es ist das Kennzeichnende für dieses kapitalistische System, daß es die letzten Folgen seines Wirkens nicht abzusehen vermag, daß es die Henne schlachtet, die ihm die goldenen Eier legt. Von der kurzsichtigen Gier nach Geldaufhäufung geleitet, zerstört es die organischen Grundlagen des Volkslebens. Liegt vielleicht auch hierin Absicht? Ist diese jüdisch-kapitalistische Wirtschaftsweise vielleicht nur Mittel zum Zweck, um das alte Gebot zu erfüllen: „Du sollst alle Völker fressen?"

Geschickt verschweigt man dem Volke wie den Regierungen, daß mit der Kapital-Anhäufung in einzelnen Händen die Verschuldung der breitesten Volksschichten gleichen Schritt hält. In der Tat ist ja heute neben der blendenden Kapitalbildung nichts so augenfällig, als die Zunahme der Schulden allerwegen.

Sombart wirft die Frage auf:

„Was heißt nun eine glückliche Geschäftsführung im kapitalistischen Sinne? Doch wohl, daß diese vertragschließende Tätigkeit von Erfolg begleitet war. Woran aber läßt sich dieser Erfolg bemessen? An der Qualität der Leistungen doch sicher nicht. Ebensowenig an der naturalen Quantität. Vielmehr doch wohl einzig und allein daran, ob . . . . ."

Nun erwartet der Leser zu hören: ob unter der Wirkung

dieses segensreichen kapitalistischen Systems Kultur und Menschheit zu einer höheren Stufe empor geführt werden, oder: ob Gesellschaftsordnung und sittliche Tugenden einen beglückenden Fortschritt aufweisen? — O nein, weit gefehlt! Nach Sombart ist der segensreiche Erfolg dieser Wirtschaftsweise nur daran zu erkennen —

„ob am Ende einer Wirtschafts-Periode die vorgeschossene Geldsumme wieder da ist und außerdem einen Überschuß gebracht hat, den wir Profit nennen." (S. 188.)

Treffender lassen sich wohl die erhabenen Segnungen dieser Wirtschaftsweise nicht kennzeichnen, und man muß annehmen, daß Sombart ein Mann von feinem sarkastischem Humor ist, der unter dem Schein der Anerkennung die ganze Armseligkeit des Kapitalismus in diesen Worten bloßlegen will. Es wird bei dieser Wirtschafts-Methode nicht einmal danach gefragt, ob etwa eine Verbesserung in der Güter-Erzeugung eingetreten sei, nein: „immer kommt es darauf an, daß dabei am letzten Ende jenes Plus an Sachvermögen in den Händen des kapitalistischen Unternehmers zurückbleibt." —

Nun, Menschheit, kannst du beruhigt sein; das kapitalistische Judentum führt dich dem herrlichen Ziele entgegen:

„daß das Soll und Haben des Hauptbuches mit einem Saldo zu gunsten des kapitalistischen Unternehmens abschließe. In diesem Effekt liegen alle Erfolge wie aller Inhalt der in der kapitalistischen Organisation unternommenen Handlungen eingeschlossen." (Sombart S. 188.)

Was ist nun ein Unternehmer im kapitalistischen Sinne? „Das ist ein Mann," sagt Sombart, „der eine Aufgabe zu erfüllen hat und dieser Erfüllung sein Leben opfert."*) Wohl gibt es auch solche Unternehmer, aber zumeist sind sie nichtjüdischer Herkunft. Wohl gibt es Männer, die mit Aufopferung ihrer ganzen leiblichen und seelischen Kraft sich einem großen Werke widmen und in der Tat ihr Leben lassen für dieses Ziel.

*) Eine seltsame Formulierung! Als ob nicht auch der Beamte, der Offizier, der Arzt, der Arbeiter eine Aufgabe zu erfüllen hätten und erforderlichen Falles ihr Leben dabei opferten!

Große Industrielle wie Krupp, Borsig, Schichau, Hartmann und viele andere waren solcher Art, aber Hebräer zählen wir nicht unter ihnen. Die Rothschild, Bleichröder, Guttmann, Hirsch haben hunderte von Millionen in wenigen Jahrzehnten zusammengebracht, aber vergeblich suchen wir nach den großen staunenerregenden Werken, die sie schufen; wir sehen höchstens, daß sie andere produktive Menschen raffiniert auszunutzen wußten, um ungeheure Reichtümer aufzuspeichern; wir sehen auch nicht, daß sie ihr Leben dabei aufs Spiel gesetzt hätten. Sie waren die Geldgeber und Spekulanten, die zuletzt den ganzen Segen fremder Arbeit einheimsten, ohne selber etwas nennenswertes zu leisten. Wenn Sombart meint, im echten Unternehmer müsse sich der Produzent mit dem Händler vereinigen, so ist es um die Echtheit der hebräischen Kapitalisten als Unternehmer schlecht bestellt, denn von dem Produzenten gewahren wir gewöhnlich nichts an ihnen, sondern nur vom Händler. Und diesen definiert Sombart in folgender Weise:

„Der Händler ist ein Mensch, der lukrative Geschäfte machen will, dessen gesamte Vorstellungs- und Gefühlswelt auf die geldwerte Bedeutung von Zuständen und Handlungen gerichtet ist, der deshalb beständig alle Phänomene in Geld umrechnet; für den die Welt ein großer Markt ist mit Angebot und Nachfrage, mit Konjunkturen, Gewinn- und Verlustchancen, der immerfort fragt: was kostet's, was trägt's? Und dessen fortgesetzte Fragen in diesem Sinne in die inhaltsschwere letzte Frage ausmünden: Was kostet die Welt?"

Wahrlich, das Wesen des Hebräers als Händler ist nicht besser zu kennzeichnen, und wir haben Herrn Sombart stark im Verdachte, daß er ein fein verkappter Judengegner ist. Mit weiterer feiner Ironie kennzeichnet er den Hebräer sogar als „Entdecker" — nämlich als Entdecker von neuen Absatz-Möglichkeiten, der seine Waren selbst dahin zu lancieren weiß, wo sie gar nicht gebraucht werden. Der den Eskimos Badehosen und den Negern Pulswärmer liefert, nur um neue Bedürfnisse zu wecken. Und auch die zähe Zudringlichkeit des Hebräers weiß Sombart zu schildern, wenn er das spezifisch jüdische Händlertalent charakterisiert in der Kunst,

„ein paar alte Hosen zu erwerben durch schlaues Ausbaldowern eines geldbedürftigen Kavaliers, zu dessen Wohnung man fünfmal vergeblich gelaufen ist, um sie dann unter Aufgebot aller Überredungskünste einem Bäuerlein aufzuschwatzen."

Zum Berufe des Händlers gehört es nach Sombarts Meinung, „mit tausend Augen zu sehen und mit tausend Ohren zu hören"; und dieses Kunststück hat das Hebräertum in der Tat geleistet durch die Organisation und das beständige Zusammen-[wir]ken aller Juden. Der deutsche Geschäftsmann sieht nur mit seinen zwei eigenen Augen und hat nur ausnahmsweise noch andere Augen zur Verfügung, die ihm mitsehen helfen. Das Judentum ist aber zu einer Hydra mit tausend Köpfen organisiert, die alle an demselben Körper sitzen und alle denselben Instinkte folgen. Mit diesen tausend Sinnen bespioniert das jüdische Händlertum die arglosen Völker, es verpaßt keine Gelegenheit zu einem „Rebbach" und weiß darum den Gewinn immer auf seine Seite zu lenken.

Nach alten soliden Begriffen war der Handel ein ehrlicher Tausch, bei welchem man entweder Ware um Ware oder Ware um Geld gab; und das Billigkeitsgefühl ließ jeden dabei seine Rechnung finden. Bei einem rechtschaffenen Handel können recht wohl beide Teile Nutzen und Gewinn haben, weil der gekaufte Gegenstand dem Erwerber mehr wert sein kann, als der gezahlte Kaufpreis, und der Verkäufer gleichwohl einen Überschuß erzielt. Anders nach jüdischer Auffassung. Nach Sombarts Meinung bedeutet Verhandeln einen „Ringkampf mit geistigen Waffen"; und in der Tat geht alles jüdische Handeln und Verhandeln auf Überredung, Überlistung, Täuschung, Übervorteilung hinaus. Es will nicht bloß dem Bedürfnis dienen, sondern sich einen unverhältnismäßigen Gewinn sichern und dem anderen möglichst Schaden zufügen. Tatsächlich haben die Hebräer, als ein Volk, das seit Jahrtausenden nichts anderes betrieb als Schacher, Wucher und Überlistung, die Überredungskunst zur Meisterschaft ausgebildet. Wie oft kann man von einfachen Leuten, denen ein jüdischer Hausierer Waren aufschwatzte,

die Entschuldigung hören: „Ich mußte dem Manne wohl oder übel was abkaufen, weil ich ihn nicht anders los werden konnte." Ja, unverkennbar ist vielen Juden — wenigstens dem naiven und einfältigen Menschen gegenüber — eine geradezu dämonische Kraft verliehen, die suggestiv wirkt und die einfältigen Sinne zu allem bewegt, was der Betörer bezweckt. Wir kommen auf dieses Thema noch zurück in dem XVI. Kapitel: Der Einfluß der Juden auf die Frauenwelt. —

„Eines der wirksamsten inneren Zwangsmittel, die der Hebräer anwendet, besteht in der Erweckung der Vorstellung, daß der sofortige Abschluß des Geschäfts besondere Vorteile gewähre."

So sagt Sombart, und dieses Mittel weiß der Hebräer in der Tat auf Schritt und Tritt anzuwenden. Es ist ja Tatsache, daß sich jüdische Hausierer sogar der Andeutung bedienen, ihre Ware rühre von einem Diebstahl her und müsse deswegen um jeden Preis schleunigst an den Mann gebracht werden.

Als einen Umstand, der dem Hebräer noch besondere Vorteile unter den anderen Völkern verschaffen, hebt Sombart mit Recht die eigentümliche Sonderstellung hervor, die sie innerhalb der Volksgemeinschaften einnehmen. Wie er betont, wurzeln die Vorteile des Hebräers in folgenden Umständen: 1. in ihrer räumlichen Verbreitung, 2. in ihrer Fremdheit, 3. in ihrem Halbbürgertum und 4. in ihrem Reichtum. Die wichtigsten Momente hat Sombart leider ausgelassen, nämlich 5. den offenen und heimlichen Zusammenhang unter einander und 6. die für Handel und Betrug besonders hergerichtete jüdische Moral.

1. Die räumliche Verbreitung.

Die räumliche Verbreitung über alle Länder ermöglicht den Hebräern durch die innige Verbindung, die sie beständig pflegen, auf weiten Gebieten genaue Übersicht zu führen über alle wirtschaftlichen Vorgänge. So sind sie über Ernte-Aussichten, über Waren-Erzeugung und Warenabsatz, über Vorräte, über Warenversand zu Wasser und zu Lande, über den Geldumlouf und lokalen Geldmangel alle-

zeit aufs beste unterrichtet. — Es ist auch sicher, daß sie sich — nicht nur durch die Markt- und Börsenberichte der Zeitungen, die fast ausschließlich von ihnen geleitet werden — sondern auch durch briefliche Nachrichten und chiffrierte Depeschen gegenseitig die wertvollsten Winke senden. Diese Tatsachen sind zu wenig bekannt und in unserer Zeit zu wenig gewürdigt. Wer von ihnen eine Ahnung besitzt, den kann der jüdische Erfolg gar nicht überraschen; er wird keineswegs mit staunender Bewunderung zu den vermeintlichen jüdischen Handels-Talenten emporblicken, weil sie auf sehr einfachen Grundlagen beruhen. Es hat schon immer scharfblickende Männer gegeben, die dieses Getriebe durchschauten; nur ist leider die alte Weisheit dem heutigen Geschlecht verloren gegangen, und es will uns oft bedünken, als ob unsere gelehrten Volkswirte wie unsere Regierungsmänner von heute Rauchbrillen vor den Augen hätten, um nicht zu sehen, was geschieht.

Schon ein Bericht des französischen Gesandten im Haag vom Jahre 1698 beschäftigt sich mit dem Treiben der holländischen Juden und deren Machenschaften an der Amsterdamer Börse.*) Dabei ist unter anderem die Rede von den geheimen Brüderschaften (Congrègations), die die Juden unterhalten, und die in innigsten Beziehungen zu einander stehen. So von der „Brüderschaft von Saloniki, welche ihre Nation in jenen beiden anderen Weltteilen regiert und für sie haftet," und der von „Venedig, welche mit der von Amsterdam alle nördlichen Teile beherrscht." Es ist auch die Rede davon, daß diese Brüderschaften in England nur geduldet und in Frankreich geheim gehalten würden. Die Wirkung des Verkehrs dieser Brüderschaften bestehe darin, daß die Juden in Beziehung des Handels und aller Neuigkeiten die ersten und am besten Unterrichteten seien, worauf sie dann ihr System (der Spekulation) aufbauen, jede Woche in ihren Versammlungen, und zwar an den Sonntagen, sich beraten, während die Christen mit ihren religiösen Pflichten beschäftigt sind. Der Gesandte fährt fort:

*) Revue historique Bd. 44 (1890).

„Diese Systeme, die aus dem feinsten und spitzfindigsten bestehen, was sie von Neuigkeiten während der Woche empfangen haben, durchsiebt und geläutert durch ihre Rabbis und Schriftgelehrten, werden schon am Sonntag ihren jüdischen Börsenmaklern und Agenten zugestellt, welche die denkbar gerissensten dieser Art sind. Nachdem sich diese nun unter einander besprochen haben, verbreiten sie einzeln noch am selben Tage solche für ihre Zwecke zurechtgelegten Nachrichten. Den nächsten Tag fangen sie sogleich an, sie ins Werk zu setzen, zu Kauf, Verkauf, Wechseln und Aktien. Da sie immer große Summen und Vorräte in allen diesen Artikeln bereit halten, sind sie stets in der Lage, richtig abmessen zu können, wann der beste Moment gekommen ist, um à la hausse, à la baisse, oder auch zugleich in beiden Richtungen ihre Coups auszuführen." — (Sombart S. 202.)

Das ist in der Tat das Geheimnis der jüdischen Börsenmacher seit Jahrhunderten, und es ist nur erstaunlich, wie weder unsere Kaufleute noch unsere Gelehrten der Volkswirtschaft, noch die Politiker und Staatsmänner diese heimlichen Machenschaften durchschauen und immer noch an dem naiven Glauben hängen: Angebot und Nachfrage bestimmten den Preis. In Wahrheit bilden die Hebräer, international verbunden, eine Clique zur Auskundschaftung aller Gelegenheiten und planmäßigen Beeinflussung aller Marktverhältnisse. Auch heute noch gibt es unter den Rabbinern Mitverschworene und Hauptleiter dieser trüben Machenschaften, und man darf getrost annehmen, daß gelegentlich auch in den Synagogen Dinge getrieben werden, die mit Gottesdienst nichts zu tun haben, wohl aber mit Handel und Börse aufs innigste verquickt sind (vgl. S. 74).

Dieses jüdische Spionage-System und die geheimen Machenschaften der Synagoge und Börse setzen den Hebräer in den Stand, über allerlei Dinge besser unterrichtet zu sein, als irgend jemand im Staate, die Regierungen nicht ausgenommen. Und so kommt es, daß letztere in ihrer Naivität und Arglosigkeit sehr häufig sich des Hebräers bedienen zu müssen glauben, nicht nur um wichtige Nachrichten vom Auslande zu erlangen, sondern auch um diplomatische Einflüsse allerwegen auszuüben. Sie vergessen dabei, daß sie den Bock zum Gärtner setzen und

daß von allen neuen Wendungen in der Politik zunächst die Börse und das Hebräertum den Nutzen ziehen.

Wer sich von den Wegen und dem Umfange jüdischer Einmischung in die hohe Politik ein Bild machen will, der lese, was der frühere Botschaftsrat bei der deutschen Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten unter v. Holleben, Emil Witte in seinem offenbarungsreichen Buche: Aus einer deutschen Botschaft. Zehn Jahre deutsch-amerikanischer Diplomatie,*) über die Natur und Stellung der Depeschen-Bureaus von Reuter (London) und Wolff (Berlin) mitteilt, denen ja bekanntlich die Hauptrolle bei der Bekanntmachung aller wichtigen politischen Nachrichten durch die Presse zugefallen ist.

Auszüglich darüber folgendes, das zugleich die Laufbahn eines jüdischen Abenteurers veranschaulicht. Der Begründer des „Bureau Reuter" stammt aus Kassel, von ganz armen jüdischen Eltern und heißt eigentlich Josaphat. Nach einer etwas dunklen, anscheinend bewegten Jugend wurde Reuter Mitinhaber einer Buchhandlung in Berlin; aus dieser Stellung schied er infolge gewisser „Unregelmäßigkeiten" aus und gründete bald nachher mit einem Stammesgenossen, Dr. Engländer, einem jener vielen Ehrenmänner, die durch ihren deutschen Namen das Deutschtum im Auslande in Mißachtung bringen, einem ausgesprochenen Anarchisten, in London das Bureau R. Mit Hilfe des als welfischer politischer Agent und Schriftsteller (Gregor Samarow) bekannten Oscar Meding gelang es ihm, den blinden König Georg V. von Hannover zur Konzession einer Kabellinie von Lowestoft nach Norderney zu bewegen, die er 1869 mit einem Profit von mehr als 200 000 Pfund Sterling (über 4 Millionen Mark) an die englische Regierung abtrat. Von Herzog Ernst von Koburg-Gotha in den Freiherrnstand erhoben, verdiente er sich noch mehr als Impresario des Schahs Nasr-ed-Din von Persien, den er auf seine Kosten in Europa herumreisen ließ. Dafür ließ er sich von ihm alle von Persien irgendwie erteilbaren Konzessionen verschreiben.

*) Verlag von K. G. Th. Scheffer, Berlin-Steglitz.

Um die gegenseitige Konkurrenz durch das 1865 von Dr. Wolff — ebenfalls Jude — in Berlin begründete Depeschenbureau zu beseitigen, erkaufte sich Reuter die Beteiligung bei diesem, sodaß beide Bureaus seitdem in einem Geiste geleitet werden. Welcher Art dieser Geist ist, wolle man an Ort und Stelle nachlesen. Hier nur soviel: Der gegenwärtige Inhaber des Bureaus R., „Baron de Reuter", wird geschildert als ein von „dämonischem Ehrgeiz" besessener Mann, der vermöge seiner Stellung und seines ungeheuren Reichtums eine verderbliche Rolle auf der politischen Bühne, wenn auch hinter den Kulissen, spielt. Und zwar als ein Mann, wahllos in den Mitteln, sich zu bereichern und zur Geltung zu bringen — man lese bei Witte darüber weiteres nach! — der wegen seiner ausgesprochen deutschfeindlichen Berichterstattung seinerzeit von Bismarck ausgewiesen wurde. Dafür rächte sich der deutsche Baron, indem er sich bestimmenden Einfluß auf das von Preußen und Deutschland unterstützte Wolff'sche Bureau erkämpfte und seitdem an der Politik beider Reiche auf seine Weise Anteil nahm. In welcher Richtung — darüber wird das Publikum nirgends aufgeklärt, obwohl in unsern sämtlichen Zeitungsbureaus bekannt ist, daß von allen Feindseligkeiten des Auslandes gegen das Deutsche Reich das Bureau Reuter die Seele ist.

Also — dieses die Presse der halben Welt mit Nachrichten versorgende, d. h. beeinflussende, Institut ist mit dem in Berlin domizilierten Wolff'schen T. B. „aufs engste verbunden." Was das bedeutet, bringt Witte (S. 118 u. ff.) zum Ausdruck, indem er aus dem Aufsatz eines früheren Times-Korrespondenten (Charles Lowe in „Black and White") über die Wechselbeziehungen zwischen Reuter und Wolff sowie über die innere Organisation des Wolff'schen T. B.s zitiert:

„Wolff" ist eine Aktiengesellschaft, die aus einigen der ersten jüdischen Bankiers in Berlin besteht, und, natürlich genug, beanspruchen die Mitglieder dieser Gesellschaft das Vorrecht für sich, in alle wichtigen Telegramme zuerst Einsicht zu nehmen, ein Vorrecht, dessen ungeheure Bedeutung für die Zwillingswelten der internationalen Politik und der internationalen Finanz auf der Hand liegt.

Das W. B. ist eine halbamtliche Einrichtung, das anerkannte Organ der deutschen und preußischen Regierung. „Do ut des" (ich gebe, damit du gibst) oder „quid pro quo" (= für nichts ist nichts) ist der Grundsatz, der seine Beziehungen zu beiden Regierungen, deren feiler Diener (henchman) und und Mundstück es zu gleicher Zeit ist, regelt. Es ist sehr viel und in sehr verächtlichen Ausdrücken über das Reptilien-Bureau in Berlin gesagt und gesungen worden, das tatsächlich jedoch nicht, oder höchstens in der Gestalt des genannten Depeschenbureaus besteht. Nicht daß Wolff von der Regierung aus dem Reptilienfonds eine Geldbeihilfe empfinge. Einer Zeitung oder einem ähnlichen Unternehmen ist eine Zahlung in Nachrichten aber mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr wert als eine Leistung in barem Gelde. Worin besteht nun die Zahlung an Wolff? Zuerst in dem Vorrang, den die Regierung allen ankommenden oder abgehenden W.'schen Depeschen einräumt, um dem Bureau, wenn möglich, die Priorität in der Veröffentlichung seiner Meldungen zu sichern, eine Rücksicht, die für ein Telegraphen-Bureau natürlich von der schwerwiegendsten Bedeutung ist. Weiter bedient sich die Regierung des W. B.s als ihres Kanals und Sprachrohrs, wenn sie ein Dementi zu veröffentlichen, die öffentliche Meinung zu beeinflussen oder der Welt — besonders der außerdeutschen — eine Nachricht in einer bestimmten Form mitzuteilen wünscht, was sie bequem durch Wolffs internationale Beziehungen erreicht."

Das W. B. ist eine von Bleichröder unterstützte Gründung, zu welcher der bekannte Vorleser König Wilhelms I., der gewesene Unteroffizier und spätere Hofrat Louis Schneider, die Befürwortung seines hohen Dienstherrn zu gewinnen wußte. In seinem Brief an Dr. Wolff, worin er dessen Absicht lobt, spricht der König 1865 die Erwartung aus, daß „patriotische Finanzmänner, wie die Herren von Oppenfeld, Magnus, Bleichröder" Wolffs Unternehmen stützen würden. Wie sich der „Patriotismus" bei den Aktionären des Wolff'schen T. B.s ausnimmt, beweist die Tätigkeit dieses Institutes, die Bismarck durch seinen berühmten Ausspruch „Lügen wie telegraphiert" deutlich gekennzeichnet hat. Hauptaktionäre sind, nach Witte, der Chef des Bleichröderschen Bankhauses Dr. Paul von Schwabach, englischer Generalkonsul, und Herbert v. Reuter, Chef des englischen T. B.s, dessen Deutschfeindlichkeit eine über jeden Zweifel erhabene Tatsache ist. Andere Aktionäre sind die Bankhäuser Mendelssohn, Warschauer u. a.

Ähnliche Verträge wie zwischen den T. B.s Wolff und Reuter bestehen auch zwischen diesen und den amtlichen bezw. halbamtlichen T. B.s der andern europäischen Länder, von denen die französische Agence Havas und die italienische Agencia Stefani die bekanntesten sind. Alle diese T. B.s sind in Händen von Juden. Nun bedenke man, was es heißt, daß durch Verträge, in denen hohe Konventionalstrafen vereinbart sind, jedes der genannten Bureaus verpflichtet ist, die ihm von einer zum Telegraphen-Kartell oder Ring gehörigen Agentur zugesandten Depeschen in unveränderter Form (also ohne Rücksicht auf die Wahrheit) der Presse zugänglich zu machen! Von den beiden konkurrierenden amerikanischen T. B.s: Associated Press und Laffan-Bureau, genießt das erstere Dank der smartness seines Vertreters ohne Gegenleistung den amtlichen Vorzug der schnellsten Beförderung seiner Nachrichten von Berlin aus — weil man hier glaubt, durch solche Zuvorkommenheiten sich eine „gute Presse" drüben zu verschaffen. — Mit welchem erstaunlichen Erfolge das bisher geschehen ist, lese man bei Witte nach.

Dieser fährt fort: „Die Männer, die an den T.-B.s interessiert sind, kennen kein Vaterland, denken und fühlen international. — Krieg und Kriegsgefahr bilden für sie die günstigste Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Sogar in Gerichtsverhandlungen ist bereits wiederholt aktenmäßig festgestellt worden, daß das Wolff'sche Bureau im Interesse seiner Aktionäre wichtige Nachrichten zurückhält, um die „patriotischen Finanzmänner" (an die sich König Wilhelms I. Aufforderung s. Z. wandte) in die Lage zu versetzen, auf Grund so erlangter Kenntnisse profitable Börsengeschäfte zu machen. Es wurde ferner festgestellt, daß das Auswärtige Amt die Thronreden des Kaisers bei Eröffnung und Schluß des Reichstages dem Wolff'schen T. B. mehrere Stunden früher zustellt, als sie dem Reichstag und der Presse bekannt werden" (S. 121—122).

„Dieses »nationale« T. B. entblödet sich nicht, Privatabonnements auf die schleunigste telegraphische Meldung vom Ableben

des jetzigen Kaisers, Wilhelm II., entgegen zu nehmen. Schon vor Jahren" (Witte schrieb sein Buch 1907) „belief sich die Zahl dieser Abonnenten auf 5000."

Man fragt sich: Findet gegen dieses „patriotische" T. B. und seine dunklen Machenschaften die Vertretung des deutschen Reiches kein Mittel der Selbsthilfe durch Gründung eines selbständigen, unbeeinflußten Nachrichtendienstes, der die unheimliche Gefahr für das ganze Reich, die in der Beeinträchtigung seines Ansehens durch jüdische Geldinteressen droht, von uns abwendet?

Auch Sombart weiß von ähnlichen Schleichwegen der Juden zu berichten. Er sagt:

„Ihr Weg in die haute finance ist häufig der gewesen: Erst machten sie sich dem Fürsten als Dolmetscher durch ihre Sprachkenntnis nützlich, dann wurden sie als Zwischenträger und Unterhändler an fremde Höfe geschickt, dann vertraute ihnen der Fürst die Verwaltung seines Vermögens an (was sie, nebenher bemerkt, geschickt dazu benutzten, den Fürsten zum Schuldenmachen zu verleiten und dessen Gläubiger zu werden) und dadurch wurden sie die Beherrscher der Finanzen und in späteren Zeiten der Börse." (S. 203.)

Es ist immer das alte gleiche Rezept, nach dem die Juden handeln. Es findet sich bereits deutlich vorgezeichnet in der Geschichte Josephs von Ägypten in seinem Verhalten zu Potiphar und dem Pharao; und so hat der Hebräer gar nicht nötig, eine besondere Intelligenz aufzuwenden, um dieses alte Kunststück alltäglich zu wiederholen, — zumal die christlichen Völker in völliger Unkenntnis solcher Ränke erzogen werden und gutgläubig die jüdische Lüge nachsprechen, der ägyptische Joseph sei ein frommer Mann und ein Volkswohltäter gewesen. Schon in frühester Zeit spielten auch an deutschen Fürstenhöfen die Juden eine Rolle; so bei Karl dem Großen Isaak, bei Otto II. Kalonymos. Friedrich Barbarossa war von einem ganzen Judenstab umgeben, ebenso Rudolf I. — Maximilian I. war als unordentlicher Wirtschafter den Juden stark verschuldet. In den großen deutschen Kriegen im 17. und 18. Jahrhundert war die jüdische Spionage auf allen Seiten enorm; selbst in den preußisch-deutschen Befreiungskriegen von 1813 und später (vgl. Kreuzzeitung 1913 Nr. 209) befanden sich unter den Landesverrätern, die den Franzosen als Spione dienten, über die Hälfte Juden.*) — An den Höfen wimmelt es jetzt von Juden.

Ein typisches Beispiel für die jüdischen Umtriebe hinter den politischen Kulissen aus neuester Zeit bietet der berüchtigte Bernhard Maimon. Anläßlich umfangreicher Dokumenten-Diebstähle im Ministerium des Äußeren zu Paris (1911) wurden einige der Diebe abgefaßt, unter denen sich auch Maimon befand, der nunmehr als Leiter eines ausgedehnten Spionage-Systems entlarvt wurde. Über diesen talentvollen politischen Hochstapler las man in einem jüdischen Organ:

„Bernard Maimon, der etwa 60 Jahre alt sein mag, ist zweifellos einer der interessantesten Abenteurer der Gegenwart, ein wahrer moderner Casanova, der gleich diesem seinem berühmten (jüdischen) Vorgänger für alle Welt Politik treibt, gleichzeitig für alle und gegen alle Parteien arbeitet, die größten finanziellen Unternehmungen und die schwierigsten Staatsanleihen zustande bringt und daneben Zeit und Lust zu den kühnsten Liebes-Abenteuern sucht und findet. —

Bernhard — oder eigentlich Baruch — Maimon ist galizischer Jude, was ihn nicht gehindert hat, bald den Moslem und bald den Christen zu spielen. Er wußte nicht nur im Talmud, sondern auch im Koran und in der Bibel Bescheid und verstand vortrefflich mit diesen Kenntnissen zu prunken. Ruhmredig erzählt das Hebräerblatt weiter:

„Mit seinen großen offenkundigen und noch größeren geheimen Beziehungen zur englischen Botschaft wetteiferten seine geheimnisvollen Verbindungen mit anderen Botschaftern und besonders mit dem Serail Abdul Hamids. Der erste Sekretär des Yildis Kiosk, Tachsin, war buchstäblich ein willenloses Werkzeug in Maimons Hand. Und wenn Maimon sich außerhalb des Palastes in seinem Hotel befand, fand ein ununterbrochener Brief- und Botenwechsel zwischen Yildis und Maimon statt, bei Tag wie bei Nacht.

Offenbar diente Maimon in erster Reihe Englands Interessen, aber sicher nicht diesen allein. Er war ein Allerwelts-Spion, es schmeichelte seiner

---

*) Das steht fest; dagegen ist die jüdische Ruhmrederei betreffs der Teilnahme von Juden an den Befreiungsschlachten schon im Jahre 1819 Lügen gestraft worden. Daß sie heute gleichwohl, und stärker als zuvor, floriert, ja daß ein jüdischer Zeitungsschreiber vor kurzem sogar Eleonore Prochaska, die Potsdamer Heldin, zur Jüdin machte, ist übliche jüdische Geschichtsfälschung.

Eitelkeit, mit den ersten Diplomaten zu spielen wie die Katze mit der Maus, und mit Monarchen in ihren Arbeits-Kabinetten von Dingen zu sprechen, die die Minister erst viel später erfuhren. Der Winterpalast an der Newa stand ihm offen, und bei Abdul Hamid persönlich genoß er das größte Ansehen und blindes Vertrauen, trotzdem oder gerade, weil er auch mit den Jungtürken gut Freund war. Wenn Maimon in Konstantinopel weilte, holte Abdul Hamid bei ihm täglich Rat in allen internationalen Fragen ein, und wenn er vom Bosporus fern war, wurde solcher Rat oft telegraphisch erbeten und gegeben. Und zur selben Zeit war Bernard Maimon der Ratgeber, ja der Freund des Hellenen-Königs Georg und sein Ratgeber während des griechisch-türkischen Krieges. Auf Kreta erschien er mit einem ganzen Stabe der ersten französischen und englischen Kriegs-Korrespondenten, und sogar der berühmte amerikanische Photograph Underwood fehlte dabei nicht, denn es mußten von den denkwürdigsten Momenten Bilder aufgenommen werden für die großen illustrierten Blätter beider Erdteile — Bernard Maimon natürlich stets im Mittelpunkte aller Aufnahmen!"

* * *

Für ihr System der Auskundschaftung kommt den Hebräern noch besonders ihre Verteilung über die Länder zu statten, und es ist anzunehmen, daß diese Verteilung ein wohlberechnetes Netz darstellt, sodaß sie auf allen wichtigen Plätzen ihre Kundschafter haben. Wenn die Regierungen es so häufig vorzogen, den Juden Armee-Lieferungen und ähnliche Dinge zu übertragen, so hat man das damit gerechtfertigt, die Juden seien durch ihr weitverzweigtes Netz von Agenten leichter als andere Kaufleute im Stande, Lebensmittel und andere Massengüter rasch zusammen zu bringen, — dank den Verbindungen, die sie von Stadt zu Stadt unterhalten. In einem Buche „über Judentum und Juden" (1795) sagt von Kortum: „Der jüdische Entrepreneur braucht sich vor Schwierigkeiten nicht zu scheuen. Er darf nur die Judenschaft am rechten Orte elektrisieren und im Augenblick hat er soviele Helfer und Helfershelfer als er immer braucht." Denn, wie er noch hervorhebt, „der Jude in früherer Zeit handelte niemals als isoliertes Individuum, sondern als Glied der ausgebreitetsten Handels-Kompagnie der Welt," oder wie eine Eingabe der pariser Kaufleute aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sagt: „Es sind Teilchen

Quecksilber, die umher laufen, die sich zerstreuen und bei dem geringsten Anstoß wieder zu einem Hauptblock vereinigen."

Daß man die Juden bei ihrer Geschäfts-Spionage von seiten der Regierungen noch unterstützt, indem man sie mit den konsularen Vertretungen betraut, gehört in das Gebiet der Unbegreiflichkeiten, an denen unsere heutige Staatsweisheit so überaus reich ist.

2. Die Fremdlingschaft der Hebräer.

Noch besonders kommt dem Hebräer das Fremdlingstum in den Staaten zu statten. Der Jude verquickt sich niemals innerlich tiefer mit den Interessen des Landes, in dem er lebt. Er hat ja seine gesonderte Nationalität; er bildet mit den Seinen gleichsam eine internationale Nation, und das Interesse dieser Nation geht ihm über alles; es macht ja den Inhalt seiner Glaubenslehre aus. Wie sollte er von einer Gemeinschaft lassen, die nicht nur durch das Blut und den gemeinsamen Glauben fest miteinander verkittet ist, sondern noch obendrein eine einzige große Geschäfts-Kompagnie darstellt, die allein durch diesen festen Zusammenhalt ihre Existenz behaupten und auch dem Einzeljuden sein Dasein garantieren kann! Und eine solche fremde religiöse Geschäfts-Kompagnie wird ihre Interessen allzeit scharf geschieden halten von denen der anderen Nationen, muß diesen daher als Fremdling und Feind gegenüber stehen. Das haben die Leiter der hebräischen Nation schon vor Jahrtausenden erkannt; darum schrieben sie in ihre Satzungen: „Bleibe ein Fremdling in dem Lande, dahin du kommst, um es einzunehmen." Noch heute betrachten die Juden, wie Professor Adolph Wahrmund treffend sagt, ihren Weg über die Erde als einen Kriegszug zu deren Eroberung — allerdings nicht etwa durch persönliche Tapferkeit mit dem Schwerte, sondern durch finanzielle und geistige Unterjochung, durch Überlistung und Betörung der Nationen, durch wucherische Ausbeutung und sittliche Zerrüttung derselben. Wie Jakob, der Stammvater der Judenschaft, den ehrlichen Ackerbauer Esau

um die Rechte seiner Erstgeburt zu betrügen wußte und sich als echter Erbschleicher in den Besitz der fremden Habe setzte, so ist das Judentum bis auf den heutigen Tag der berufsmäßige Erbschleicher unter den Nationen. Die talmudische Morallehre verkündet: „Der Besitz der Nichtjuden ist wie herrenloses Gut und wer zuerst zugreift, hat das Recht darauf."

Gewiß ist den Hebräern zuzugestehen, daß sie sich ein ungewöhnliches Maß von geistiger Beweglichkeit, geschäftlicher Umsicht und großem Scharfblick für Beurteilung der Verhältnisse und Personen angeeignet haben. Diese Fähigkeiten sind das Erbteil einer Rasse, die seit Jahrtausenden nichts anderes betrieb, als Handel, Wucher und Überlistung der Ehrlichen. Keineswegs ist der Hebräer erst durch äußeren Zwang der Verhältnisse zum Wucherer und Betrüger geworden; er ist von vornherein nie etwas Anderes gewesen. Das geht deutlich aus seinen uralten Gesetzen und Lehren hervor, die sich — abgesehen von bedeutungslosen Erzählungen und Kultformen — mit fast kaum etwas anderem beschäftigen, als mit der Ausnutzung und Betörung der nichtjüdischen Menschheit. Es kommt aber ferner hinzu, daß das ewig bewegliche und wanderungssüchtige Hebräertum, das in der Tat den neuzeitlichen Nomaden darstellt, durch den beständigen Wechsel der Umgebung und der Verhältnisse seinen Blick besser schärft, als der auf der Scholle Seßhafte. Die Hebräer sind überall Eindringlinge, die sich mit List einen Platz erobern müssen, und darum die hierfür erforderlichen Eigenschaften allezeit meisterlich übten. „Neusiedler", wie Sombart sie nicht ganz zutreffend nennt,

„müssen die Augen offen halten, damit sie sich in der neuen Lage rasch zurecht finden, müssen Acht haben auf ihr Vorgehen, damit sie sich unter den neuen Verhältnissen doch ihren Unterhalt erwerben. Wenn die Alt-Eingesessenen in ihren warmen Betten liegen, stehen sie draußen in der frischen Morgenluft und müssen erst trachten, sich ein Nest zu bauen. Draußen stehen sie — allen Eingesessenen gegenüber als Eindringlinge."

Und die Fremdheit des Volkes Juda ist, wie auch Sombart zugibt, nicht nur eine äußerliche, sondern auch eine innerliche. Er sagt:

„Fremd aber war Israel unter den Völkern alle die Jahrhunderte hindurch noch in einem anderen, man könnte sagen, psychologisch-sozialen Sinne, im Sinne einer innerlichen Gegensätzlichkeit zu der sie umgebenden Bevölkerung, im Sinne einer fast kastenmäßigen Abgeschlossenheit gegen die Wirtsvölker. Sie, die Juden, empfanden sich als etwas Besonderes und wurden von den Wirtvölkern als solches wieder empfunden."

Das ist im Grunde das stigmatische Geheimnis des Hebräertums: diese Fremdheit und Gegensätzlichkeit, die sie als Gäste in fremden Staaten ihren Wirten gegenüber empfinden; und das ist der Hauptmangel unserer Erziehung, daß wir über dieses Verhältnis nicht nur nicht aufgeklärt, sondern geradezu getäuscht werden! Während der Jude keinen Augenblick vergißt, in uns Fremde und Feinde zu sehen, die er ausnützen und übervorteilen soll, wo er nur kann, sind wir in der falschen Vorstellung erzogen, der Hebräer sei ein harmloses Mitglied der menschlichen Gesellschaft, genau so wie ein Angehöriger jeder anderen Nation. Ja noch mehr; wir begünstigen den gefährlichsten Feind unseres wirtschaftlichen und nationalen Daseins infolge des unglückseligen Zusammenhanges, den man in religiöser Hinsicht konstruiert hat, noch eher als einen uns nur der staatlichen Angehörigkeit nach Fremden. Aus diesem unseren Grundirrtum saugt das Hebräertum seine beste Kraft; unsere Blindheit und Vertrauensseligkeit schafft ihm die günstigsten Gelegenheiten. Während er — allerdings mit der Miene des harmlosesten Menschenbruders — auf jede Gelegenheit lauert, um uns Vorteile abzugewinnen, treten wir ihm mit offenen Armen, offenem Herzen und offenen Taschen entgegen und machen es ihm leicht, seinen Nutzen zu finden und uns zu schädigen. Bedarf bei der geschilderten Sachlage der Hebräer wirklich einer besonderen Intelligenz und geschäftlichen Überlegenheit, um einen wirtschaftlichen Vorsprung vor uns zu gewinnen, wo die Geheimbündelei seiner Rassegenossen und unsere maßlose Vertrauensseligkeit ihm das Spiel so außerordentlich erleichtern?

Aus Abschnitt V ersahen wir bereits, wie der Hebräer in seiner kastenmäßigen Abgeschlossenheit auch keine sittlichen

Pflichten gegen uns anerkennt; wie er sich berechtigt hält, unser Vertrauen in jeder Weise zu mißbrauchen.

Man vergegenwärtige sich, daß alle Kultur der gesitteten Menschheit auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens beruht. Nur dadurch, daß jeder treu seine Pflicht erfüllt und an seinem Teile das Vertrauen der anderen rechtfertigt, ist die Zusammenarbeit einer großen Kultur-Gemeinschaft möglich. Treue und Vertrauen aber kennt der Hebräer nicht — wenigstens nicht gegen „Fremde". Er kennt nur den verschwörungsartigen Zusammenhalt mit seiner Sippe, der für das Gelingen seiner Überlistungs-Pläne allerdings unentbehrlich ist. Dem Fremden gegenüber aber hält er sich aller Gewissenspflichten für entbunden. Sombart sagt:

„Die bloße Tatsache, daß man es mit einem „Fremden" zu tun habe, hat zu allen Zeiten, die noch nicht von humanitären Erwägungen angekränkelt waren, genügt, das Gewissen zu erleichtern und die Bande der sittlichen Verpflichtungen zu lockern."

Und auf diesem Standpunkt steht der Hebräer heute noch; wir alle sind Fremdlinge in seinen Augen, die er ausnutzen darf, ja, denen er Schaden zufügen muß, zur größeren Ehre Israels und seines Abgottes Jahweh. Dieses Verhältnis des Hebräers zu dem „Fremden" ist genau der Gegensatz des Deutschen zu einem solchen. Überspannte Humanitätsbegriffe veranlassen̈t uns, gegen den Nichtdeutschen besonders nachsichtig und willfährig zu sein. Den Schaden für diese unvölkische Nachsicht haben wir von jeher schwer zu büßen gehabt; niemandem schlimmer gegenüber als den Juden — sie sind im Laufe der Zeiten zu unseren Herren geworden.

3. Halbbürgertum der Juden.

Auf ihrem Fremdheitsgefühl beruht auch das erwähnte Halbbürgertum der Juden. Sie sind Halbbürger unter uns, weil sie unserer Staatsgemeinschaft nur äußerlich und zum Schein angehören, insgeheim aber ihren jüdischen Sonderstaat und ihre besondere Nationalität bewahren. Dadurch aber sind sie in anderem Sinne auch wieder Doppelbürger, denn sie

sind dem Rechtsverhältnis nach Angehörige zweier Nationen und Staaten; sie sind bei uns gleichzeitig Deutsche und Hebräer, sie stehen unter zweierlei Recht und zweierlei Schutz; denn sie haben es im Belieben, je nach ihrem Vorteil bald das deutsche und bald das jüdische Recht für sich anzurufen. Sie erlangen hierdurch Vorrechte vor allen anderen Bürgern des Staates; und es ist nur ein Zug ihrer alten Verlogenheit und Dünkelhaftigkeit, wenn sie sich gebärden, als wären sie in unserem Staate noch immer nicht vollberechtigt. In Wahrheit genießen sie als Doppelbürger doppelte Rechte. Das hob schon Fichte hervor:

„Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger feindselig gesinnter Staat, der mit allen übrigen in beständigem Kriege steht, und der in manchem fürchterlich schwer auf die Bürger drückt; es ist das Judentum. Ich glaube nicht . . . . ., daß dasselbe dadurch, daß es einen abgesonderten und so fest verketteten Staat bildet, sondern dadurch, daß dieser Staat auf den Haß gegen das ganze menschliche Geschlecht aufgebaut ist, so fürchterlich werde."*)

So geschieht es, meint er, daß

„in einem Staate, wo der unumschränkte König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf und wo ich gegen den allmächtigen Minister mein Recht erhalte, der erste Jude, dem es gefällt, mich ungestraft ausplündert,"

und er fährt dann fort:

„Dies alles seht ihr mit an und könnt es nicht leugnen und redet zuckersüße Worte von Toleranz und Menschenrechten und Bürgerrechten, indes ihr in uns die ersten Menschenrechte kränkt . . . Erinnert ihr euch denn hier nicht des Staates im Staate? Fällt euch denn hier nicht der begreifliche Gedanke ein, daß die Juden, welche ohne euch Bürger eines Staates sind, der fester und gewaltiger ist, als die eurigen alle, wenn ihr ihnen auch noch das Bürgerrecht in euren Staaten gebt, eure übrigen Bürger völlig unter die Füße treten werden?"

Die Behauptung, die Juden seien in alter Zeit zu ehrenhaften Gewerben nicht zugelassen worden und hätten deshalb notgedrungen zum Wucher greifen müssen, widerlegt Sombart

---

*) J. G. Fichte: „Urteile über die franz. Revolution." (1793.) Auszugsweise zu finden im Handbuch der Judenfrage", 26. Aufl., S. 63—65.

aufs nachdrücklichste. Er führt u. a. an, daß eine Kabinetts-Ordre von 1790 den Breslauer Schutzjuden gestattete, allerlei mechanische Künste zu treiben und daß es unter diesen Juden außer den tolerierten, noch privilegierte und generalprivilegierte gab, die alle christlichen Rechte im Handel und Wandel ausüben durften. Es steht fest, daß Juden zum Teil besondere Vorrechte genossen, die in der Familie erblich waren.*) Sombart hebt auch hervor, daß, wenn die Juden in Zünften wie Innungen keinen Zutritt suchten und fanden, dies hauptsächlich auf dem christlichen Charakter dieser Organisationen beruhte; das Kruzifix hielt sie zurück. Im übrigen standen schon im 12. und 13. Jahrhundert die Juden den großen Kaufleuten, den Krämern und den fahrenden Leuten inbetreff der Marktfreiheit nicht nur völlig gleich, (Freytag: Bilder a. d. Vergangenheit II), sondern sie hatten vor ihren Wettbewerbern noch sogar das Vorrecht, daß sie neben den Geistlichen, Weibern und Pilgern vor Angriffen nach Fehderecht geschützt waren, (Schröder, Rechtsgesch. I.). Es wirkte in alter Zeit eben die Religiosität der Christen einerseits und die Wesensfremdheit der Hebräer für diese in ähnlicher Weise günstig mit wie heutzutage die deutsche Feigheit und „Bildung". — Von ihrer Fremdheit hatten die Juden aber noch den besonderen Vorteil, daß sie an den Streitigkeiten der Nationen keinen Anteil zu nehmen brauchten aber desto leichter aus politischen Verwicklungen Nutzen zu ziehen vermochten — zum Schaden der beiden streitenden Teile. Sombart sagt: „Nationale Konflikte wurden geradezu eine Hauptquelle für jüdischen Erwerb." Auch als Spione (vergl. S. 156). Außerdem denke man nur an die Pachtung des Münzrechts, das die deutschen Kaiser seit dem 13. Jahrhundert den Landesherren und Städten überließen, die es ihrerseits wieder einzelnen Pächtern — darunter viele Juden — abtraten. Bis Mitte des 18. Jahrhunderts haben diese sich ungeheure Gewinne allein aus der Münzverschlechterung angeeignet." „Außen schön und innen schlimm, außen Friedrich, innen Ephraim**)" spottete der Brandenburger über die nur dürftig versilberten Groschen während des Siebenjährigen Krieges.

*) „Unter sich lebten die Juden" (im 10.—12. Jahrhundert und später) „nach dem mosaisch-talmudischen Rechte, aus dem später manche Rechtsgedanken in das allgemeine bürgerliche Recht übergegangen sind. In jeder Stadt bildeten die Juden eine Sondergemeinde" — das ist das Ghetto — „unter einem vom König auf ihren Vorschlag ernannten Judenbischof, der bei ihren Streitigkeiten untereinander die Gerichtsbarkeit ausübte." (Rich. Schröder: D. Rechtsgeschichte I, S. 91.) —

4. Jüdischer Reichtum.

Das alte Geschrei über die Bedrücktheit der Juden in alten Zeiten widerlegt sich durch die Tatsache ihrer Prachtentfaltung und ihres Wohnungsluxus. Wir erwähnten schon, wie sie nicht nur in Holland und London, sondern auch in Paris und Hamburg die prächtigsten Paläste besaßen, und die Glückel von Hameln (S. S. 133) berichtet ebenfalls von dem fürstlichen Luxus bei einer reichen Judenhochzeit in Amsterdam. Sombart bringt lange Listen von den reichen Juden aus England, Hamburg und Frankfurt a. M. aus dem 17. und 18. Jahrhundert, in denen die aufgeführten Vermögenszahlen die alte Redensart von den „armen bedrückten Juden" hinlänglich widerlegen. Er sagt:

„Diese eigentümliche und interessante Tatsache, daß die Juden immer die reichsten Leute waren, hat sich durch die Jahrhunderte unverändert erhalten und besteht noch heute wie vor 200 und 300 Jahren. Nur daß sie vielleicht heute noch ausgeprägter und allgemeiner ist, als in früheren Zeiten."***)

Den Schlüssel für dieses Geheimnis besitzen wir zur Genüge, nachdem wir die Mittel kennen gelernt haben, mit denen das Judentum seine Reichtümer erwirbt. Nur muß hier immer wieder die falsche Vorstellung bekämpft werden, als ob der Reichtum der bei uns lebenden Juden eine Bereicherung des

**) Der Jude Ephraim (Itzig & Co.) war das Haupt der Münzpächter, deren sich Friedrich der Große in seiner schwersten Zeit bedienen mußte.

***) Sombart's Buch sei besonders denkenden Sozialdemokraten zum Studium empfohlen, damit sie erfahren, wer die Urheber des angeblich von ihnen so sehr gehaßten kapitalistischen Systems und die eigentlichen Bedrücker des Volkes sind. Vielleicht überlegen sie sich dann, ob es richtig ist, aus eben diesen Kreisen ihre maßgebenden Führer zu wählen.

Volksvermögens darstelle. Stellen sich doch die Hebräer selber außerhalb der Nation; somit darf ihr Reichtum nicht zu unserem National-Vermögen gezählt werden. Im Gegenteil, der jüdische Reichtum ist die Summe dessen, was uns an Wohlstand verloren gegangen ist. Er befindet sich heute in den Händen einer fremden, feindlichen Nation, die ihn benutzt, uns zu bedrücken. Alle die gewaltigen Bankgründungen und Börsen-Spekulationen der Hebräer vollziehen sich in Wahrheit vorwiegend mit fremdem Gelde. Es handelt sich bei allem jüdischen Tun nicht um die Neuschaffung volkswirtschaftlicher Güter, sondern nur um raffinierte Besitzverschiebung. Das hat selbst ein ehrlicher Hebräer wie Konrad Alberti (Sittenfeld) zugegeben, indem er in der „Gesellschaft" von 1889 Nr. 12 schrieb:

„Niemand kann bestreiten, daß das Judentum in hervorragender Weise an der Versumpfung und Korruption aller Verhältnisse Anteil nimmt. Eine Charakter-Eigenschaft der Juden ist das hartnäckige Bestreben, Werte zu produzieren ohne Aufwendung von Arbeit, das heißt, da dies ein Ding der Unmöglichkeit ist: der Schwindel, die Korruption, das Bemühen, durch Börsenmanöver, falsche Nachrichten mit Hilfe der Presse und auf ähnliche Weise künstliche Werte zu schaffen, sich diese anzueignen und sie dann im Eintausch gegen reale, durch Arbeit geschaffene Werte von sich abzuwälzen auf andere, in deren Händen sie zerfließen, wie Helena in Fausts Armen. Die Vertreter der Korruption von Börse, Presse, Theater in meinem Roman „Die Alten und die Jungen," die Vertreter der Klasse, die sich ohne Arbeit zu bereichern sucht, sind daher Juden."

Wenn Sombart sagt, „Aus der Geldleihe ist der Kapitalismus geboren," so möchte ich hinzufügen: der Kapitalismus besteht in der Hauptsache nur durch die Geldleihe, denn unter Kapital im engeren Sinne verstehe ich nur das Leihkapital, d. h. jenes Kapital, welches ohne produktive Tätigkeit lediglich auf Zinsengewinn ausgeht und sich durch Zinsen-Aufhäufung vermehrt. Unstreitig ist der gefährliche Kapitalismus von heute lediglich aus Geldleihe hervorgegangen, denn die produktiven Vermögen unserer Groß-Industriellen sind nicht zu vergleichen mit dem Wucherkapital der Rothschild und Genossen. Das produktive Kapital der Industrie besteht ebenso wie das der Großgrundbesitzer vorwiegend aus Liegenschaften, Bauwerken, gewerblichen Anlagen und bringt nur einen Ertrag, wenn erfinderische Intelligenz, Organisations- und Arbeitskraft hinzu getan werden. Das Merkmal des bloßen Leihkapitals, des „spekulativen Kapitals" aber ist es, Ertrag zu bringen ohne Hinzutun von Arbeit. Das produktive Kapital gibt daher zugleich Hunderten und Tausenden Arbeits-Gelegenheit und Verdienst, das Leihkapital aber nimmt nur beständig von dem Ertrage fremder Arbeit hinweg — oft den Löwenanteil, — denn es sichert sich auf alle Fälle seinen Prozentsatz, auch dann, wenn die schlechte Konjunktur oder die mißratene Ernte keinen Gewinn abwirft.

Wenn man unseren naiven Volksmassen weismacht, der Bauer und Großgrundbesitzer, der verhaßte „Agrarier", sei der eigentliche Bedrücker und Ausbeuter des Volkes, so verschweigt man dabei, daß dieser Agrarier sehr häufig wiederum selbst ein Bedrückter ist und daß er oft jahraus jahrein sich abrackern muß, um für seinen Geldgeber die Hypotheken-Zinsen zu erschwingen. Der Arbeiter im Dienste der Industrie und des Handwerks ist immerhin ein freier Mann, der für redliche Arbeit einen redlichen Lohn erhält, und der sein Arbeitsverhältnis kündigen kann, wann ihm beliebt. Wer sich aber in der Zinsknechtschaft des Leihkapitals befindet, kann diese Fessel nur selten jemals abschütteln. Der mit Grundschulden belastete Besitzer ist viel weniger frei und viel weniger Herr, als der letzte Fabrik-Proletarier. Er ist Zeit seines Lebens, und oft mit Kindern und Kindeskindern, an die Scholle gekettet, die er bearbeiten muß, um für das Leihkapital die Zinsen aufzubringen. Wie töricht, den Haß und Neid des städtischen Proletariats auf diese vermeintlichen „Herren" zu lenken! In Wirklichkeit sind viele sogenannte Besitzer — selbst Groß-Grundbesitzer — heute die Hörigen des Leihkapitals. Es ist ein neues Knechtschafts-Verhältnis eingetreten, das insgeheim, für die Menge unsichtbar, besteht, dem Sklaven das Ansehen des „Herrn" und Besitzers läßt und doch den beneideten Besitzer zu einer Art Leibeigenschaft verdammt. (Vergleiche Sombart S. 223.)

Diese Leibeigenschaft wurzelt letzten Grundes in unserer falschen Einrichtung des Zinswesens. Es ist widersinnig, für ein einmaliges Darlehn den Darlehns-Empfänger mit Kindern und Kindeskindern für alle Zeiten zinspflichtig zu machen. Dieser „ewige Zins“ ist auf der einen Seite der Fluch für die produktiven Klassen, andererseits der Wurzelboden für die Macht und Herrlichkeit des Völker-Bedrückers Juda. Das Zinswesen räumt dem Geldverleiher ein Machtverhältnis ein, das in Wahrheit drückender ist, als das Herrentum und die Despotie der alten Zeit. Der Gewalthaber früherer Zeit nahm an seinen Leibeigenen immerhin Anteil und schützte sie gegen Gefahren von außen, weil mit ihrer Erhaltung auch seine eigenen wirtschaftlichen Interessen verknüpft waren. Der Geldverleiher kennt dieses Personal-Interesse an seinen Zinsgebern nicht; er verjagt sie hartherzig von Haus und Hof, sobald sie ihre Zinspflicht nicht mehr zu erfüllen vermögen. Er genießt dabei den Vorteil, daß auch der nichtverschuldete Teil der fremden Habe ihm auf diese Weise zum Opfer fällt. Er erwirbt in der Zwangsversteigerung den gesamten Besitz seines Schuldners oft für die Höhe seiner Forderung und gewinnt damit auch den Teil des Besitzes, der noch nicht verschuldet war. Er setzt einen neuen Zinssklaven in diese Habe und verfährt mit diesem, der vielleicht durch seine neue Arbeitskraft den Wert des Besitztums erhöht hat, nach Bedürfnis in gleicher Weise. Zwischen dem Zinsherrn und dem Zinsknecht hat jede menschliche Beziehung aufgehört; das Verhältnis ist nur noch ein rein mechanisches; es ist unmenschlich und seelenlos. Die Tätigkeit des Zinsnehmers entbehrt andrerseits jedes geistigen oder körperlichen Kraftaufwandes. Der Ritter der alten Zeit schützte seine Hörigen mit Speer und Schild gegen die Feinde; der Kapitalherr ist solcher Pflichten enthoben.

So ist auch die Kapital-Anhäufung zu einem rein mechanischen Vorgang geworden. Zins und Kapital häuft sich auf nach dem rein mechanischen Gesetz der Massen-Anziehung; ein völlig blöder Vorgang, jedes organischen Sinnes bar. Sombart sagt:

„In der Geldleihe hat die wirtschaftliche Tätigkeit als solche allen Sinn verloren; die Beschäftigung mit Geldausleihen hat aufgehört, eine sinnvolle Betätigung des Körpers wie des Geistes zu sein.“

Es besteht hier nur noch das eine Ziel: der materielle Erfolg, der Gewinn neuen Kapitals und damit die Machtvergrößerung des Geldleihers.

So gewinnt das Leihkapital Gewalt über andere Menschen, es gewinnt eine Herrschafts-Stellung, die weder auf leibliche, noch geistige, noch sittliche Vorzüge gegründet ist. Sie stützt sich auf eine außerhalb des Menschen liegende, rein fiktive Macht, den Kapitalbegriff. Sie vermag durch „ewigen Zins“ auf unabsehbare Zeiten hinaus fremde Arbeit sich dienstbar zu machen und alle geistigen und sittlichen Kräfte niederzuzwingen. Die Kapitalbildung durch Zins ist etwas automatisches und geistloses, denn sie vollzieht sich auch in den Händen eines Idioten wie eines moralisch verkommenen Geschöpfes — einfach durch eine Fiktion, durch eine falsche Wirtschafts-Anschauung.

„In der Geldleihe tritt zum ersten Male ganz deutlich die Möglichkeit hervor, auch ohne eigenen Schweiß durch eine wirtschaftliche Handlung Geld zu verdienen. Ganz deutlich erscheint die Möglichkeit: auch ohne Gewaltakt fremde Leute für sich arbeiten zu lassen.“

So Sombart S. 223; nur will uns scheinen, als ob das Zins-Einstreichen kaum den Namen einer „wirtschaftlichen Handlung“ verdient.

Nach solchen Einsichten dünkt es uns sonderbar, wenn gerade in der geldkapitalistischen jüdischen Presse fortwährend ein scharfer Haß genährt wird gegen das Herrentum der alten Zeit und gegen alle Zustände, die noch einigermaßen an jenes erinnern. Feudal-Herrschaft, Rittertum, Adel sind mittelalterliche Begriffe und als solche fortgesetzt Angriffsziele der sogenannten „liberalen“ Presse. Mit welchem Recht und zu welchem Zweck? Doch wohl nur, um das betörte, geschichtsunkundige Volk nicht spüren zu lassen, wie es heute unter neuen Tyrannen, den Zins-Gewalthabern, schmachtet, die viel selbstsüchtiger und brutaler zu Werke gehen, als der rücksichtsloseste Feudalherr des Mittelalters jemals getan hat.

XIII.

Geschäft und Religion.

Sombart spricht spöttisch von den „schröcklichen Aussprüchen", die Pfefferkorn, Eisenmenger, Rohling, Dr. Justus und Genossen aus den jüdischen Religionsbüchern herausgezogen hätten. Es wäre gut gewesen, wenn er seinen Lesern eine kleine Probe von diesen „Schröcklichkeiten" vorgesetzt hätte, denn so oft diese Aussprüche auch von anderen gewissenhaften Gelehrten nachgeprüft wurden: sie behielten immer dasselbe Gesicht. Und wenn nun die Auslegungskünste der Juden nach dem Rezept in Kapitel V geübt werden, so wird man verstehen, daß der Hebräer noch ganz andere und schlimmere Dinge aus jenen Lehren herauslesen kann, als es der gewissenhafte christliche Übersetzer vermag. Derselbe Sombart, der uns kurz vorher berichtet hat, wie durch den Talmud die gesamte jüdische Geisteswelt in Erstarrung verfallen sei und wie jedes Pünktchen, jeder Buchstabe, jedes Wort seine wichtige Bedeutung habe, bringt es fertig, einige Seiten später leichthin zu sagen: „Naturgemäß haben diese Einzellehren in all den langen Jahrhunderten je ganz und gar verschieden gelautet." Das stimmt nicht. Richtig ist nur, daß im Talmud mit seinen Kommentaren die verschiedenartigsten Meinungen der Rabbiner laut werden, und daß die dort gegebenen Lehren und Auslegungen sich häufig widersprechen; das will aber nur sagen: jeder gläubige Jude hat es im Belieben, diese oder jene Lehre und Auslegung, wie sie ihm gerade besonders genehm ist, als die gültige aufzufassen. Wenn nun an einer Stelle steht: „Du darfst den Goi nicht belügen, betrügen oder bestehlen" und ein anderer Rabbi sagt: „Du darfst es unter Umständen doch tun," so ist dem gläubigen Talmudjuden ein weiter Spielraum für sein Gewissen eröffnet. Er kann so oder so verfahren und wird sich immer im Einklang mit dem Gesetz befinden, immer ein talmudfrommer Jude sein.

Aus jenen Widersprüchen in den rabbinischen Schriften entspringt nun aber das wohlfeile Vexierspiel, das die Rabbiner von jeher mit den Nichtjuden treiben. Bringt jemand eine Talmudstelle, in der es heißt: Du darfst dem Goi Unrecht tun, so weiß der Rabbi sofort eine andere aufzuschlagen, wo es heißt: Du darfst es nicht tun. Die Talmudmoral ist eben ein Zauberkasten mit doppeltem Boden, aus dem man nach Belieben Moralisches und Unmoralisches herauszuholen vermag. Es ist daher frivol von Sombart, wenn er mit Bezug auf die ernsten wissenschaftlichen Studien, die christliche Gelehrte im Talmud betrieben haben, redet von dem „wahrhaft läppischen Spiele, das die Antisemiten und ihre christlichen oder jüdischen Gegner seit Menschengedenken aufführen." Es fragt sich nur, von welcher Seite dieses Spiel läppisch ist. Ein Vexierspiel aber treibt Sombart selber, wenn er in Bezug auf diese Dinge sagt:

„Soweit die Religionsschriften von den Laien selber gelesen werden, erscheint mir als das Wesentliche, daß darin überhaupt eine bestimmte Meinung in irgend einer Frage ausgesprochen wird. Gleichgültig ist es, ob daneben die entgegengesetzte Meinung auch vertreten wird, denn für den Frommen, der sich an jenen Schriften erbaut, genügt die Ansicht, um mit ihr seine Interessen, wenn sie in gleicher Richtung verlaufen, zu verteidigen."

Nach dieser Logik möchte man glauben, Sombart sei auch in die talmudische Schule gegangen, denn das ist eine echt rabbinische Vexiermeinung: Es genügt eine Ansicht, wenn sie dem Leser gerade paßt! — Ganz recht. Wenn nun aber zwei entgegengesetzte Ansichten dastehen, so hat der fromme Leser Gelegenheit, sich diejenige auszusuchen, die ihm besser gefällt. Und man wird zugeben, daß das eine recht windige Moral ist. Sombart setzt noch hinzu: „Da hier alles Gottes Offenbarung ist, so ist eine Stelle so viel wert, wie die andere." Richtig! Da haben wir die Moral mit doppeltem Boden — von einem nichtjüdisch-sein-wollenden Gelehrten offenkundig verteidigt!

In der Tat beweisen die rabbinischen Schriften, die doch gewiß von den geistig Hervorragenden des Volkes geschrieben sind, daß den Juden das Gefühl für wahre Sittlichkeit, das ethische Bewußtsein, völlig abgeht. Es gibt für sie kein Gut

und Böse; alles wird nur gemessen am augenblicklichen Vorteil. Ein naiver Grübler wie Friedrich Nietzsche erblickte darin bewundernd einen „höheren Stil in der Moral“ und fühlte sich versucht, sein „Jenseits von Gut und Böse“ zu schreiben. Er ahnte nicht, wie er damit dem morallosen Judentum den Weg bereitete. Für bauende und schaffende Völker, für wirkliche Kulturvölker gibt es kein Jenseits von Gut und Böse; sie brauchen strenge Maßstäbe und Wagschalen zur Unterscheidung des Aufbauenden und des Zerstörenden, des Erhaltenden und des Zersetzenden. Nur der Hebräer, der nichts aufzubauen hat, vermag sich den Luxus zu leisten, „jenseits von Gut und Böse“ zu leben.

Ehrlicher ist es, wenn Sombart gesteht:

„Ich finde in der jüdischen Religion dieselben leitenden Ideen, die den Kapitalismus charakterisieren; ich sehe sie von demselben Geiste erfüllt, wie diesen.“

In der Tat, der gewissenlose Räubergeist, der den modernen Kapitalismus in seiner schlechtesten Ausprägung, den Mammonismus, kennzeichnet, erfüllt auch die talmudisch-rabbinische Lehre. Für dieses Zugeständnis darf man Sombart dankbar sein. Er sagt weiter, — und auch das ist wegen seiner Ehrlichkeit zu billigen — diese Religion sei

„nicht aus einem unwiderstehlichen Drange, nicht aus der tiefen Herzensinbrunst zerknirschter Seelen, nicht aus dem Taumel wonnetrunkener anbetender Geister heraus entstanden, sondern aus einem vorbedachten Plane heraus, als eine ausgeklügelte Abwickelung gleichsam einer diplomatischen Aufgabe.“

Er bezeichnet sie als ein Verstandeswerk, darauf berechnet, alle natürliche Welt zu zerstören und sich zu unterwerfen. — Wie wunderbar trifft er hier mit der Auffassung der verspotteten Antisemiten zusammen, die seit 30 Jahren das gleiche sagen!

Zweifellos ist die jüdische Lehre der eitelgewordene Verstand, der allen Zusammenhang mit den Grundgesetzen des natürlichen Werdens verloren hat und das Leben, losgelöst von Vernunft und Seele, zu einem Rechenexempel gestalten möchte. Das Wort Rationalismus, das man gern für solche Geistesart

und Lebensanschauung anwendet, ist hier nicht zutreffend. Ratio bedeutet immerhin die Vernunft, d. h. das mit den natürlichen Gesetzen in Einklang stehende Denken; Vernunft ist nicht bloß Verstand, sondern allenfalls mit Instinkt gepaarter Verstand, begabt mit dem feinfühlenden Durchdringen des Wesens der Dinge. Bloßer Verstand aber ist Rechenkunst ohne Instinkt, ohne Gefühl. Und dieser Art ist das jüdische Denken. Wenn in volkstümlicher Anschauung der Teufel als dumm gilt, so ist damit in treffender Weise das rein verstandesmäßige Rechnen der Bosheit gekennzeichnet. Denn dieses instinktlose Rechnen betrügt sich schließlich immer selber, weil es — ohne Einklang mit der Natur — im letzten Grunde immer falsch rechnet. Wenn Sombart sagt: „Rationalismus ist der Grundzug des Judaismus, wie des Kapitalismus“, so meinte er das eitle Verstandeswerk, das bloße Rechenexempel. Und wenn er weiter sagt: „Die jüdische Religion kennt kein Mysterium,“ so müßte er richtiger sagen: kennt keinen Idealismus und keine wahre Sittlichkeit, kein Ethos. Wenn er ferner von den alten Religionen behauptet, sie seien immer bereit gewesen, eine Tat, der man sich schämte, oder die man bereute, der Gottheit zuzuschreiben, so trifft das in hervorragendem Maße doch nur auf die jüdische Lehre zu. Schon im Alten Testament werden allerlei Schandtaten, die das Volk Juda gegen andere Völker verübt, angeblich immer auf das Geheiß ihres Gottes Jahweh begangen; und im Talmud setzt sich dieses Spiel fort. Jahweh billigt nicht nur allerlei schlimme Dinge, sondern er selber, als Personifikation des jüdischen Wesens, begeht Lug und Trug. Schon der Philosoph Ludwig Feuerbach bezeichnete die sogenannte jüdische Religion als ein bloßes geschäftliches Vertragsverhältnis zwischen Juda und seinem Gotte. Nichts steht in diesen Gesetzen und Lehren, das nicht auf den materiellen Nutzen der Kinder Israel hinzielte. Jahweh verlangt von seinem Volk Gehorsam und verspricht ihm dafür als bares Entgelt: Reichtum und langes Leben. „Der Utilitarismus, der Nutzen, ist das oberste Prinzip des Juden-

tums," heißt es bei Feuerbach. „Die Juden haben sich in ihrer Eigentümlichkeit bis auf den heutigen Tag erhalten; ihr Gott ist das praktischste Prinzip von der Welt: der Egoismus, und zwar der Egoismus in der Form der Religion." Dasselbe sagt Ernst Renan (Hist. des lang. sém.).

Nicht anders Sombart inbezug auf die jüdische Lehre:

„Es gibt keine Art der Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen, die sich nicht in der Form vollzöge, daß der Mensch etwas der Thora gemäßes leiste und von Gott dafür etwas Entsprechendes empfange."

Aber auch Jahweh leistet nur gegen bare Zahlung seinem Volke etwas. Er ist kein Gott der selbstlosen Liebe, sondern ein echter Geschäftsmann wie der Jude selber; und so fehlt denn der gesamten jüdischen Religion jeder höhere sittliche Leitstern. Da ist nichts, was den Menschen über sich selbst hinaushebt, keine selbstlose Aufopferung, keine Begeisterung für Ideale. Immer nur

„ein beständiges Abwägen des Vorteils oder Schadens, den eine Handlung oder Unterlassung bringen kann, eine sehr verwickelte Buchführung, um das Forderungs- bezw. Schuldkonto des Einzelnen in Ordnung zu halten."

Solcherart ist nach Sombart die jüdische Frömmigkeit. Und wie nun im jüdischen Denken sich alles um Leistung und Gegenleistung, um bare Bezahlung und Erwerb dreht, so wird auch in der sogenannten jüdischen Religion der Gelderwerb zum einzigen und höchsten Lebenszweck. Der Schachergeist verpflanzt sich bei dem Juden bis in den Gottesdienst hinein, von dem Sombart uns berichtet, daß er in manchen Fällen sich zu einer förmlichen Auktion auswachse. So werden z. B. die Thora-Ämter in der Synagoge an den Meistbietenden versteigert (Sombart S. 249). Er bestätigt auch, daß die Rabbiner meist selbst große Geschäftsleute waren (vgl. auch S. 74); und so müssen wir ihm denn auch Recht geben, wenn er andeutet, das jüdische Religionssystem habe die kapitalistische Laufbahn des Judentums befördert. Mit anderen Worten: die sogenannte jüdische Religion ist nichts anderes als die Einkleidung kluger Geschäftsgebräuche in ein religiöses Gewand.

Es ist nun gewiß nicht ehrenvoll für ein Volk, eine Sittenlehre erfunden zu haben und bis auf den heutigen Tag zu billigen, die in Wahrheit frei ist von aller Sittlichkeit. Aber wie sollte der Hebräer nicht zäh an dieser überlieferten Lehre hängen: hat er doch mit ihrer Hilfe den Erfolg auf seiner Seite! Wie sollte er seinen Jahweh nicht hochschätzen, der ihm ein so vortrefflicher Ratgeber im Geschäftemachen ist? Es ist eine verhängnisvolle Schwäche der anderen Völker, daß sie ihr Verhältnis zum Juden bisher nicht klar durchschauten und die Mittel und Wege der jüdischen Bereicherung nicht aufdeckten. So ist der Jude in dem Wahn erhalten worden, als besitze er nicht nur eine höhere Intelligenz, als die übrigen Menschen, sondern als sei auch seine Religion eine bessere. Er wird erst ernüchtert werden, wenn die Völker endlich Abrechnung mit ihm halten, wenn er erlebt, daß der Rechenmeister Jahweh, entlarvt und von seinem Throne gestürzt, ihn nicht länger zu schützen vermag.

* * *

Es kann in der Tat keinen tieferen Gegensatz geben, als den unirdisch hochgespannten Idealismus Christi, der die materielle Welt mißachtet, und den nur auf materiellen Vorteil und irdischen Genuß gerichteten Geist des Rabbinismus. Sombart sagt:

„Die Juden stehen damit im schroffsten Gegensatz zu den Christen, denen die Religion die Freude an dieser Welt nach Kräften zu vergällen versucht hat. Ebenso oft wie in den Schriften des Alten Testaments der Reichtum gepriesen wird, ebenso oft wird er im Neuen Testamente verflucht und die Armut verherrlicht."

Es ist also einleuchtend, warum der fromme Christ und der fromme Jude im Erwerbsleben eine ganz ungleiche Rolle spielen. Der Christ sucht zu erwerben, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, der Jude will Reichtum aufhäufen, um zu genießen und zu herrschen. Und hierbei erhebt sich die Frage: Ist nicht die welt-abgewandte Religion des Christentums vielleicht unbewußt ein Hilfsmittel gewesen, um die arischen Völker in die goldenen Fesseln des Judentums zu schlagen? —

Aber während die Lebensanschauungen und sittlichen Pflichten der arischen Völker sich im Laufe der Zeit gewandelt haben und immer freier und humaner geworden sind, gilt das gleiche vom Judentum nicht. Sein Gesetz ist starr und unwandelbar bis auf den heutigen Tag: Das Judentum hat seit 3000 Jahren keine sittlichen Fortschritte zu verzeichnen. Was geschrieben steht, steht geschrieben, und gilt heute, wie am ersten Tage, wo es, der Legende nach, Mose auf dem Sinai von Jahweh selbst diktiert erhielt. Das jüdische Gesetz ist der starre Buchstabenglaube mit Ausschaltung aller eigenen Vernunft und alles freien Ermessens. Es macht den Gläubigen zum stummen Knecht. Das Judentum ist in Wahrheit die Religion der Knechtseligkeit. Wenn immer wieder davon gefabelt wird, die Juden wären unsere Lehrmeister in sittlich-religiösen Dingen gewesen und hätten uns gleichsam erst eine Religion geschenkt, so spricht daraus nur völlige Unkenntnis oder bewußte Entstellung der Tatsachen. Das Volk Juda war niemals sittlich und fromm in unserm Sinne; es besitzt für diese Gebiete überhaupt kein Empfindungsvermögen. Und wer die blinde Buchstabenknechtschaft des Hebräers als das höchste Maß der Frömmigkeit ansehen möchte, der verkennt doch völlig die geistig-sittliche Natur des echten Menschen. Wahrhaft religiös ist, wer beständig nach den tiefsten Zusammenhängen des natürlichen und sittlichen Geschehens forscht und seine Erkenntnis beständig erweitert, indem er sein eigenes Tun nach den Wirkungen abmißt und beurteilt, nicht aber blindlings und urteilslos am Buchstaben hängt. Lagarde sagt zutreffend: „Eine Religion ist nur lebendig, solange an ihr gebaut wird." In der Tat kann nur das beständige Streben nach sittlicher Vervollkommnung und das fortwährende Suchen und Vertiefen der sittlichen Einsichten das Wesen wahrhafter Religiosität ausmachen. Wo es dergleichen nicht gibt, da ist keine Religion; und im Judentum gibt es das nicht! Dem Buchstabenknecht, der kritiklos der altüberkommenen Lehre sich fügt und höchstens mit feigem Deuteln sich um die Vorschriften derselben herumzudrücken sucht, dem fehlt nichts so sehr als

religiöses Bewußtsein. Und so kann denn die jüdische Lehre auch von diesem Standpunkte aus keinen Anspruch auf den Namen einer Religion erheben.

Bei Sombart heißt es in Bezug auf die Thora Israels:

„Die darin enthaltenen Gebote und Verbote Gottes sind von dem Frommen strengstens zu halten: ob groß oder klein; ob sie ihm sinnvoll oder sinnlos erscheinen; sie sind zu erfüllen, strengstens, so wie sie dort stehen, aus dem einfachen Grunde, weil es Gottes Gebote sind."

Also: Vernunft und eigenes Denken, eigenes Sittlichkeitsgefühl und Gewissen sind ausgeschaltet, — notwendiger Weise — um das Judentum für die sonderbare Aufgabe geeignet zu machen, die ihm nun einmal als Weltmission gestellt ist: die Völker materiell und sittlich zugrunde zu richten und ihren Besitz an sich zu reißen. Das Judenvolk ist das willenlose Werkzeug einer abstrakten Idee, die zum „Gott" erhoben wurde und deren letztes Ziel die Ausraubung und Vernichtung der ehrlichen Menschheit ist. Die treibende Kraft in diesem Kampfe ist der Menschenhaß, der lebensfeindliche Wille, der böse Geist.

Oberflächlich gesehen, d. h. für alle diejenigen, denen das Wesen wahrer Religiosität fremd ist, kann die jüdische Lehre freilich als das Muster einer Religion erscheinen, da sie sich auf die geringfügigsten Lebensvorgänge (z. B. auf das Verhalten im Abort) erstreckt und alle Vorschriften unmittelbar als Gebote Gottes hinstellt. Zudem besitzt die Judensprache, wie schon Goethe hervorhob, ein besonderes Pathos und bedient sich gern der überschwänglichsten Ausdrücke. Jedoch die hochklingenden Worte dürfen nicht täuschen. Auch im gewöhnlichen Leben ist es oft so, daß derjenige über den reichsten Wortschwall und die klangvollsten Ausdrücke verfügt, der am wenigsten mit dem Herzen bei der Sache ist, während dort, wo die Seele von überschwellendem Gefühl bedrückt wird, oft das Wort versagt. Die Wort- und Schriftsprache der Juden nennt zuweilen mit hohen überschwänglichen Namen, was durchaus niedrig, weltlich, ja sogar unsittlich ist, und dadurch wird der Anschein der Religiosität auch da erweckt, wo solche gar nicht vorliegt. Andererseits erhöht der blinde Gehorsam, der

knechtisch sich dem Buchstaben des Gesetzes fügt, die Macht der geschäftlichen Verwalter dieser „Religion", der Rabbiner; und so ist es erklärlich, wenn die scheinbare Frömmigkeit der Juden herrschsüchtigen Priestern mustergiltig erscheint.

In Wahrheit haben die Hebräer viele weihevolle Worte den Religionen älterer tiefer veranlagter Völker entlehnt, um dahinter ihr weltliches selbstsüchtiges Streben zu verbergen. Wenn ein verhältnismäßig aufrichtiger Hebräer, wie Dr. Jakob Fromer behauptet, im Judentum sei alles Ethik,*) so will er damit wohl nur sagen: alles darin ist auf praktische Zweckmäßigkeit berechnet; denn der Begriff des Ethischen ist auch diesem Manne fremd. Ich möchte glauben, daß der Hebräer unter Ethik die Kunst versteht, allen Handlungen, auch den niedrigsten, einen guten Anschein zu geben, ihnen ein frommes Mäntelchen umzuhängen, sei es auch nur dadurch, daß man diese Handlung als im Willen Gottes liegend hinstellt. Beispielshalber brächte ein Hebräer, der einen Menschen bestehlen will, es fertig, seine Absicht in die Worte einzukleiden: „Herr mein Gott, du hast deinem Diener Gewalt gegeben über die Habe des Fremden, und siehe, ich beeile mich, deinen göttlichen Willen zu tun." —

Auf solche Weise hat der Hebräer in das Menschenleben ein Prinzip der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei hineingetragen, das von aller Natürlichkeit und Sittlichkeit entblößt ist und die übrige Menschheit ebenfalls von Natur und Vernunft abzuziehen trachtet. Und dieses feindliche Prinzip wirkt mit erstaunlichem Erfolg, und steht im Begriffe, die Menschheit auf die Entartungsstufe des Juden hinabzudrücken.

Man darf sagen: das Judentum ist ein Versuch, das Menschenleben von der Natur loszulösen und zu einem rein verstandesmäßigen Rechenexempel zu gestalten. Hierin besteht die gerühmte „Intellektualität" des Hebräertums. Allein, ein

*) Siehe Dr. Jakob Fromer: „Das Wesen des Judentums." — Der Verfasser ist übrigens wegen mancher offenherzigen Kritik von seinen Glaubensgenossen böse zugerichtet worden.

Leben ohne Zusammenhang mit der Natur ist auf die Dauer nicht möglich; und wie der Hebräer mit seinem zersetzenden Verstandeswesen nirgends vermochte, einen eigenen Staat zu erhalten, eine selbständige, in sich abgeschlossene und durch sich selbst bestehende Gesellschaft und Kultur zu schaffen, so trägt er den Zersetzungsgeist auch in die Kulturvölker hinein. In allen Stücken zeigt der Hebräer die Züge des Parasiten. Er gewinnt seine Existenzmittel nicht unmittelbar aus der Natur, aus dem Boden, sondern erst durch die Vermittlung eines anderen Lebewesens, an dessen Gliedern er sich festsaugt. Aber der Parasit pflegt, wenn ihm nicht gewehrt wird, die Säfte und Kräfte des Wirtstieres zu verzehren und, wenn er dann nicht auf einen andern Nährgrund übersiedeln kann, mit dem Wirtstiere selbst zu Grunde zu gehen. In der Parasiten-Natur steckt sonach wenig Vernunftgemäßes, viel mehr eine blindgierige Dummheit, die schließlich die Grundlagen des eignen Seins zerstört. Die Juden sind also nicht, wie Sombart meint, „Rationalisten," sondern vernunftlose, kurzsichtige Verstandesmenschen und schlechtweg Schmarotzer.

In seiner Abgewendetheit von allem Natürlichen kennt der Hebräer auch keine unbefangene Freude an der Natur. Eine blühende Blume, ein singender Vogel sind ihm wesenlos; er nimmt sie kaum wahr.*) Menschliche Gemütsregungen, die seiner nüchternen Vorteilsjägerei im Wege stehen könnten, Zuneigung und Mitgefühl gegen andere Geschöpfe dünken ihn töricht. Die talmudische Lehre hat für solche Dinge keinen Raum. Wohl aber bildet der Rabbinismus für den Judengeist eine straffe Schulung, die höchstens in den Exerzitien der Jesuiten ein Gegenstück findet. Alles ist hier darauf berechnet, den Geschulten zu einem harten Werkzeug eines fremden Willens zu machen. Herzensgüte und Weichheit des Gemüts dürfen nicht geduldet werden, weil sie die Zweckmäßigkeit des Handelns be-

*) Heinrich Heines Einteilung der Pflanzen in solche, die man essen und solche, die man nicht essen kann, ist lediglich echt jüdische Naturauffassung.

einträchtigen könnten. Einen „Zweckmittel-Mechanismus" nennt Sombart die jüdische Lehre.

Manches freilich in den rabbinischen Schriften klingt recht tugendsam und wacker; so vor allem das fortwährende Eifern gegen die Unzucht, ja die Verpönung des Weibes und aller natürlichen Sinnenfreude. „Laß deine Augen nicht lüstern weilen auf Frauenzimmern, verschließe dein Ohr ihrer Stimme, laß dein Auge nicht an ihrer Gestalt haften. Selbst das Kleid des Weibes sollst du nicht gefällig ansehen!" So tönt es fortgesetzt; aber wie stimmt das mit der Praxis zusammen? Seit der Urväterzeit bis auf heute kennen wir die Hebräer als die schamlosesten Weiberjäger. Und wer die Geschichte der jüdischen Unzucht schreiben wollte, der würde unendliche Bände füllen müssen.

Wenn die Talmudrabbiner so eifrig vor der Unzucht warnen, so scheint hierfür die Furcht vor der eigenen Schwachheit eine Hauptursache zu sein. Selbst Sombart gibt zu, daß wir es in den Juden mit einem übermäßig zur Geschlechtlichkeit veranlagten Volk zu tun haben, das Tacitus bereits bezeichnete als eine „projectissima ad libidinem gens". Wie der Hebräer in Allem Unnatur ist, so ist er es auch in diesem Punkte; sein Trieb und sein Begehren gehen auch hier über alles vernünftige Maß hinaus.

Absonderung der Juden. Kommen wir auf das Verhältnis zwischen jüdischer Religion und Kapitalismus zurück. Auch Sombart gesteht zu, das Ziel der jüdischen Lehre sei: ein Leben gegen die Natur oder neben der Natur zu führen, um ein wirtschaftliches System wie das kapitalistische, das ebenfalls wider die Natur und neben der Natur sich aufbaut, zu entwickeln. Und er meint, die Religion der Juden müßte hierzu als Mittel dienen.

„Damit der Kapitalismus sich entfalten konnte, mußten dem naturalen, dem triebhaften Menschen erst alle Knochen im Leibe gebrochen werden, mußte erst ein spezifisch verstandesmäßig ausgestalteter Seelenmechanismus an die Stelle des urwüchsig originalen Lebens gesetzt werden, mußte erst gleichsam eine Umkehrung aller Lebensbewertung eintreten. Der homo capitalisticus ist das künstliche und kunstvolle Gebilde, das aus dieser Umkehrung schließlich hervorgegangen ist."

Man dürfte nun fragen: was war denn der Anlaß zu diesem seltsamen Ziele? Welcher natürliche Mensch konnte das Bedürfnis hegen, alle seine natürlichen Triebe zu verleugnen und umzukehren?

Hier ist nun nicht, wie Sombart meint, und wie man gemeiniglich glaubt, der Hebräer das Erzeugnis einer raffiniert ausgeklügelten Lebenslehre, als vielmehr: die seltsame Lehre entspringt aus der Abkunft des Hebräers und seiner Stellung zur ehrlichen Gesellschaft. Es besteht die Vermutung, daß das Judentum hervorgegangen sei aus den ausgestoßenen Elementen der alten morgenländischen Kulturvölker;*) man hat an die Tschandala der Inder erinnert, die aus den ehrenhaften Kasten ausgeschlossenen Entarteten und Verbrecher, um eine einleuchtende Erklärung für die Seltsamkeit der hebräischen Geistesart zu finden. Die Ausgestoßenen, von den übrigen Kasten Verachteten, rächten sich dadurch, daß sie alle sittlichen Begriffe verhöhnten und auf den Kopf stellten. Was anderen heilig war, gaben sie der Verachtung preis; sie priesen dagegen die Eigenschaften und Gesinnungen, die anderen als verächtlich galten. „Unheilig ist dort alles, was bei uns heilig gilt; andererseits ist ihnen erlaubt, was uns ein Greuel dünkt," so kennzeichnet Tacitus die Juden. In der Tat ist das Judenwesen eine Umkehrung aller Anschauungen der gesitteten Menschheit. Mag es bewußt oder unbewußt geschehen sein: die Hebräer kehrten auch in der Namengebung viele Dinge um; die Ausgestoßenen nannten sich die „Auserwählten". Aus der gezwungenen Abschließung — die Tschandala durften nicht zwischen den ehrenhaften Kasten wohnen — machten sie eine freiwillige Absonderung; schließlich erhoben sie ihre Abschließung zum Gesetz und blickten nun ihrerseits — wie die Zigeuner und

*) Siehe Fritsch: Handbuch der Judenfrage, 27. Aufl. S. 236.

die fahrenden Leute des Mittelalters — verächtlich auf alle außerhalb ihres Bundes Stehenden.

Die Absonderung der Juden von der übrigen Menschheit, auf die man hinzuweisen pflegt wie auf etwas Grausames, ist von jeher eine freiwillige gewesen; sie wurden nicht ins Ghetto gezwungen, sondern vereinten sich freiwillig in demselben, um ihre absonderlichen Sitten ungestört zu pflegen, und auch, weil ihr Gesetz die Berührung mit anderen Menschen verbot. Es war daher ein Entgegenkommen der öffentlichen Behörden, wenn sie den Hebräern erlaubten, eigene Judenviertel zu errichten. Dies gestehen manche jüdische Geschichtsschreiber auch unumwunden zu mit der Begründung, daß eben das Ghettoleben an der Erhaltung des jüdischen völkischen Wesens hauptbeteiligt war. Sombart sagt:

„Die Juden selbst haben das Ghetto geschaffen, das ja auch vom nichtjüdischen Standpunkte aus ursprünglich eine Konzession, ein Privilegium, nicht etwa eine Feindseligkeit bedeutete. Sie wollten abgesondert leben, weil sie sich erhaben dünkten über das gemeine Volk ihrer Umgebung; weil sie als das auserwählte, das priesterliche Volk sich fühlten." — „Ihre fremdenfeindliche Gesinnung, ihre Abschließungs-Tendenz reicht ja weit in das Altertum hinauf."

War ihnen doch schon in ältesten Zeiten verboten, Mischehen mit anderen Völkern einzugehen, und das Alte Testament ist ja voll von Ausbrüchen der Verachtung gegen die Umwelt: Edom und die Kanaaniter.

Der von Gefühlsmenschen so oft ausgehende Vorwurf, die Juden wären so geworden, wie sie sind, infolge der Verachtung und Ausschließung, die sie von Seiten anderer Völker erfahren hätten, ist also ganz hinfällig. Die Juden schlossen sich selbst vielmehr von anderen Völkern aus; sie hielten sich für eine Besonderheit, die über allen Völkern stehe und blickten darum geringschätzig auf diese herab. „Die Juden wollten und mußten so leben nach ihrem Schicksale, das ihre Religion war," meint Sombart. Die Wirtsvölker sind den Juden oft mit Wohlwollen und Vertrauen entgegengekommen; sie genossen — auch im Mittelalter — nicht nur alle Rechte, sondern oft geradezu Vorrechte, namentlich unter dem Regiment des Krummstabes (vgl. S. 20 u. ff.). Ein Bischof namens Haußmann baute ihnen zu Speyer im 11. Jahrhundert eine wohlbefestigte Judenstadt, von der aus sie wahre Raubzüge in das Land unternahmen, ohne daß man ihnen beikommen konnte. Gestohlenes Gut, das bei ihnen gefunden wurde, brauchten sie nicht zurückzugeben oder konnten einen beliebigen Preis dafür fordern.

„Die wichtige Folge dieser von der Religion bewirkten Zusammenschließung und Absonderung des jüdischen Volkskörpers für das Wirtschaftsleben war nun aber die von uns schon in ihrer Bedeutung gewürdigte Fremdheit: daß aller Verkehr der Juden, sobald sie aus dem Ghetto heraustraten, ein Verkehr mit Fremden wurde,"

so heißt es bei Sombart. Die Fremden aber sind, wie wir aus unseren Einblicken in die talmudischen Schriften (Abschn. V) erfahren haben, Rechtlose, Tiere, Gegenstände der Ausbeutung. An diesen Fremden war vor allen Dingen der Wucher erlaubt, ja geboten; und wenn sich in den talmudischen Schriften auch Stellen finden, die das Gegenteil zu lehren scheinen, so sind sie nur die im rabbinischen Judentum üblichen Verbrämungen, die den wahren Sinn verschleiern sollen. Das gesteht selbst Sombart ein:

„Ich habe die Empfindung, als diente ein großer Teil dieser Diskussionen ausschließlich dem Zwecke, den außerordentlich klaren Tatbestand, wie er durch die Thora geschaffen ist, durch allerhand Sophismen zu verdunkeln."

Also: an den Fremden magst du Wucher nehmen, heißt es schlechtweg in der jüdischen Lehre (5. Mos. 23, 20); und je mehr unrechtes Gut der Hebräer in seinem Leben zusammengebracht hat, mit desto zufriedenerem Gefühl darf er auf sein Leben zurückblicken, denn er hat ja so aufs beste seinem Gotte gedient, jenem Jahweh, der die Beraubung und Ausrottung aller Völker der Welt ersehnt. „Während der fromme Christ," heißt es bei Sombart weiter,

„der Wucher getrieben hatte, sich auf seinem Totenbette in Qualen der Reue wand und rasch vor dem Ende noch sein Hab und Gut von sich zu werfen bereit war, weil es als unrecht erworbenes Gut auf der Seele brannte, überblickte der fromme Jude an seinem Lebensabend schmunzelnd die wohlge-

füllten Kästen und Truhen, wo die Zechinen angehäuft lagen, die er in seinem langen Leben dem elenden Christenvolke abgezwackt hatte. Ein Anblick, an dem sein frommes Herz sich weiden konnte, denn jeder Zinsgroschen, der da lag, war ja fast wie ein Opfer, das er seinem Gotte dargebracht hatte." (Sombart S. 287.)

Sombart meint, nur Unkenntnis oder Böswilligkeit könne es leugnen, daß die Stellung der „Fremden" im jüdischen Recht eine Ausnahmestellung war, und daß die Verpflichtungen des Juden sich immer nur auf den „Nächsten", d. h. auf den jüdischen Stammesgenossen bezögen. Und er setzt hinzu:

„Aber an dem Grundgedanken: dem Fremden schuldest du weniger Rücksicht, als dem Stammesgenossen, ist seit der Thora bis auf heute nichts geändert worden."

Das ist ein wichtiges Zugeständnis und darf denjenigen immer wieder entgegengehalten werden, die da meinen, die jüdische Lehre sei heute nicht mehr in Wirksamkeit, und der Talmud enthalte überwundene Anschauungen. Durch diese Worte widerlegt zugleich Sombart seine obige Ansicht, daß sich die Talmud-Lehre im Laufe der Jahrhunderte geändert hätte.

„Diese ganz vage Auffassung: am Fremden darfst du einen Schmu machen, darfst auch im Verkehr mit ihm fünf gerade sein lassen, du begehst damit keine Sünde, wurde nun wohl dort noch befestigt, wo sich jene formale Rabulistik im Talmudstudium entwickelte, wie in vielen Gemeinden des Ostens Europas" (Sombart S. 289).

Selbst der von Unparteilichkeit sonst weit entfernte jüdische Geschichtsschreiber Graetz gesteht zu:

„Drehen und Verdrehen, Advokatenkniffigkeit, Witzelei und voreiliges Absprechen gegen das, was nicht in ihrem Gesichtskreise lag, wurde das Grundwesen des polnischen Juden. Biederkeit und Rechtsinn waren ihm ebenso abhanden gekommen, wie Einfachheit und Sinn für Wahrheit."

Wir meinen allerdings, daß es sich im Punkte der sittlichen Fahrlässigkeit beim Juden nicht um ein Abhandenkommen handelt, sondern um einen Urerbfehler; denn wir finden ja diesen Zug nicht nur seit der Entstehung des Talmud, sondern selbst schon im Alten Testament. Man vergleiche nur, wie verräterisch die Söhne Jakobs mit den ehrlichen Hevitern umsprangen, die

sie zur Beschneidung überredeten und dann während des Wundfiebers überfielen und erschlugen. (1. Moses 34.)

Bemerkenswert ist, wie die Rabbiner in ihren talmudischen Schriften sich eingehend mit allerhand geschäftlichen Praktiken befassen; und es ist wiederum echt talmudisch, wenn dabei immer zum Scheine vor unsittlichen Gebräuchen gewarnt wird, während die Verbote hinterher wieder aufgehoben und für erlaubt erklärt werden. So schreibt Rabbi Jehuda in einem Atem:

„Der Krämer soll den Kindern nicht Sangen und Nüsse verteilen, weil er sie dadurch gewöhnt, zu ihm zu kommen — die Weisen jedoch erlauben es. Auch darf man nicht den Preis verderben — die Weisen jedoch meinen: sein Andenken sei zum Guten (d. h. es wäre eine löbliche Gewohnheit). Man soll nicht die gespaltenen Bohnen auslesen, entscheidet Abba Saul — die Weisen dagegen erlauben es."

Hier ist die zwiespältige Moral des Talmuds in der schlichtesten Weise zum Ausdruck gebracht — ohne irgend ein Bewußtsein, daß hier Widersinniges und Unsittliches gelehrt wird. Das will besagen: Alles ist verboten und alles ist erlaubt; sehet zu, wie ihr am besten fahret. Die Bearbeiter des Schulchan aruch haben diese Frage aber ganz unverhohlen ins Klare gebracht; sie sagen in Koschen hammischpat 228, 18:

„Dem Krämer ist es erlaubt, den Kindern, die bei ihm kaufen, Nüsse und dergleichen zu schenken, um sie an sich zu ziehen; auch kann er wohlfeiler als der Marktpreis ist, verkaufen und die Marktleute können nichts dagegen haben."

Die schrankenlose Gewährung in Preisunterbietung und Wettbewerb bildet den Lebensodem des jüdischen Daseins; alles ist erlaubt, was das Geschäft erleichtert; alles ist gestattet, was den Juden in die Lage setzt, andere zu überflügeln und auszubeuten. Darum sagt Sombart zum Schlusse dieses Kapitels:

„Gott (d. h. Jahweh) will den Freihandel, Gott will die Gewerbefreiheit! Welch ein Antrieb, sie nun im Wirtschaftsleben wirklich zu betätigen."

Interessant sind die Hinweise Sombarts auf die Übereinstimmung des englischen Puritanismus mit dem Judaismus, ein Zusammenhang, über den schon Heine spottete, indem er die Puritaner „schweinefleisch-essende Juden" nannte. Wie

Sombart hervorhebt, genossen im 17. Jahrhundert die Juden in England, namentlich bei den Puritanern, eine geradezu fanatische Verehrung, und man hat sich damals in vielen Schriften beeifert, nachzuweisen, daß die Engländer direkte Nachkömmlinge der Juden seien. Jedenfalls bemühten sich gewisse pietistische Kreise in England, sich die Juden in der Lebenshaltung, Namengebung und anderen Äußerlichkeiten zum Vorbild zu nehmen. Diese Symbiose ging soweit, daß die christliche Geistlichkeit und selbst die christliche Laienwelt mit Vorliebe die rabbinische Literatur studierte. Sombart verweist auf ein „schnurrig Büchlein", das 1608 unter dem Titel der „calvinische Judenspiegel" erschien und unter anderem die Beziehungen zwischen Puritanismus (Calvinismus) und Judentum behandelt. Bemerkenswert ist darin der Satz: „Die Jüden stechen sich in alle Lande, das Volk zu betrügen."

Auch in den niederländischen und deutschen Pietistenkreisen (Wuppertal, Schwaben, u. a. a. O.) finden sich Anklänge an den englischen Puritanismus in Form der Namengebung, der Sabbathwürdigung usw. Sie sind unzweifelhaft die stärksten Stützen für die verhängnisvolle Geltung des Alten Testaments in der deutschen protestantischen Kirche.



XIV.

Das Rassenproblem.

1. Allgemeines. Recht aufs hohe Pferd setzt sich Sombart in seinem XII. Kapitel, wo er über die jüdische Eigenart vom Rassenstandpunkte aus handelt. Er meint — unverkennbar mit einem Seitenhieb auf die argen Antisemiten — daß das Rassenproblem und die Völkerpsychologie zum Spielball dilettantischer Launen geworden seien und daß besonders die Schilderung jüdischen Wesens „von rohen Geistern mit groben Instinkten als politischer Sport ausgeübt werde." Es ist nicht zu leugnen, daß in der antijüdischen Bewegung auch mancherlei Personen und Strömungen aufgetaucht sind, die vor einer strengen Prüfung schlecht bestehen können; aber heutzutage maßen sich selbst solche Leute, die in der Verspottung Andersdenkender nicht verletzend genug sein können, an, über alles Antisemitische in hochfahrender Weise abzusprechen. Und doch haben recht bedeutende Geister und hochachtbare Männer zu den Wortführern dieser Bewegung gehört oder gehören noch dazu. Wir wollen hier nicht davon reden, wie die großen Männer aller Zeiten, die Philosophen von Giordano Bruno und Voltaire bis auf Fichte, Herder, Schopenhauer und Feuerbach, Staatsmänner wie Friedrich der Große, Napoleon I. und Bismarck, Künstler wie Richard Wagner und Franz Lißt zu den Judengegnern gehört haben.*) Auch die neuere antisemitische Bewegung hat in Männern wie Paul de Lagarde, Eugen Dühring und Adolf Wahrmund Wortführer von einer Tiefgründigkeit des Wissens aufzuweisen, wie sie bei ihren Gegnern sicher nicht zu finden ist, wenn sie jene natürlich

*) Auszüge aus den Schriften dieser Männer finden sich gesammelt im „Handbuch der Judenfrage", 27. Auflage, S. 12—117. — Ausführlich behandelt ist die Rassenfrage durch den bekannten Geographen Rich. Andree: „Zur Volkskunde der Juden," Bielefeld, 1881.

auch in unserer unter jüdischer Herrschaft stehenden öffentlichen Presse verkleinert oder totgeschwiegen wurden. Vor allem aber soll man nicht vergessen, daß die argen Antisemiten es gewesen sind, die zuerst das Rassenproblem angefaßt und das rassische Bewußtsein in den Völkern wieder erweckt haben. War es anfangs auch nur der Unterschied zwischen Ariern und Semiten, der sie beschäftigte, so ist doch, auf ihr Vorgehen hin, die gesamte neuere Rassenbewegung in Fluß gekommen und hat sich auf den grundlegenden Anschauungen der Antisemiten aufgebaut. Wenn nun auch hier und da in der antijüdischen Strömung garstige Manieren hervorgetreten und die Hebräer nicht immer mit Schmeichelnamen genannt worden sind, so hat man doch gerade auf jüdischer Seite am allerwenigsten Anlaß, sich empfindsam zu gebärden. Erinnere man sich doch, in welcher Weise jüdische Witzbolde in den sogenannten Witzblättern, die fast ausschließlich von Hebräern fabriziert werden, über andere Völker, Stände, Konfessionen und politische Gegner herfallen. Dem Hebräer ist ja kaum etwas schmutzig und gemein genug, um seinem Haß gegen die anders denkende Menschheit Ausdruck zu verleihen, und darum hat man doch wahrlich auf jener Seite am allerwenigsten Ursache zur sittlichen Entrüstung und Empfindelei wegen irgend eines oft treffend-derben Ausdruckes.

In lächerliche Vornehmtuerei schlägt diese Empörung um, wenn man nun gar auf jüdischer Seite — wie ein Friedrich Hertz und Andere es tun — bestreitet, daß es heute überhaupt noch Juden gebe. Das wirkt mehr als komisch. Solange die sogenannte jüdische Religion besteht, wird auch das Judentum als festgeschlossene feindliche Macht zwischen den anderen Völkern stehen. Aber selbst, wenn diese Religion ausgerottet werden könnte, wird die zu ungewöhnlicher Zähigkeit emporgezüchtete jüdische Rasseneigenart noch lange fortwirken.

Sombart bemüht sich denn auch ehrlich, jene Schwätzer abzutun, die das Bestehen einer jüdischen Rasse und Eigenart leugnen wollen. Aber er selber ist sich über das Rassenwesen wohl nicht recht im klaren, wenn er sagt:

„Andererseits ist es sinnlos, einen Israeliten echtester Abstammung, dem es gelungen ist, die Fesseln Esras und Nehemias abzuwerfen, in dessen Kopf das Gesetz Mose und in dessen Herzen die Verachtung anderer keine Stätte mehr findet, einen Juden zu nennen."

Zunächst ist es zweifelhaft, ob ein Jude die in seiner Rasseneigenart begründeten Anschauungen, wie sie von Mose bis auf Esra und Nehemia vorbereitet und im späteren talmudischen Rabbinismus bis zu einer krassen Übertreibung ausgebildet worden sind, jemals völlig abtun kann. Aber selbst, wenn er das vermöchte, werden in seinem Blute die jüdischen Instinkte weiterwirken. Solange wir nicht des öfteren erleben, daß ein jüdischer Handelsmann seinen Sohn Bauer oder Schaffner, Zimmermann oder Schiffer werden läßt, solange wird sicher niemand an die echte Mensch- oder Deutschwerdung des Volkes Juda glauben. Wir stimmen in diesem Punkte unserem trefflichen Fichte bei, der ebenfalls nicht an eine Wandlungsfähigkeit der Hebräer glaubte, es sei denn, daß man „in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abschneide und andere aufsetze, in denen auch nicht eine jüdische Idee steckt." Damit ist die Unverwüstlichkeit des jüdischen Rassewesens treffend gekennzeichnet.

Das Studium des Rassenproblems hat uns gelehrt, daß zwischen dem Blute und der Geistesart des Menschen ein unauflösliches Band besteht. „Des Menschen Seele wohnt im Blute" heißt es schon im Alten Testament, und das will sagen: Des Menschen Geistesart ist untrennbar mit dem Blute verbunden. Das müssen wir endlich in seinem vollen Ernst würdigen lernen. An den Tieren schätzen wir schon längst das Blut, die Rasse; wir verlangen nicht, daß ein Pudel sich auch zum Jagdhund eigne oder das Brabanter Pferd zum Wettrennen. Wir wissen, daß mit dem Blute sich Vorzüge wie Schwächen und Fehler vererben.

Nicht, als ob alle guten und schlechten Eigenschaften sich in unveränderlicher Treue von Geschlecht zu Geschlecht vererben müßten und als ob die Kinder eines genialen Vaters lauter Genies, die Nachkommen eines Verbrechers lauter Ver-

brecher sein müßten: wohl aber gewahren wir eine gewisse Beständigkeit in der Vererbung der Durchschnitts-Eigenschaften, wobei nur jene Abweichungen und Variationen auftreten, wie sie das Spiel der Natur überall mit sich bringt. Wenn die Konstanz in der Vererbung der Eigenschaften im heutigen Menschengeschlecht verhältnismäßig gering ist, so dürfen wir das auf die starke Vermischung der Stämme und Rassen zurückführen, wie sie sich seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden vollzogen hat. Die reinen Rassen sind allerdings fast völlig verloren gegangen und nur Mischlings-Erzeugnisse leben um uns her. Trotzdem darf man nicht schlechtweg die Wirkung des Rassewesens verleugnen. Die leichtfertige Lehre von der Gleichheit aller Menschen hat unsägliches Unheil gestiftet und das Menschentum geradezu herabgezüchtet. Wir Deutsche haben heute wahrlich wenig Ursache, auf unsere Rasse zu pochen, denn ihr Wert ist stark gemindert, ihr Blut und ihre Geistesart ist getrübt. Das aber darf uns nicht abhalten, die Bedeutung des Rassenwesens erst recht zu würdigen und womöglich durch Rassenpflege wieder gutzumachen, was durch eine unverantwortliche Rassenlotterei gesündigt worden ist.

Tatsache ist — und das ist wohl das einzig Rühmliche, was man der Judenschaft nachsagen kann — daß in dem Hebräervolk das Rassebewußtsein stärker als in jedem anderen gepflegt worden ist, sei es durch eine zielbewußte Absicht, sei es unbewußt durch das starre Gesetz, das den nicht zur Rasse Gehörigen als Feind betrachtete und verachten lehrte. So besteht denn die unwiderlegliche Tatsache, daß das Rassenwesen im Judenvolke noch heute stärker in Geltung ist, als in den anderen Stämmen, sowohl geistig wie physisch. Der Hebräer ist fast überall unter anderen Völkern herauszukennen, sowohl durch seine äußere Erscheinung, wie noch mehr durch sein geistiges Gepräge. Und diese Rassenkonstanz bewährt sich auch in der Vermischung mit anderen Völkern. Der jüdische Professor Eduard Gans äußerte:

„Taufe und Kreuzung nützen gar nichts, wir bleiben auch in der hundertsten Generation Juden wie vor 3000 Jahren. Wir verlieren den Geruch unserer Rasse nicht, auch nicht in zehnfacher Kreuzung. Und bei jeglicher Beiwohnung mit jeglichem Weibe ist unsere Rasse dominierend: es werden junge Juden daraus."

Wer es angesichts solcher Tatsachen noch fertig bringt, das Bestehen einer jüdischen Rasse zu leugnen, dem kann an der Erkenntnis der Wahrheit wenig gelegen sein. Aber wir verstehen recht wohl, warum es den Hebräern unangenehm ist, die Rassenerkenntnis und das Rassenbewußtsein in anderen Völkern erwachen zu sehen. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, wird die Fremdheit des Juden allen erst richtig zum Bewußtsein gebracht, und das dürfte des Hebräers Geschäft in jeder Hinsicht erschweren. Bis zum heutigen Tage konnte der Jude mit einer unnachahmlichen Mimikry sich unter die anderen Völker mischen und ihnen vortäuschen, er gehöre zu ihnen — ein Umstand, der ihm die Überlistung der Anderen außerordentlich erleichterte. Besinnen sich die Völker erst auf ihre Eigenart und auf den Wert ihrer besonderen geistigen und sittlichen Güter, so werden sie den Hebräer bald als Störer ihres häuslichen Friedens und ihrer harmonischen Entwickelung erkennen und ihn sich fern zu halten suchen.

2. Zur Psychologie der Juden.

Gewiß besitzt der Hebräer eine große Anpassungsfähigkeit, aber es wäre irrig, von seiner äußerlichen Einpassung in die Lebensverhältnisse der Nationen ein völliges Aufgehen der Juden in anderen Völkern zu erhoffen. Die jüdische Eigenart weicht zu weit von dem Naturell aller anderen Völker ab, um jemals eine völlige Verschmelzung wahrscheinlich zu machen. Schließlich aber ist es die jüdische Lebensanschauung und das jüdische Sittengesetz, welche keine dauernde Gemeinschaft mit anderen Nationen zulassen.

Sombart macht einen vergeblichen Versuch, das Wesen des Hebräers in bestimmte Begriffe zu fassen. Er sieht nur einige Unarten an ihnen, ohne sie mit bestimmten Charakter-Eigen-

schaften in Verbindung bringen zu können. Die von ihm aufgezählten jüdischen Kennzeichen erscheinen mir unzulänglich. Ich glaube, es wird wenig Widerspruch finden, wenn ich den Durchschnittsjuden charakterisiere als: geschäftsgewandt und beredt, geldsüchtig und sparsam, verschlagen und verstellungsfähig, körperlicher Arbeit abgeneigt, wollüstig und schamlos, eitel, feige und frech. Es wird nur wenige Juden geben, an denen die Mehrzahl dieser Eigenschaften nicht zu beobachten wäre. Wenn Sombart immer wieder von ihrer „überragenden Geistigkeit" spricht, so meint er offensichtlich nur den nüchternen jüdischen Rechenverstand, überhaupt ein Vorwiegen der kalten Verstandestätigkeit gegenüber dem Gemütsleben seelisch tiefer veranlagter Naturen. Dieser vielgerühmte Intellektualismus des Hebräers ist ja in Wahrheit nur eine Ausgeburt der Not.*) Wie wollte ein Volk, dem alle produktiven Fähigkeiten versagt sind, sich durch das Leben schlagen, wenn es nicht auf Schritt und Tritt sich der listigen Täuschung bediente und Andere durch betörende Worte für seine Absichten einzunehmen wüßte? Es ist nicht zu bestreiten, die Hebräer haben sich gelegentlich als begabte Gelehrte, Ärzte und Advokaten ausgezeichnet, aber immer nur insoweit, als es sich auf diesen Gebieten darum handelt, durch einen kalt erwägenden und spitzfindigen Verstand sich hervorzutun. Und hierbei wurden sie oft durch ihre sittliche Minderwertigkeit geradezu begünstigt. Die moralische Laxheit gewährt dem Hebräer oft einen Vorsprung vor Anderen. Wer es mit seinen sittlichen Pflichten gegen die Menschheit nicht so genau nimmt, der hat in manchen Stücken ein freies Spiel, wo dem Gewissenhaften und Rücksichtsvollen Schranken gesetzt sind.

Wie der jüdische Kaufmann mit seiner minderwertigen Moral die Mitbewerber überflügelt, so geschieht es auch auf an-

*) Das bestätigt u. a. der als Orientreisender bekannte H. Vámbéry (urspr. Bamberger) in seinem Bericht über die Juden im Orient, 1879, worin er sagt, daß es ein Wahn sei, anzunehmen, die Juden in Europa besäßen höhere Intelligenz als ihre Wirtsvölker, da sie z. B. in Mittelasien den Hindostanen und Armeniern gegenüber immer den Kürzeren zögen.

deren Gebieten. Pflichtgefühl, Gewissen und Ehre werden unter den Hebräern denn auch gering angeschlagen im Verhältnis zum Verstande. Der Jude will auf alle Fälle als klug gelten; alles Andere wiegt ihm nicht viel. Es gibt eine Reihe jüdischer Sprichwörter, die die Dummheit für viel schlimmer erachten, als andere geistige und sittliche Mängel. Sie drehen sich ungefähr um den Begriff: du kannst ein Lump sein, wenn du nur schlau bist. Während die gesitteten und ehrenhaften Völker den Hauptwert auf den sittlichen Charakter und die Gemütsart legen, schätzt der Hebräer den Menschen nur nach seiner Verstandesgewandtheit. Wer klug ist, der gilt ihm als bewundernswert, auch wenn er seine Klugheit zur Schädigung andrer Menschen gebraucht, — vielleicht dann umsomehr! In der jüdischen Presse läßt sich des öfteren beobachten, wie man schwere Verbrecher gewissermaßen damit herauszustreichen versucht, daß ihnen ein erhebliches Maß von Verstandesaufwand zuerkannt werden müsse. Diese Verwirrung der sittlichen Begriffe durch Hineintragen von Verstandes-Maßstäben gehört zu den gefährlichsten Mitteln, mit denen das Hebräertum die Völker zu verderben sucht. Leider ist ja schon in weiten Volksschichten das sittliche Gefühl bedenklich geschwächt, weil es — nach jüdischem Vorgange — immer durch die Bewunderung des Verbrechers in seiner Wirkung beeinträchtigt wird. So kommt es, daß man bei der Besprechung eines Vergehens auch aus dem Munde recht gutartiger Menschen den die Abscheu gleichsam mildernden Satz hören kann: Aber der Verbrecher ist doch ein recht schlauer Kerl gewesen! — Ein Zeichen der Verjudung unseres Denkens.

Sombart kennzeichnet die jüdische — und wohl auch seine eigene — Auffassung mit den Worten: „Höchstes Menschentum ist höchster Intellektualismus" — eine Bewertung, gegen die wir Einspruch erheben müssen. Denn nach diesem Maßstabe gemessen, könnte unter Umständen der geriebenste Hochstapler und Wucherer als höchstes Menschheitsideal erscheinen. Die heroischen Völker kennen ein anderes Ideal. Sie suchen es in der Richtung der Selbstopferung des Einzelnen für das Gesamt-

wohl oder für eine Idee — für die Freiheit oder die Ehre — vor allem in der völligen Bezwingung der Selbstsucht. Der Held unserer Dramen, dessen Schicksal uns ergreift und erschüttert, ist nicht ein schlauer Patron, der mit geriebenster Findigkeit allen Gefahren aus dem Wege geht, als vielmehr ein gerader, unbeugsamer Charakter, der die erkannte Pflicht mutvoll auf sich nimmt und durch keine Bedrohung vom Pfade der Wahrheit und Gerechtigkeit abweicht. Er ist nirgend auf seinen Vorteil, umsomehr aber auf seine Pflicht und Ehre bedacht. Ein solcher wirklicher Held wird in den Augen des Juden vielleicht als ein Dummkopf erscheinen; — „besser ein lebendiger Hund, als ein toter Löwe" ist ein semitisches Sprichwort. Das deutet die tiefe Kluft zwischen jüdischem und unverfälscht menschlichem Denken an.

Der bloße rechnerische Verstand erweist sich aber auch als unzulänglich in allen ernsten Lebensdingen überhaupt. Es gibt noch etwas höheres als den Verstand. Der hochwertige Mensch läßt sich mehr durch angeborenes Gefühl, durch Instinkte leiten, als durch die nüchterne Berechnung; und diese Instinkte, die ja in Wahrheit ein inniges geistiges und gemütsmäßiges Hineinfühlen in den Zusammenhang der Dinge bedeuten, lenken den Menschen viel sicherer, als alle Verstandes-Spekulationen. Wo der führende Instinkt fehlt, da sehen wir den Verstand sich in allerhand Sackgassen verlaufen, sich zu künstlichen Konstruktionen versteigen, die mit Vernunft und Natur keine Fühlung mehr besitzen und darum schließlich fehlschlagen.

Der Hebräer, ein Wesen, das nicht unmittelbar natürlicher Herkunft ist und darum ohne innigen Zusammenhang mit der Natur seinen Lebensweg geht, ist der Instinkte bar. Er sucht den fehlenden Instinkt durch bewußten Verstand zu ersetzen. Das mag ihm eine gewisse scheinbare Überlegenheit verleihen, solange er sich in künstlichen Verhältnissen bewegt, die mehr oder minder auf Verstandes-Grundlagen aufgebaut sind. Er verliert aber allen Halt und fühlt sich völlig hilflos, sobald er unmittelbar in natürliche Verhältnisse versetzt wird. Ein Robinson kann allein auf einsamer Insel mit dürftigen Hilfsmitteln sein Leben einrichten; ein Hebräer würde das niemals zuwege bringen. Der Jude ist ein Mensch zweiter Ordnung, dessen Existenz von allerlei künstlichen Voraussetzungen abhängt. Er ist ein Stiefkind der Natur und versteht sich mit dieser Mutter nicht; er bedarf stets des anderen naturwüchsigen und instinktvollen Menschen, um sich von ihm mit durch das Leben tragen zu lassen.

Und hier verrät Sombart wider Wissen und Willen seine Judenhaftigkeit, wenn er in der Losreißung von allen Instinkten, in der Freiheit vom Naturgesetz das absolute Genie zu erblicken glaubt. Das Gegenteil ist richtig: das Genie steht im tiefsten Zusammenhange, in innigster Fühlung mit den natürlichen Werdegesetzen — meist unbewußt! Es schöpft aus einem Born, dessen tiefster Quell ihm selbst kaum erkennbar ist. Nur darum, weil die urewige innere Gesetzmäßigkeit der natürlichen Dinge und Vorgänge auch den Schöpfungen des Genies innewohnt, nur darum sind sie ewig und unverlöschlich; darum bewegen sie das Innerste des Menschen, solange sein Wesen für die Stimme der Natur noch nicht verschlossen ist.

Die überragende Verstandesmäßigkeit des Juden ist geradezu ein Zeugnis seiner Schwäche, seiner menschlichen Minderwertigkeit. Denn erst dort, wo das natürliche Gefühl versagt, wo der Instinkt nicht mehr sicher leitet, beginnt der rechnende Verstand in seiner Bedrängnis nach erklügelten Hilfsmitteln zu haschen, sucht er künstliche Zustände zu schaffen, die ihm genehm sind. Nur in einer erkünstelten Welt kann der Jude gedeihen. In Wirklichkeit beschränken sich die Verstandes-Spekulationen des Hebräers auch nur auf enge Gebiete, wo es sich um die Erreichung des Vorteils und die Blendung und Irreleitung des Gegners handelt. Nur da ist er Meister; überall aber, wo es auf ein tieferes Eindringen in künstlerische, technische, naturwissenschaftliche Erkenntnisse ankommt, langt der Judenverstand nicht aus. Darum ist der Hebräer niemals Erfinder und Künstler großen Stiles. Ja, wer den spitzfindigen

Klügeleien der Rabbiner im Talmud folgt, der kann oft beobachten, wie ihr kleinlicher kurzsichtiger Rechengeist sie zu hanebüchenen Dummheiten verführt. Als ein Meister der Schlauheit gilt im Volksmunde der Teufel. Aber derselbe Volksmund erzählt sich auch allerhand Schnurren, wie der Teufel vom Bauer auf den Leim geführt wird, und in dieser volkstümlichen Auffassung bekundet sich ein tiefer Sinn. Der Bauer mag in äußerlichen Lebensdingen plump und unbeholfen erscheinen, besonders, wenn er sich den gekünstelten Verhältnissen der Stadt gegenüber sieht; er besitzt aber, wenn auch nur gefühlsmäßig, zumeist tiefere Einsichten in die natürlichen Dinge als mancher kenntnisreiche Städter. Und der Teufel mit seinen Rechenkünsten verrechnet sich immer da, wo ihm natürliche Klugheit entgegen tritt und wo die unwandelbaren Gesetze der Natur in sein Truggewebe eingreifen. Ja, der Teufel ist im Grunde dumm — und sein Vetter, der Jude, ist es auch. Setzt ihn nur draußen in die Natur, ohne die Hilfe anderer schaffensbegabter Menschen, und seine ganze herrliche Intellektualität wird elend Schiffbruch leiden — wird ihn verhungern lassen.

Dagegen hat der Jude es verstanden, den modernen Städten mit ihrem künstlichen und gekünsteltem Getriebe eine gewaltige Anziehungskraft zu verleihen; er lockt die naiven Dorfmenschen aus der Natur in diese modernen Lasterparadiese, wo alles auf Raffinement und Unnatur zugeschnitten ist. In den Großstädten regieren Juden und Judensinn, und der naturgewohnte Mensch fühlt sich darin als ein Fremdling, als ein ratloses Kind, das allerwegen in die Fallen des Juden tappt. Darum fliehe diese Stätte und suche wieder Zuflucht an der Mutterbrust der Natur, wer dem Judentruge sicher entrinnen will; — ebenso sicher aber wird zugrunde gehen, wer als Kind der Natur in der gekünstelten und erlogenen Welt des Juden zu leben gedenkt.

Das gesteht auch Sombart zu:

„Verkümmert finden wir häufig bei dem Juden jedes instinktmäßige Verstehen, wie denn alle empfindungs- und gefühlshafte Beziehung zur Welt ihm nicht wesensverwandt ist."

Damit ist aber zugestanden, daß der Hebräer selbst ein widernatürliches, naturfremdes Gebilde darstellt. Stumpf und empfindungslos geht der Hebräer durch die Natur; er sieht wohl einzelnes, aber an dem ursächlichen Zusammenhang des natürlichen Geschehens, an der inneren Gesetzmäßigkeit alles Lebens geht er ahnungslos vorüber. Darum vermag er auch die letzten Wirkungen seines eigenen Tuns und Treibens nicht zu ermessen; ihn leitet immer nur der Augenblicksvorteil. Er giert nach des Bauern Hab und Gut, er weiß es in seinen Besitz zu bringen und den Bauer von Hof und Haus zu vertreiben, aber er denkt nicht soweit, daß er sich Rechenschaft davon gäbe, was aus dem Dorfe wird, wenn alle Bauern in solcher Weise ausgeplündert und vertrieben sind. Er saugt den Arbeiter und den kleinmeisterlichen Handwerker aus bis zur Blutleere und läßt sie zu Grunde gehen, ohne zu fragen: Was wird aus der Welt, wenn wir auf solche Weise die schaffenden Schichten entkräften? Er verstrickt die Staaten in Schulden und Anleihen und liefert sie dem Zusammenbruch aus, ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß auf solche Weise doch schließlich die menschliche Gesellschaft zerstört wird, — dieselbe Gesellschaft, die ihn durch ihren Fleiß mit ernährt, an deren Körper er sein Parasiten-Dasein führt. Er ist jener Tor, der den Ast absägt, auf dem er sitzt, der die Henne schlachtet, die ihm die goldenen Eier legt. Gewöhnt, daß die unerschöpfliche Natur und der unermüdliche Fleiß der Völker ihm immer neue Ausbeutungsgebiete und neue Wucherobjekte erschließen, vermag er nicht zu ermessen, daß die Weltherrschaft, die er erstrebt, zugleich den Weltruin bedeuten würde. Sein eitles Verstandeswesen, das nicht über das Heute und Morgen hinausschaut, wirkt darum überall vernichtend und zugleich selbstmörderisch.

Aufbauend können nur Kräfte wirken, die im organischen Zusammenhange mit dem Wesen der Natur stehen; und das tiefste Wesen der natürlichen Dinge läßt sich nur fühlend erfassen. Der Verstand reicht nicht zum Grundwasser des Lebensbornes hinab. Das jüdische Denken ist unorganisch und darum

zu schöpferischem Wirken unfähig. Deshalb sind die Hebräer auch nicht im Stande, einen eigenen Staat zu bilden, denn auch ein Staat will letzten Grundes etwas Organisches sein und nach organischen Gesetzen bestehen. Die Gesellschaft in einem wohlgeordneten Staate bedarf der organischen Gliederung der Stände, des vernunftgemäßen Aufbaues und der inneren Zusammenhänge, d. h. einer Bindung und festen Beziehung zu einander, die das Gedeihen des Ganzen ermöglichen. Hierfür fehlt dem Hebräer das Verständnis. Er sieht nur Einzelmenschen als Objekte der Ausnutzung und kann gar nicht begreifen, warum diese Menschen eine Abstufung in ihrer sozialen Rangordnung einhalten wollen, warum sie sich zu organischen Verbänden zusammenschließen, um ihre menschlichen und bürgerlichen Aufgaben besser zu erfüllen. Das alles dünkt ihn törichtes Vorurteil und veraltete Institution; er möchte alles nivellieren, auflösen und lockern, um für seinen Erwerbstrieb ein ebenes, bequemes Feld zu finden. Er feindet darum alle organischen Gesellschaftsgebilde an: die Zünfte, die genossenschaftlichen Verbände, den Adel, das Heer. Sie sind ihm ein Dorn im Auge; er sucht sie auseinander zu sprengen, zu atomisieren und die Menschen zu vereinzeln. Es leitet ihn wohl dabei die Berechnung, mit den Einzelnen besser fertig zu werden und sie seinen Zwecken leichter dienstbar zu machen, als in der geschlossenen Gesamtheit. Dieses Zerstören aller organischen Gefüge nennt er Freiheit bringen, „liberalisieren"; er weiß den Menschen vorzutäuschen, ihr organischer Zusammenhang sei eine Schranke, die man durchbrechen, eine Fessel, die man abschütteln müsse, um zur wahren Freiheit zu gelangen — der Freiheit des Wolfes unter Schafen.

Zutreffend heißt es bei Sombart:

„Der Jude sieht sehr scharf, aber er schaut nicht viel. Er empfindet vor allem seine Umgebung nicht als Lebendiges. Und darum geht ihm auch der Sinn ab für die Eigenart des Lebendigen, für dessen Ganzheit, für seine Nichtteilbarkeit, für das organisch Gewordene, für das natürlich Gewachsene. Deshalb liegen ihm aber auch alle rein auf dem Persönlichen aufgebauten Abhängigkeits-Verhältnisse fern: persönliches Herrschen und persönliches Dienen, persönliche Hingabe. Der Jude ist seinem innersten Wesen nach aller Ritterlichkeit, aller Sentimentalität, aller Chevalerie, allem Feudalismus, allem Patriarchalismus abgeneigt. Er versteht auch ein Gemeinwesen nicht, das auf solchen Beziehungen aufgebaut ist. Alles Ständische, alles Zünftige ist ihm zuwider. Er ist politischer Individualist."*)

Und doch ist er Individualist nur in einem beschränkten Sinne; er selber ist der Sklave eines starren Prinzips, eines Zwangsgesetzes, das ihn mit den Seinigen zusammenhält — an Stelle eines natürlichen Bandes. Der Jude selber besitzt keine Individualität; er ist immer nur der mehr oder minder gelungene Abklatsch eines jüdischen Musters. Die Juden sind unter einander in ihrem Wesen viel ähnlicher als andere Menschen; schon darin liegt die außerordentliche Beschränktheit ihres Naturells begründet. Der Hebräer ist gleichsam ein auf bestimmte gesellschaftliche Tätigkeiten eingestellter und dressierter Automat; er erfüllt überall in der Gesellschaft genau die nämlichen Funktionen. Ein Hebräer ist daher leicht durch einen anderen zu ersetzen, während sich von anderen Menschen das Gleiche ohne Weiteres nicht behaupten läßt.

Diese schematische Verfassung des Judenbundes, d. h. diese individualitätslose und mechanische Zusammenfassung gleichwertiger Elemente, möchte nun der Hebräer auch gern auf andere Gesellschaftsgebilde und auf den Staat selbst übertragen sehen. Er kann nicht verstehen, warum die organische Gesellschaft sich gegen diesen Schablonismus wehrt, er nennt die Bekämpfung seines Nivellierungs- und Auflösungsbestrebens „Reaktion". In Wahrheit ist diese Reaktion der natürlich gesunde Widerstand, den eine organische Gesellschaft gegen die Lockerungs- und Zersetzungs-Bestrebungen des Hebräers leistet, also ein Selbsterhaltungs-Instinkt.

Der verderbliche wirkliche Reaktionär ist dagegen der Hebräer, der mit seinem verknöcherten Schablonismus das Wachs-

---

*) Wir vermuten wohl mit Recht, daß diese Gedankengänge in Sombart durch den „Hammer" angeregt sind, der seit seinem mehr als zehnjährigen Bestehen die „Judenfrage" in solchem Sinne oft beleuchtet hat.

tum des Völkerlebens hemmt und auf seine Uranfänge — den Daseinskampf aller gegen alle — zurückbringen will. Er ist es, der die natürliche Entwicklung hindert und damit das Gedeihen des Lebens zerstört. Zu unserm Unheil wird dies nur von wenigen erkannt. Die gewaltige Auslösung von Kräften, die das spekulative Prinzip des Hebräers bewirkte und die dadurch geschaffene gewaltige Entfaltung des äußerlichen Lebens täuscht alle über den wahren Zustand hinweg. Das Glitzern und Flimmern um uns her erscheint vielen wie ein von Leben zeugendes Licht und ist doch nur ein Phosphoreszieren der Fäulnis. Der Hebräer hat durch Aufreizung zu jenem wilden Kampfe um die Existenz die letzten Bestände der Volkskräfte aufgewühlt, und so scheint das Leben selbst eine gewaltige Steigerung erfahren zu haben; und doch ist es nur ein verzweiflungsvoller gegenseitiger Vernichtungskampf, der mit plötzlicher Erschöpfung enden muß.

Aber was fragt der Hebräer danach! Als Augenblicksmensch findet er zunächst seinen Vorteil dabei, und das genügt ihm. Sombart sagt:

„Alles bringt der Jude in Beziehung zu seinem Ich. Die Fragen, die ihm das größte Iiteresse abgewinnen, sind: Warum? Wozu? Was tragt's mir? Was nützt's mir? Sein lebendiges Interesse ist das Erfolgsinteresse. Unjüdisch ist es, eine Tätigkeit als Selbstzweck zu betrachten, unjüdisch, das Leben selber zwecklos, schicksalsmäßig zu leben; unjüdisch, sich der Natur harmlos zu freuen.“ (Sombart S 230—21.)

Und wie er selber ist, so hat der Jude sich auch seinen Gott erdacht. Der jüdische Gott steht außerhalb der Natur als ein Despot, der die Dinge nach Willkür zu seinen Zwecken leitet Er läßt allerlei widernatürliche Wunder geschehen und richtet alles so ein, daß es seinem Lieblingsvolke zum Vorteile gereicht.

3. Einfluß der Judenmoral auf die Oeffentlichkeit.

Wenn Sombart meint:

„Heute will der Jude Westeuropas nicht mehr seinen Glauben erhalten und seine nationale Eigenart; umgekehrt will er, soweit das Nationalbewußtsein in ihm noch nicht wieder geweckt ist, seine Eigenart so vollständig und

so rasch wie möglich verschwinden lassen und will aufgehen in den Kulturen seiner Wirtsvölker,“

so müssen wir bedächtigerweise fragen: Wo sind die Belege für dieses angebliche Bestreben? Wer ermächtigt Sombart, es uns zu versichern? Wir unsererseits wissen und gewahren eher das Gegenteil.

Wohl ist zuzugeben, daß es dem Hebräer in seiner Haut heute zuweilen unbehaglich wird, seitdem scharfsinnige Menschen sein Treiben aufmerksam beobachten und seine Schliche entlarven; wohl möchte mancher Jude heute nicht mehr als solcher erkannt sein und äußerlich verschwinden; allein es ist dem Juden einfach unmöglich, in anderen Völkern aufzugehen, selbst wenn es sein Wunsch wäre. Dazu ist seine Wesensart zu verschieden von anderen, und auch seine Eigenliebe zu groß. Er mag auf sein Vorrecht als „auserwähltes Volk“ nicht verzichten. Aber auch die Abneigung der anderen Völker, soweit der gesunde Instinkt in ihnen noch lebendig ist, wird sich gegen die Verschmelzung verwahren. Gesellschaftsschichten, die eine Anähnlichung an den Hebräer in sich vollzogen haben, stellen Degenerations-Typen dar, die sowieso dem Untergange verfallen sind. Nur der Entartungsmensch zeigt Zuneigung zum Hebräer; er ist durch den Verlust der feineren Instinkte aus dem höheren Menschentum ausgeschieden, von der Natur preisgegeben und sinkt in den großen Fäulnisherd hinab, den das Hebräertum als Bodensatz der Kulturen von alters her darstellt.

* * *

Wie Sombart in seiner Gelehrten-Sachlichkeit — wenn auch auf Umwegen — unserer Auffassung allmählig nahe kommt, dafür zeugt noch folgendes Urteil über den Juden:

„Seine Anschauung ist nicht aus seinem innersten Wesen herausgewachsen, sondern vom Kopfe aus gemacht. Sein Standpunkt ist nicht die ebene Erde, sondern ein künstlicher Bau in der Luft. Er ist nicht organisch-original, sondern mechanisch-rational. Die Wurzelung im Mutterboden der Empfindung, des Instinktes, fehlt.“

Das deckt sich mit der Auffassung, die von den Antisemiten

schon lange vor Sombart ausgesprochen worden ist. Nur möchte hierbei folgendes nicht vergessen sein: Wohl ist das Judenwesen und die ihm innewohnende Lebensanschauung eine künstliche Schöpfung des Verstandes; sie ist aber im Laufe der Jahrtausende so sehr zum Eigentum des Hebräers geworden, ihm in Fleisch und Blut übergegangen, daß gerade er weniger aus seiner Haut herauskann, als irgend ein anderer Mensch. Wohl besitzt er Gewandtheit genug, um die Manieren — auch die Denkmanieren — der anderen äußerlich anzunehmen, er besitzt Verstellungsgabe, Schauspielerei genug, um uns vorzutäuschen, er sei etwas ganz Ähnliches wie wir; allein letzten Grundes bricht immer wieder der unverfälschte Hebräer hindurch. Diese Geschmeidigkeit, diese äußerliche Anpassungsfähigkeit, dieses Talent, sich anders zu geben, als wie man innerlich ist, könnten uns bewundernswert erscheinen, wenn sie nicht zugleich so gefährlich wären. Alle diese Hebräertalente sind ja nur Mittel, uns zu täuschen und uns den Zwecken des Fremdlings gefügig zu machen. Es ist richtig, daß der Hebräer, rein verstandesmäßig betrachtet, allerlei Vorzüge aufzuweisen scheint, die nur der feinfühlige Instinkt auf ihren wahren Wert und ihre Gefährlichkeit richtig einzuschätzen weiß. Wir mögen den Juden verstandesmäßig bewundern, gefühlsmäßig müssen wir ihn ablehnen.

Zutreffend spricht Sombart von der „moralischen Beweglichkeit“ des Hebräers; es werden ihm bei der Verfolgung seiner Zwecke „keine lästigen Hindernisse durch sittliche oder ästhetische Bedenken bereitet.“ Seine Moral ist lax und elastisch; er ist allezeit bereit, fünf gerade sein zu lassen, wenn es sein Vorteil heischt.

„Zu Hilfe kommt ihm hierbei der geringer entwickelte Sinn für das, was man die persönliche Würde nennen kann. Es kostet ihn weniger Anstrengung, sich selbst zu verleugnen, wenn es gilt, das vorgesteckte Ziel zu erreichen.“

So Sombart Seite 327. In der Tat: der Hebräer besitzt das, was wir Charakter nennen, in so geringem Maße, um jederzeit seine Menschenwürde gegen den materiellen Vorteil preiszugeben. Ein alter Spruch sagt:

„Der Jude watet durch sieben Pfützen,
Um einen Groschen mehr zu besitzen.“

Mit Hilfe der talmudischen Schulung werden die Hebräer von Grund auf zu geriebenen Rabulisten erzogen, wie auch die Verstellungskunst ihnen von Jugend auf schlechtweg zum Gebot gemacht wird. Was Wunder, wenn sie später als Advokaten, Journalisten und Schauspieler sich auszeichnen. Die Kunst, sich rasch in eine fremde Ideenwelt zu versetzen, gehört zu den Lebenselementen des spekulativen Händlertums; besäße der Jude sie nicht, wie wollte er sein Leben fristen, das lediglich auf die geschickte Ausnutzung anderer Menschen und auf den Mißbrauch der Gedanken und Gesetze begründet ist. Die Vorzüge des Juden sind das Widerspiel seiner Schwächen; es sind Notbehelfe, Ausflüchte, Verlegenheits-Hilfsmittel, deren er bedarf, um uns über seine Mängel hinwegzutäuschen. Es ist ein bekanntes Widerspiel in der Natur, daß sie auffällige Mängel durch andere Eigenschaften zu verdecken und auszugleichen sucht. Schwachen wehrlosen Geschöpfen gab sie Eigenschaften, die ein Schutzmittel bilden gegen den nachstellenden Feind. So schützt die Natur die jungen Vöglein im Nest durch abstoßende Häßlichkeit, andere Wesen durch einen üblen Geruch oder ekelerregende Absonderung, z. B. die Schnecke durch einen widerlichen Schleim. Und so sind auch einer Menschenart, die mit erblicher Schwäche belastet ist, Eigenschaften verliehen, die ihr als Schutzmittel dienen müssen. Auch der spitzfindige Verstand und die listige Verschlagenheit sind solche Schutzmittel, die gerade bei schwachen und gebrechlichen Naturen sich finden. Menschen von großer Körperstärke sind zumeist offen und gerade, gutmütig, geduldig und nachgiebig. Sie können vieles über sich ergehen lassen, ohne sich aufzuregen, denn im entscheidenden Moment dürfen sie auf ihre guten natürlichen Kräfte vertrauen, die erforderlichen Falls jedes Hemmnis aus dem Wege räumen. Auch der Mensch von starker Geistes- und Gemütsart zeigt gelegentlich diese Gutmütigkeit und Nachsicht, die zuweilen als Schwäche erscheinen kann, in Wahrheit aber nur ein Ausdruck

der Selbstsicherheit ist. Andererseits ist bekannt, wie schwächliche und verwachsene Menschen eine scharfe geistige Wachsamkeit, ja Bissigkeit zeigen, die für sie ein Wehrmittel darstellt, um sich vor unerwarteten Angriffen zu schützen.

In ähnlicher Lage befindet sich der Hebräer der ehrlichen Menschheit gegenüber. Er der Schwächling, der nirgends aus eigener Kraft sich ein Leben zu gestalten vermag, den die politische Unfähigkeit dazu verdammt, parasitisch unter anderen Völkern zu wohnen, er, dem alle höheren Geisteskräfte mangeln, um schöpferisch und erfinderisch eine Kultur zu schaffen: er wurde mit dem Schutzmittel des listigen Verstandes ausgerüstet, um dadurch über seine sonstigen Mängel hinwegzutäuschen. Der Hebräer ist in Wahrheit der geistige Krüppel unter den Menschen, der Typus des geistig Verwachsenen. Möge ihn anstaunen, wer will: wir könnten nur Mitleid mit ihm empfinden, wenn er nicht zugleich eine giftige Schlange wäre, die den Frieden der ehrlichen Menschheit überall gefährdet.

Aber der raffinierte Verstand und die durchlöcherte Moral genügten ihm noch nicht, um sein Fortkommen zu sichern; er bedurfte noch eines anderen Schutz- und Kampfmittels, um die Ehrlichen zu überlisten und zu bezwingen. Als Ersatzmittel für die ihm fehlenden natürlichen Kräfte hat er sich ein Substrat geschaffen, dem eine fast dämonische Gewalt innewohnt: das Geld, das Kapital. Das Geld macht so sehr den Inhalt des Judendaseins aus, daß hier der Mensch fast zur Nebensache wird gegenüber dem materiellen Besitz. „Wehr mir Mein Geld nicht zahlt, der nehmet mir meine Ehre," schrieb der alte Amschel Mayer Rothschild an Kurfürst Wilhelm II. (s. S. 37), und der Sozialistenhäuptling Karl Marx, der selbst jüdischer Abkunft war, gestand: „Das Geld ist der eigentliche weltliche Gott des Judentums." Es ist sinnbildlich bedeutsam, daß die Hebräer sich schon am Sinai ein goldenes Kalb schufen und einen Tanz um dasselbe aufführten.

Das erkennt auch Sombart:

„Für die Juden muß ebenso wie für den Kapitalismus das Geld und

seine Vermehrung im Mittelpunkte des Interesses stehen. Nicht nur weil seine abstrakte Natur der ebenso abstrakten Natur des Juden kongenial ist, sondern vor allem, weil die Hochwertung des Geldes einem anderen Grundzuge des jüdischen Wesens gemäß ist: dem Teleologismus. Das Geld ist das absolute Mittel: es hat überhaupt nur einen Sinn in Hinblick auf die damit zu verwirklichenden Zwecke."

So drückt es Sombart in seinem Gelehrtendeutsch aus und erkennt damit das Geld als höchste Potenz alles jüdischen Strebens an.

Das Geld aber ist ein eingebildeter Wert, ein künstliches Machwerk menschlicher Spekulation. Es hat nichts mit der Natur, nichts mit den organischen Dingen zu tun; es hat keine innere Beziehung zum Wesen des Menschen. Geld macht den Menschen weder stärker, noch klüger, noch edler; einzig die ihm durch die menschlichen Vorstellungen verliehene Fähigkeit, nicht nur Kaufkraft zu besitzen, sondern — in der Gestalt von Leihkapital — auch Zinsen zu tragen, hat ihm eine fast übernatürliche Macht verliehen. Und diese imaginäre Macht hat der Hebräer als das rechte Mittel erkannt, ihm einen Ersatz für seine mangelnden natürlichen Kräfte zu bieten. Geld setzt den Untermenschen in den Stand, sich fast als Übermensch zu gebärden und die menschlichen Dinge unter seine Gewalt zu beugen.

Worin besteht nun die gerühmte jüdische Überlegenheit? In Wahrheit in einem geistigen Vexierspiel. Gerade aus dem der Natur abgewendeten Wesen des Hebräers entspringt sein Geschick, den natürlich denkenden Menschen zu täuschen und zu überlisten. Darum, weil der Jude nicht organisch, also nicht natürlich denkt, kann der naive und unverdorbene Mensch ihm in seinen Spekulationen so schlecht folgen. Während wir geradeaus zu denken gewöhnt sind, denkt der Jude gleichsam um die Ecke; er denkt verkehrt, umgewendet, pervers. Seine Schlußfolgerungen verblüffen daher jede natürliche Logik. Der vom Juden Überlistete kann sich oft eines Gefühls der Bewunderung über den schlauen Betrüger nicht erwehren. Die widernatürliche Reihenfolge der jüdischen Gedanken verwirrt ein natürliches Gehirn, so daß es unter den berückenden Worten des Hebräers die

Fähigkeit zu logischem Denken einbüßt und in eine Art Betäubung versinkt, die den willensschwachen oder langsam denkenden Menschen geneigt macht, der fremden Willens-Beeinflussung zu erliegen. Diese suggestive Kraft, die darin besteht, dem anderen Teile die eigenen Gedanken aufzuzwingen, gehört zu den gefährlichsten Machtmitteln, mit denen das Hebräertum nicht nur den Einzelnen, sondern ganze Völker bezwingt. Die auffällige Blendung, in der sich die heutigen Kulturvölker gegenüber dem Hebräertum befinden, ist kaum anders zu erklären, als durch eine Art Suggestion und Hypnose. Staaten und Völker wissen kaum noch, wie ihnen geschieht, seit der Hebräer außer dem dämonischen Machtmittel des Geldes auch noch die Trugkraft der öffentlichen Presse zu Hilfe genommen hat, um alle Welt in hypnotischen Schlaf zu versenken und die Geister in lähmenden Bann zu schlagen.

Vielleicht aber bedarf es nur einer Entlarvung des Hypnotiseurs, einer Aufdeckung seiner unehrlichen Hilfsmittel, um den Bann für immer zu brechen. Das Wieder-Erwachen des Bewußtseins wird dann den Hypnotisierten aus dem gefährlichen Zauber befreien.



XV.

Ursprung des jüdischen Wesens.

1. Herkunft der Juden. Sombart macht sich auch auf die Suche, um die Herkunft der jüdischen Art zu entdecken und die Frage aufzuwerfen: woher kommt sie, wohin geht sie? Er nimmt keinen Anstand, die Juden als eine besondere Spielart, als eine Unterart der Menschheit zu bezeichnen, die sich blutmäßig von den Völkern, unter denen sie leben, unterscheidet. Wir setzen hinzu: ein blutmäßiger Unterschied bedeutet auch einen geistesmäßigen Unterschied, denn zu den wichtigsten Aufschlüssen der Rassenerkenntnis gehört die Tatsache, daß mit der Blutsart gewisse geistige Eigenschaften fest und untrennbar verknüpft sind. Nach allgemeiner Annahme glaubt Sombart, Israel sowohl wie Juda seien durch die Vermischung verschiedener orientalischer Völker entstanden. Dieser Vorstellung widerstreitet nun die Tatsache, daß die Juden sich alle als die Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters (Abraham oder Jacob) betrachten und daß schon in ältester Zeit die Vermischung mit anderen Völkern den Juden durch strenge Gesetze verboten war. Von einem Judentum läßt sich ja in der Tat erst sprechen von dem Augenblick an, wo sich eine besondere Kaste in bewußten Gegensatz zur übrigen Menschheit stellte und jedes Zusammengehörigkeits-Gefühl wie jede Vermischung mit derselben ablehnte. Gerade die Ausschließung des eigenen Stammes von der Blutsgemeinschaft der übrigen Menschen erhebt erst das Judentum zu dem, was es ist. Daß beduinische, also semitische Stämme einen Grundstock des Hebräertums geliefert haben, wird allgemein angenommen, und Adolf Wahrmund hat in seiner mehrfach zitierten Schrift: „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft" überzeugende Nachweise erbracht von der geistigen Verwandtschaft des Hebräertums mit den

semitischen Wüstenstämmen. Beiden ist die Unstätigkeit, das Nomadentum eigen; beide kennen nicht den Begriff des festgegründeten Staates, sondern suchen ihr Heil in beständiger Wanderung und Wandlung. Sie grasen die Weideplätze ab, und ziehen weiter, dorthin, wo neue Beute winkt. Beide üben den jähen Überfall des Gegners mit völliger Abschlachtung und Ausrottung; beide beseelt der Wüstengeist, welcher leergebrannte Stätten hinter sich läßt. Nur haben unsere Hebräer unter den Kulturvölkern die Form ihrer Beutezüge verändert. Sie würgen nicht mehr mit der Schärfe des Schwertes, sondern sie erdrosseln den Gegner mit der goldenen Würgeschlinge des Kapitalwesens.*) Der Überfall und die Abschlachtung der Gegner vollzieht sich heute in modernisierter Form an der Börse. Dort werden die Würfel geworfen um Sieg und Herrschaft, dort wird das wirtschaftliche Glück und die wirtschaftliche Freiheit der Völker verspielt; und da Juda mit gefälschten Würfeln spielt, so ist ihm der Sieg sicher. Dort dreht der Völkerwürger seine goldenen Schlingen, in denen sich nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das politische und geistige Leben der Völker verfängt.

Gewiß aber darf man unsere heutigen Juden nicht mehr als reine Semiten ansprechen; auch sie haben allerlei fremde (vorwiegend semitische) Volkselemente in sich aufgenommen; es ist nur erstaunlich, in wie vollkommener Weise sie dieselben assimiliert haben. Man darf sich fragen, ob allein der talmudische Geist diese vollkommene Anpassung ermöglichte oder ob einige Tropfen jüdischen Blutes genügten, um dieser ganzen Masse das — wenigstens geistig — einheitliche Gepräge zu geben. Äußerlich zeigen die Juden von heute starke Unterschiede in der Erscheinung. Es lassen sich unter ihnen neben den semitischen

---

*) Hier liegt ein Vergleich mit den indischen Thags oder Thugs (= Räuber) nahe, die ihrem Gotte am besten zu dienen glauben, wenn sie recht viele Menschen erwürgen. Vielleicht stehen auch diese Thags in Beziehung zu der alten Auswurfskaste der Tschandala (s. S. 181).

auch negroide und turanische Typen erkennen. Ja, unter den aus Russisch-Polen kommenden Hebräern finden wir nicht wenige blonde und wasseräugige Elemente. Gilt es doch so ziemlich als sicher, daß das ehemalige Volk der Chasaren, die man für einen finnisch-tatarischen Stamm hält und die um etwa 800 n. Chr. ein eigenes Kaiserreich im Süden des heutigen Rußland besaßen, zum Judentum übergetreten und völlig in ihm aufgegangen ist. Die Juden selber sind sich dieses rassischen Unterschiedes bewußt, denn die über Spanien kommenden westlichen Juden, die sich Sephardim (wenn getauft: Marannen) nennen und nordafrikanisches Blut in sich haben, bezeichnen die östlichen Juden als Aschkenasim und sehen nicht ohne eine gewisse Geringschätzung auf sie herab. Dennoch umschlingt sie alle das talmudische Gesetz, und der rabbinische Despotismus zwingt sie zu einer festgeschlossenen Kaste zusammen, die in ihrer Feindschaft gegen alle nichtjüdischen Völker einig ist.

Wenn sonach die Juden von heute auch physisch keine einheitliche Rasse darstellen, so ist die gesamte Judenschaft dennoch von dem einheitlichen Rassegeiste des Hebräertums beseelt. Und — das wolle man beachten — das Geisteswesen ist für den Rassebegriff von höherer Bedeutung als das rein Physische, das recht wohl in allerlei Zufalls-Äußerlichkeiten spielen mag, ohne den rassischen Untergrund des Bluts- und Geisteswesens zu beeinträchtigen.

Wenn man nach einer Erläuterung des Begriffs „Rasse" sucht, so läßt sich dieselbe dahin formulieren: Rasse bezeichnet eine Gemeinschaft, die, von einem gemeinsamen Stammvater ausgehend, auf Blutsverwandtschaft beruht und darum eine Reihe übereinstimmender leiblicher und geistiger Eigenschaften aufweist. Es ist hierbei mit der Tatsache zu rechnen, daß mit dem Blute sich nicht nur körperliche Verhältnisse, sondern auch Eigenschaften des Geists und Gemüts, des Temperaments und Charakters vererben. Diese Erblichkeit ist umso beständiger (konstanter), je reiner und einheitlicher die Rasse ist. Durch Mischung mit anderen Rasse-Elementen werden rassische Eigenschaften

z. T. verschleiert, äußerlich noch mehr als innerlich, brechen aber nach Generationen oft mit überraschender Deutlichkeit wieder hervor. Man darf also sagen: Die Rasse kennzeichnet sich durch einen Komplex konstant vererblicher Eigenschaften.

Das deutsche Volk von heute stellt eine Mischung von germanischen, slavischen und romanischen (keltischen) — oder nach neuerer Bezeichnungsweise: von nordischen, alpinen und mediterranen — Elementen dar, die sich aber seit Jahrhunderten zu einer gewissen Homogenität verschmolzen haben, wenigstens insofern, als über die Einheitlichkeit deutschen Denkens und Fühlens bisher kaum ein Zweifel bestehen konnte. Erst in neuerer Zeit, nachdem deutliche Zeichen der Entartung sichtbar werden, scheint es, als sollten diese Rassenbestände wieder in ihre Urelemente auseinander fallen und nebenher eine Unmenge rassisch nicht einzureihender Misch-Erzeugnisse (Degenerations-Formen) zutage fördern.

Wenn das Vorhandensein einer besonderen jüdischen Rasse bestritten wird, wie es Felix von Luschan u. a. versuchen, so hat das vielleicht insofern eine Berechtigung, als es keine jüdische Urrasse gegeben hat; vielmehr scheinen mir die Hebräer aus einem Gemisch der verschiedenartigsten Rassenreste entstanden zu sein (vgl. S. 181), ein Gemisch, das jedoch durch Jahrtausend lange Inzucht zu einem rassenhaften Typus erhärtete.

Wer indessen nach der anthropologischen Eigenart der Juden sucht, wird diese weniger in bestimmten körperlichen Maßverhältnissen finden, als vielmehr in der Geistes- und Charakter-Beschaffenheit. Es ist ja richtig, daß die Sephardim vorwiegend langschädelig, die Aschkenasim oder Chasaren-Juden rundschädelig sind, und daß sich auch das Gesichtsprofil in den verschiedenartigsten Abstufungen bewegt. Als besonderes körperliches Merkmal der jüdischen Rasse könnte allenfalls die Kurzgliedrigkeit gelten. Fast alle Juden besitzen auffallend kurze Arme und Beine bei einem verhältnismäßig langen Oberkörper. Während sonst der normale Europäer, besonders der Germane, mehr klaftert, als seine Gesamtkörperlänge beträgt, ist es bei dem Hebräer umgekehrt. Die geringe Entwicklung der Arme könnte allerdings darauf zurückgeführt werden, daß diese Rasse sich niemals mit redlicher Handarbeit beschäftigte, auch niemals Waffen und Ruder führte, und darum die Arme wenig entwickelte. Zu den weiteren Erkennungsmerkmalen gehört das Verhältnis und der Stand des Ohres zu der Nase; bei den echten Ariern sind im Durchschnitt Ohr und Nase von gleicher Länge und stehen in gleicher Höhe; beim Juden sind in beiden Hinsichten Abweichungen und auffällige Unregelmäßigkeiten erkennbar.

Tatsächlich aber zeigt sich heute die jüdische Rassenkonstanz stärker als bei irgend einem anderen Menschenstamme, wie ja die schon (S. 190) erwähnte Äußerung des Professors Gans ebenfalls bestätigt. Die eigentümliche geistige Zähigkeit des jüdischen Volkes wird schon von der ältesten Zeit her bezeugt, da schon die alten Propheten sich über dieses „hartnäckige und halsstarrige" Volk erregten.

Die jüdische Eigenart mag auch dadurch besonders befestigt worden sein, daß dieses Volk mehr als jedes andere eine seinem Wesen angepaßte Religion besitzt, die sich zugleich in peinlichster Weise mit den Vorschriften der Lebensführung bis ins Einzelne befaßt. Rasse, Religion, Nationalität, Lebensweise und Geschäftsgebahrung sind bei den Hebräern aus einem Guß; sie sind der einheitliche Ausdruck desselben Grundwesens. Durch einheitliche Schulung und straffe Zucht, durch die gleiche, Jahrtausende hindurch geübte Lebenspraxis erhärtet und durch Inzucht verstärkt, mußte Geistesart und Charakter bei diesem Volke in ungewöhnlichem Maße befestigt werden und verknöchern, sodaß sie fremden Beeinflussungen weniger zugänglich sind, als irgend eine andere noch bildsame und entwicklungsfähige Menschenart.

Die freiwillige Absonderung des Stammes und die bewußt genährte Abneigung gegen alle übrigen Völker trug ein weiteres dazu bei, daß sich das Hebräertum in seiner Sonderart erhielt. Es sei wiederholt betont: die Abschließung seitens der Juden war eine freiwillige — eben zur Erhaltung ihrer Sonderart und

14*

Sondergebräuche. Sombart hebt hervor, daß die Juden nicht zu allen Zeiten nur „Halbbürger" in den fremden Staaten gewesen seien, sondern daß sie im Altertum vielfach geradezu privilegiert und mit Vorrechten ausgestattet waren (vergl. S. 20 und 164). Allein sie hielten sich aus eigenem Entschluß abseits vom bürgerlichen und staatlichen Leben; sie nahmen niemals vollen Anteil an den geistigen und politischen Schicksalen der Nation; sie fühlten sich überall als Gäste und Fremdlinge und waren stets bereit, ihr Bündel zu schnüren, um — mit Silber und Gold nach ihrer Ahnen Weise — über die Grenze zu entweichen.

Ferner bestätigt Sombart, daß die jüdische Eigenart sich nicht etwa erst in der Diaspora (Zerstreuung) herausgebildet habe, wie die tendenziöse jüdische Geschichtsschreibung mit Vorliebe es hinstellt, sondern daß die Diaspora selbst ein Werk dieser Eigenart ist. Ebensowenig läßt sich behaupten, daß die jüdischen Absonderlichkeiten eine Frucht der Religion, der rabbinischen Lehren seien; vielmehr ist auch die jüdische Religion aus dem Grundwesen des Judentums erwachsen und das notwendige Erzeugnis der jüdischen Denkart. Ja sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die jüdische Existenz. Ohne diese „morallose Moral" könnte der Hebräer gar nicht bestehen. Die rabbinischen Lehren sind nur der unverhüllte Ausdruck echt jüdischen Denkens und Empfindens; wären diese Lehren künstlich konstruiert und den Juden aufgezwungen worden, so hätte sich die jüdische Masse gegen solche Lebensanschauungen gesträubt. Davon hat man aber nie gehört. Vielmehr haben die Hebräer gern und willig diese vernunftlosen Lehren aufgenommen, weil sie ihnen so recht auf den Leib zugeschnitten waren. Mit Recht sagt daher Sombart, man dürfe ohne Bedenken aus der Eigenart der jüdischen Religion auf die völkische Eigenart der Juden zurückschließen. Wenn er freilich Zweifel darein setzt, ob man aus dem unehrlichen Verhalten von Isaak, Jakob und Josef auf einen schwindelhaften Grundzug des jüdischen Wesens zurückfolgern dürfe, so wollen wir es dem Leser überlassen, sich selbst seine Gedanken darüber zu machen.

Wenn nun immer wieder die Legende auftaucht, die Juden seien ursprünglich ein ackerbautreibendes Volk gewesen, so liegt hier die verzeihliche Verwechslung zwischen den Stämmen Israel und Juda vor. Die landläufige Meinung, besonders auch bei den Theologen, geht ja dahin, Israeliten und Juden seien identisch, eine Annahme, die bestritten werden muß, da sie sogar durch zahlreiche Stellen des Alten Testamentes, in denen von Israel und Juda die Rede ist, widerlegt wird.*) Das alte Israel war ein Volk von ehrenhaften Ackersleuten und Viehhirten, das erst später durch die eindringenden Hebräer unterjocht wurde. Der wirkliche Jude trat auch in Palästina, ebenso wie in anderen Ländern, als der finanzpolitische Usurpator auf; er kam mit dem Golde, das er fremden Völkern abgenommen hatte (wie bei dem Auszuge aus Ägypten) in das Land und machte sich die ehrsame Bevölkerung durch Geldleihe und Wucher zinsbar. So sind auch die Israeliten von dieser fremden Geld-Bourgeoisie unterjocht worden, genau wie bis auf den heutigen Tag viele andere Völker. Aber der Abscheu der eigentlichen Israeliten gegen die neuen Geldherrscher muß wohl stark gewesen sein, wenn der israelitische Feldhauptmann Abner gegenüber einer unehrenhaften Zumutung voll Entrüstung äußern konnte: „Bin ich denn ein Hundskopf wie ein Jude (nach Art eines Juden)?" (2. Sam. 3, 8).**)

2. Entwicklung der Juden als Handelsvolk.

Bei den späteren Lebensschicksalen des Volkes Juda war oft genug Gelegenheit geboten, sich dem Ackerbau zuzuwenden; allein die Hebräer haben nirgends

*) Bemerkenswert ist u. a. in der apokryph. Geschichte von der Susanna und Daniel V. 56 und 57, wie „Kanaans Art und nicht Judas" einerseits, und die „Töchter Israels" und Susanna als „Tochter Judas" voneinander scharf unterschieden werden.

**) „Harosch keleb anoki ascher l'jehuda?" — Luther hat diese Stelle nicht getreu wieder gegeben; genauer findet sie sich in der Bibel-Übersetzung von Kautzsch. — Vergl. „Hammer" Nr. 259: „Zur Entstehungs-Geschichte des Alten Testaments."

Gebrauch davon gemacht. Sie fühlen sich zu diesem mühsamen und grundehrlichen Gewerbe wenig hingezogen (die Natur läßt sich nicht betrügen). Und so sagt ja auch bereits die Weisheit eines talmudischen Rabbi: Wer hundert Sus auf den Handel verwendet, kann alle Tage Fleisch und Wein genießen; wer dagegen hundert Sus auf den Acker verwendet, muß sich mit Salz und Kraut begnügen, muß auf der Erde schlafen und allerlei Mühsal ertragen. — So fehlt es denn, wie Sombart bemerkt, auch nicht an Historikern, selbst nicht an jüdischen Historikern, die zugestehen, daß die Juden ein von Haus aus dem Handel zugeneigtes und ergebenes Volk, ein ausgesprochenes Handelsvolk sind. Auch dafür zeugen ja ihre ältesten Schriften. Inzwischen haben auch noch die Keilschrift-Urkunden aus Nippur bestätigt, daß auch im alten Babylonien die Hebräer bereits Großhändler und Bankiers waren. Den gefährlichen überseeischen Handel überließen sie freilich den Phönikern, denn dieser Handel erforderte persönlichen Mut und war mit Lebensgefahr verbunden.

Naiv nimmt es sich aus, wenn Sombart den bekannten Gold- und Silberraub der ausziehenden Juden aus Ägypten so hinstellen will, als wären es die Darlehnssummen der Ägypter gewesen, die die Hebräer unterschlugen. Das verrät einen erstaunlichen Mangel an Verständnis für Völker-Psychologie. Da die Hebräer in alter Zeit kaum jemals etwas anderes betrieben, als Getreide- und Viehhandel, Wucher und Pfandleihe, so ist anzunehmen, daß sie auch in Ägypten ähnliches taten. Ich vermute, jene goldenen und silbernen Geräte und kostbaren Kleider, die die Hebräer bei ihrem Auszuge mitnahmen, waren Pfandgegenstände, welche die durch jüdischen Wucher in Not geratenen Ägypter bei ihnen versetzt hatten. (Vgl. Sombart S. 370—71). Wie es um den jüdischen Wucher in alter Zeit bestellt war, dafür zeugt die Strafpredigt Nehemias, vor allem aber Amos 8, 4—7.

Daß die Rabbiner ihr Lebtag nicht verschmäht haben, sich ebenfalls stark an Geldgeschäften zu beteiligen, liegt in der Natur der jüdischen Lehre und Weltanschauung. Auch Sombart gibt zu, die Rabbiner seien in vielen Fällen die Hauptgeldgeber

gewesen; ja es finden sich Schriftstellen, die auf ein Wuchermonopol für die Rabbiner hinzudeuten scheinen. Sombart führt ein Beispiel aus dem Oxforder Papyrus an, das in der Tat einen grandiosen jüdischen Wucherfall darstellt. Denn es ist in dieser Urkunde, einem Schuldschein, deutlich ausgesprochen, daß die Schuld jedesmal sich verdoppeln soll, wenn sie an dem Fälligkeitstermine nicht zurückgezahlt wird. Eine echt jüdische Taktik, die wir zu allen Zeiten wiederfinden (vgl. S. 20).

Was Wunder, wenn mit solchen Praktiken die Hebräer zu allen Zeiten das Geld der Völker rasch in ihre Hände brachten. Und so bemerkt denn Sombart, auch bereits in der hellenistischen und kaiserlich-römischen Zeit seien die reichen Juden als die Geldgeber der Könige aufgetreten, und in der römischen Welt sei viel vom jüdischen Schacher und Wucher die Rede. Bei den Arabern aber steht der Hebräer in dem Rufe, daß ihm Wucher und Schacher im Blute lägen. Unter den merowingischen Königen sind die Juden ebenfalls Finanzverwalter und Geschäftsträger; und in Spanien, wo sie sich am freiesten bewegen durften, ist frühzeitig schon das Volk ihnen verschuldet. Schon in den Kreuzzügen vermitteln sie vorwiegend die Geldgeschäfte, und wuchern die Kreuzfahrer unbarmherzig aus (vgl. S. 20 u. ff.), sodaß Sombart feststellen muß: „Seitdem wir etwas vom jüdischen Wirtschaftsleben wissen, sehen wir in ihm die Geldleihe eine hervorragende Rolle spielen." (S. 375 u. flg.) Er setzt hinzu:

„Es wäre nun wirklich an der Zeit, daß die Mär verschwände, die Juden seien erst während des europäischen Mittelalters in das Geldleihgeschäft hineingezwungen worden, weil ihnen alle anderen Berufe verschlossen gewesen seien. Die zweitausendjährige Geschichte eines jüdischen Leihverkehrs bis zum Mittelalter beweist doch wahrhaftig schon deutlich genug die Irrigkeit jener Geschichtskonstruktion."

Auch dort, wo den Juden der Weg zu anderen Berufen nicht versperrt war, verlegten sie sich dennoch mit Vorliebe auf die Geldleihe gegen Pfänder, wie Karl Bücher für Frankfurt a. M. nachgewiesen hat. Ja, es hat Zeiten gegeben, wo die Behörden Prämien aussetzten, um die Juden zur Wahl auch an-

derer Berufe zu bewegen, allein es hat sich erfolglos erwiesen. Kennzeichnend für die jüdische Religion ist, daß die jüdischen Tempel im Altertum die Mittelpunkte des Geldverkehrs, gewissermaßen Bankhäuser waren. Im Tempel zu Jerusalem fanden sich große Goldvorräte aufgehäuft. Und diese Verquickung zwischen Religion und Geldgeschäft ist dadurch nicht entschuldigt, daß andere semitische Völker, wie die Babylonier, es auch so gemacht haben sollen. Jedenfalls läßt sich von den christlichen Gotteshäusern wohl ähnliches nicht behaupten. Mag es unter anderen Nationen hie und da auch Wuchertalente gegeben haben — im allgemeinen ist der Wucher der Nichtjuden ein recht dilettantisches Werk; lediglich die Hebräer haben ihn zu einer Kunst- und Wissenschaft ausgebildet, ja sie haben ihn zur Religion erhoben. Auch Sombart gesteht zu, daß die Technik der Darlehnsverträge bei den Juden zu einer unheimlichen Vollkommenheit entwickelt ist. Er sagt:

„Wenn man den vierten und fünften Abschnitt der Baba mezia durchliest, bekommt man den Eindruck, als ob es sich etwa um eine Wucher-Enquete in Hessen vor 20 oder 30 Jahren handelte; so tausendfältig sind die Kniffe und Pfiffe, die bei den Leihverträgen in Anwendung kommen."

Darum ist mit Recht nicht nur der jüdische Reichtum, sondern auch der jüdische Wucher sprichwörtlich geworden (vgl. S. 20 u. ff.).

Während die Priester unter anderen Völkern die Hüter der idealen Güter sein sollen, sind sie bei den Hebräern zugleich die raffiniertesten Geschäftemacher und selber Wucherer. Sombart sagt:

„Auffallend ist die große Anzahl reicher und sehr reicher Männer unter den Talmudisten. Es läßt sich mühelos eine Liste von mehreren Dutzend Rabbinern aufstellen, denen ein großer Reichtum nachgerühmt wurde."

Allein, Sombart gesteht, daß alle seine Untersuchungen über die Erwerbstalente der Juden nicht ausreichen, um die Erscheinung des jüdischen Reichtums hinlänglich zu erklären. In der Tat, er hat das wichtigste Moment vergessen: Den bandenmäßigen Zusammenhang des jüdischen Geschäftsgebahrens, die Chawrusse. Auch der große Erwerb der jüdischen Kapitalisten

ist nur durch das Chawrusse-Wesen zu erklären. Das im 4. Abschnitt (S. 40) gekennzeichnete Bild nach den Schilderungen des Kriminal-Aktuars Thiele bildet das typische Muster der jüdischen Erwerbsorganisation überhaupt. Die Chawrusse besteht heute noch allerwegen: an der Börse, unter den Banken, im Großhandel, in der Presse, im Mädchenhandel, unter jüdischen Taschendieben und Einbrechern, und verzweigt sich über die ganze Welt. Es gibt nur eine hinlängliche Erklärung für die phänomenale Bereicherung des Judenvolkes: die bandenmäßige Organisation des Handels, des Wuchers, des Betrugs und Diebstahls — und zwar all dieser im Zusammenhang untereinander — gleichviel welche verschämte und verblümte Formen derselbe angenommen haben mag.*)

Es ist so, wie Herder schon sagte: „Die Hebräer sind ein verächtliches Geschlecht schlauer Unterhändler, das sich nirgends nach eigener Ehre und Wohnung, nirgends nach einem Vaterlande sehnt." Daß sie ehemals tapfere Krieger und ehrliche Ackerbauer gewesen seien, will uns nicht glaubhaft erscheinen, denn so stark wandelt das Naturell eines Volkes sich nicht, außer es wäre in seinen Nachkommen völlig entartet.

Den letzten Versuch zur Ehrenrettung des jüdischen Volkes und zur Erklärung seiner Eigenschaften unternimmt Sombart, indem er die Juden als ein orientalisches Volk hinstellt, das unter Nordlandsvölker verschlagen wurde und mit diesen eine Kulturpaarung einging. Gewiß, man kann mit Recht darauf verweisen, daß die Durchdringung eines Volkes mit fremden Rasse-Elementen gewaltige Kulturimpulse verleihen kann. Gobineau**) hat bekanntlich die Entstehung der alten Kulturen als

---

*) Eine eigenartige, in Rußland das ganze jüdische Gemeinwesen beherrschende Geschäfts- und Ausbeutungs-Genossenschaft führt den Namen Kahal oder Kagal. Wichtige Aufschlüsse darüber finden sich bei Dr. Rich. Andree: „Zur Volkskunde der Juden". Auszüge enthält das „Handbuch der Judenfrage", 26. Aufl., S. 293—297.

**) Graf Gobineau: „Studie über die Ungleichheit der menschlichen Rassen." Stuttgart 1902.

die Folge der Durchdringung südländischer Völker mit Elementen der nordischen Rasse, der blonden Arier, zu erklären versucht, wobei letztere nun eine Herrenstellung unter den Unterjochten einnahmen und mittels ihres organisatorischen Geistes und ihres heroischen Denkens den Keim zu großen Entwicklungen legten. Die Rolle der Hebräer unter uns mit diesem Beispiel zu vergleichen wird schwerlich jemandem einfallen. Nirgend kann der Hebräer als ein Kulturbringer und sozialer Neuordner betrachtet werden; dazu ist seine ganze Wirkungsart zu negativ. Wenn Sombart fortgesetzt von einer „kapitalistischen Kultur" spricht, so ist das ein Euphemismus. Wir haben in unseren anfänglichen Betrachtungen erkennen gelernt, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise wohl eine gewaltige Auslösung schlummernder Kräfte herbeiführen kann, daß sie aber damit nur eine Aufreibung der Nationen bewirkt und niemals eine aufbauende Kultur schafft.

In richtiger Ahnung dieser Tatsache spricht denn Sombart auch gelegentlich von der „ganz kuriosen Blüte der kapitalistischen Kultur." Noch sonderbarer nimmt es sich aus, wenn er von diesem orientalischen Volke meint, in einer ihm völlig fremden klimatischen und volklichen Umgebung verzehre es seine besten Kräfte. Uns dünkt, es verzehrt die Kräfte der Anderen. Zustimmen aber können wir ihm, wenn er die Beduinen als umherschweifende Viehzüchter und Nomaden nennt und dann fortfährt:

„Ein solcher ruhelos umherirrender Beduinenstamm waren auch jene Hebräer, die etwa um das Jahr 1200 v. Chr. raubend und mordend in das Land Kanaan einbrachen, um dort die stammeingesessene Bevölkerung für sich arbeiten zu lassen." (Sombart S. 405).*)

Er gibt auch zu, daß die Eroberung des Landes wohl weniger durch kriegerische Tapferkeit erfolgte, als durch finanzielle Unterjochung, und die Hebräer hätten es verstanden, den größten

*) Alle diese Auffassungen sind übrigens bei Sombart nicht original, denn sie finden sich seit 25 Jahren ausgesprochen im „Handbuch der Judenfrage", dem früheren „Antisemiten-Katechismus" von Theod. Fritsch.

Teil des Landes sich abgabenpflichtig und so auf dem Wege der Frohnpflichtigkeit oder durch ein Kreditverhältnis sich dienstbar zu machen. Er gibt zu — wie es einsichtige Antisemiten von jeher dargestellt haben — daß

„erhebliche Teile der Hebräer als Renten- oder Zinsherren in den Städten saßen, während die unterjochte Bevölkerung als Kolonie oder freie Bauern das Land bebaute."

Wie auch Sombart zugesteht, ist das Gerede von dem ehemaligen Ackerbauvolk der Hebräer in das Reich der Mythe zu verweisen; er sagt:

„Aber der Geist des Nomadismus muß in allen Stämmen rege geblieben sein, denn wenn es anders gewesen wäre, wenn Israel" (soll heißen Juda) „auch nur im Sinne des Orients ein ackerbautreibendes Volk gewesen wäre, so würden wir die Entstehung und erste Gestaltung des jüdischen Religionssystems nimmermehr verstehen können."

In der Tat, ein Ackerbauvolk pflegt nicht eine Religion des Wuchers und Betruges zu erfinden und sich nicht einen Gott zu erküren, der die Verwüstung der Länder und Völker als heiliges Ziel steckt. Was von ehrlichem Ackerbau in die Geschichte des alten Judenvolkes hineinspielt, bezieht sich sicher auf die seßhafte Bevölkerung der Israeliten und nicht auf den später eingewanderten Wuchererstamm der Hebräer.*) Daß die israelitische Geschichte z. T. mit der jüdischen vermengt worden ist und daß neben dem haßerfüllten rachsüchtigen Völkerzerstörer Jahweh hie und da auch ein höherer Gottesbegriff im Alten Testament auftaucht, — alles das ist dem Einfluß der nichtjüdischen Israeliten zuzuschreiben.**) Das ahnt Sombart dunkel, wenn er sagt, der Pentateuch sei im Sinne eines Nomadenvolkes abgefaßt, und wenn er fortfährt:

*) Im „Hammer" Nr. 269 führt W. Scheuermanns an der Hand des Buches von M. Fishberg, einem amerikanischen Juden, die Legende von Ackerbau treibenden Juden darauf zurück, daß in alter Zeit, wie noch heute, die zum Judentum übergetretenen Angehörigen anderer landbauender Völker kurzweg als Juden bezeichnet worden sind.

**) Vergleiche „Hammer" Nr. 257: „Zur Entstehungs-Geschichte des Alten Testaments".

„Der Gott, der sich siegreich gegen die anderen falschen Götter durchsetzt, Jahweh, ist ein Wüsten- und Hirtengott. Und in der bewußten Aufrichtung des Jahwehkultes werden die alten Traditionen des Nomadentums durch Esra und Nehemia unter Nichtbeachtung der dazwischenliegenden (für die Juden selbst freilich vielleicht nie vorhanden gewesenen) Ackerbau-Periode ganz deutlich zur Richtschnur genommen."

Er führt Jul. Wellhausen an, der ebenfalls bestätigt: „Der Priesterkodex hütet sich vor jeder Hinweisung auf das ansässige Leben im Lande Kanaan; er hält sich formell streng innerhalb der Situation der Wüstenwanderung und will allen Ernstes eine Wüstengesetzgebung sein." Sombart meint, wenn nicht vorwiegend nomadische Instinkte und Neigungen die breiten Schichten des jüdischen Volkes beherrscht hätten, so hätte diese ganz und gar nomadistisch orientierte Religion dem Volke auf die Dauer nicht aufgezwungen werden können. Und das Schicksal des jüdischen Volkes beweise, daß es durch die Jahrtausende hindurch ein Wüsten- und Wandervolk geblieben sei.

Das ist auch meine Meinung. Aber alles dies ist nichts Anderes, als was feinsinnige Antisemiten, die tatsächlich in Dingen der Rassenerkenntnis ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind, seit Jahrzehnten klargestellt haben. Um aber ja alle Berührungspunkte mit diesen einsichtigen Völkerpsychologen zu vermeiden, hält es Sombart für nötig, von antisemitischen Pamphletisten" zu sprechen, die jenen Tatsachen in gehässiger Weise Stoff für ihre „Schimpfereien" entnommen hätten. Er muß wohl sehr wenig von den Betreffenden kennen, denn er nennt als solche Tendenzschriftsteller Eugen Dühring und Adolph Wahrmund, Männer, von denen besonders der letzte nur in wahrhaft vornehmer und wissenschaftlicher Weise über das Judenproblem geschrieben hat. Sombart findet alle antisemitischen Äußerungen „läppisch und gehässig", obwohl er uns doch auch nichts wesentlich Anderes, nur in anderer Zurichtung, aufzutischen vermag als jene scharfblickenden Geister, die das Rassenproblem erfaßt hatten, ehe gewissen, heute so klugredenden Gelehrten auch nur eine Ahnung davon aufgegangen war.

Mit Recht aber spöttelt er darüber, daß unsere zünftige

Kathederweisheit noch jetzt mit logischen Betrachtungen folgender Art krebsen geht: „In Palästina wurde im Altertum Ackerbau getrieben; die Juden haben Palästina in jener Zeit bewohnt, folglich sind sie Ackerbauer gewesen." In der Tat könnte man mit demselben Rechte sagen: Die Juden nehmen heute eine beherrschende Stellung in Deutschland ein, und da das deutsche Volk, das noch zu einem großen Teile vom Ackerbau lebt, auf hoher Kulturstufe steht, so müssen die Juden diese Ackerbauer und die Schöpfer der deutschen Kultur sein.

3. Zerstreuung der Juden über die Erde.

Auch für die Diaspora, die ja einen willkommenen Stoff für das Klagegeheul der Kinder Juda und das Mitleidsgewinsel vieler sentimentaler Menschen abgibt, hat Sombart ironische Worte.*) Er meint, von dem Exil könnten wir uns, wenn wir ehrlich sein wollten, eigentlich gar keine rechte Vorstellung machen; weder von dem Ausmarsch, noch von der Zurückführung. In dem jüdischen Bericht heißt es: „Und Nebukadnezar führete ganz Israel und alle Obersten und Kriegsleute hinweg; zehntausend wurden weggeführt und alle Schmiede und Schlosser; nichts blieb übrig, außer geringem Volke des Landes." Und wenn es dann weiter heißt: „Alle Vornehmen des Landes führte er gefangen hinweg, von Jerusalem gen Babel," so kommt uns der Gedanke, als ob nur die schmarotzenden oberen Klassen hinweggeführt worden seien, während man die ehrliche ackerbauende Bevölkerung im Lande beließ. (2. Könige 24, 14—15; und 25, 11—12.) An letzterer Stelle steht in Luthers Übersetzung offenbar ein Fehler. Es heißt dort: „Das andere Volk aber, das übrig war in der Stadt, und die zum Könige von Babel hielten, und das andere arme Volk führte Nebusur Adan, der Hofmeister, weg." Es muß offenbar

*) Interessant ist u. a. daß Al. Dumas in seinem Juden verherrlichenden Schauspiel: „Die Frau des Claudius" seinen „Helden" Daniel sagen läßt: „Die Diaspora hat uns nicht zerstreut, sondern verbreitet. Wir umstricken infolgedessen wie ein Netz die ganze Welt."

lauten: — „nicht hinweg"; — denn es heißt weiter: „Und von den Geringsten im Lande bestellte der Hofmeister Weingärtner und Ackerleute"; und weiter in Vers 22, daß der König das „übrige Volk" unter Gedaljas Befehl gesetzt habe.

Dem Hofmeister Nebusur Adan gibt Sombart den Titel „Der Oberste der Scharfrichter". — Warum diese gehässige Übersetzung? Verrät sich da nicht ein alter jüdischer Haß gegen den Feind Judas? — Aber Sombart selber stellt in Bezug auf die Exiliierten fest:

„Die eigentlichen Landleute waren nicht darunter. Also die Weisheit der assyrischen Könige erkannte offenbar, unter welcher Landplage das fruchtbare Kanaan litt und suchte die neue Provinz dadurch zu sanieren, daß sie die Schmarotzerklasse, die Plutokratie, hinwegführte und den ehrenhaften Bauern- und Arbeiterstand im Lande ließ."

Vortrefflich! So lasen die Antisemiten bereits vor 30 Jahren. Und wir sind mit Sombart einig darüber, daß diese ehrenhaften Leute der Rückstand der alten eingeborenen Stämme waren. Unser Autor hat sich also völlig die Auffassung der geschmähten Antisemiten zu eigen gemacht, wenn er die Herrschaft des Judenvolkes in Palästina und die von ihnen nach Babylon verschleppten Zustände in den Worten kennzeichnet:

„Städtische Herren, die zugleich Geldverleiher sind, lassen ihr Land durch nichtjüdische Teilbauern anbauen; das wenigstens ist das typische Bild, was wir aus dem babylonischen Talmud empfangen."

Sombart läßt durchblicken, das Exil der Hebräer in Babylon sei wohl gar kein zwangsweises gewesen, die Hebräer wären vielmehr freiwillig dorthin gegangen, um in den Kulturzentren ihre Wuchergeschäfte besser betreiben zu können.

„Denn," sagt er, „wir erfahren auch nichts davon, daß jene sich selbst verbannenden Juden etwa zur heimatlichen Scholle zurückgekehrt wären, nachdem sie sich ein kleines Vermögen erworben hatten: wie heute die auswandernden Schweizer oder Ungarn oder Italiener. Sie bleiben vielmehr in den fremden Städten und erhalten mit dem Heimatslande nur geistig-religiöse Beziehungen aufrecht. Höchstens, daß sie — als echte Nomaden — ihre jährliche Pilgerfahrt nach Jerusalem zum Passahfeste unternehmen."

Die Ausstrahlung des Hebräertums nach allen Verkehrsländern muß schon in jener Zeit eine starke gewesen sein, da

Josephus nach Strabo (63 v. Chr. bis 24 n. Chr.) schreibt, es sei nicht leicht, einen Ort der bewohnten Erde zu finden, welcher nicht von diesem Geschlecht bewohnt und beherrscht war. Auch Philo (um 20 v. Chr. bis 40 n. Chr.) berichtet, daß die Juden in zahlreichen Städten Europas, Asiens, Libyens, am Meer und im Binnenlande wohnhaft seien. Wir hören aber nichts von einem brutalen Gewaltakte, der sie dorthin entführt hätte; darum ist die Zerstreuung der Juden über alle Kulturländer offenbar eine freiwillige gewesen. Wie dicht sie beispielsweise im früh-kaiserlichen Rom schon saßen, bezeugen verschiedene Berichte. Eine Gesandtschaft des Judenkönigs Herodes wurde angeblich von 8000 ihrer in Rom ansässigen Glaubensgenossen zu Augustus begleitet, und im Jahre 19 nach Christus wurden 4000 Freigelassene in waffenfähigem Alter, die „vom ägyptischen und jüdischen Aberglauben angesteckt waren", zum Abschube nach Sardinien verurteilt (S. 430; nach Tacitus, Sueton und Josephus; letzterer soll ein Günstling des Vespasian gewesen sein).

Sombart kommt auch auf die starke Innenwanderung im Deutschen Reiche zu sprechen und führt dabei in Zahlen vor, wie die Hebräer aus dem Osten des Reiches nach dem Westen und besonders nach Berlin strömen. Dabei nimmt es sich doch mehr als eigentümlich aus, wenn er von einem „von Ort zu Ort gehetzten Volke" spricht. Wir unsererseits meinen, wenn die Juden aus Birnbaum und Meseritz nach Berlin ziehen, so tun sie dies wegen besserer Geschäfte und feinerer Genüsse, die sie hier finden, nicht aber, weil sie irgend jemand dorthin hetzte. Tatsächlich wohnt heute mehr als die Hälfte der Juden Deutschlands in Großstädten, da sie sich hier besser in ihrem Element fühlen, weil sowohl das regere Geschäftsleben als die Genüsse und der Lärm der Großstadt ihrem Geschmacke entspricht. Es ist auch zutreffend, wenn Sombart an anderer Stelle die modernen Großstädte mit der Wüste verglich, unter Hinweis darauf, daß Wander- und Wüstengeist das Wesen der modernen Städte erfülle und die Großstadt verwüstend auf das Volks-

leben wirke. „Wüste und Wald," sagt er, „sind die großen Kontraste, um die alle Wesenheit der Länder, wie der Menschen herumgelagert ist."

In der Tat, die eigentliche Geburts- und Heimstätte des Germanen ist der Wald, dessentwegen schon den waldfeindlichen Römern Germanien so unheimlich war. Nur in Wald und Feld kann heute der echte Deutsche noch gedeihen; und wie Wald und Wüste Gegensätze sind, so sind auch in Germanentum und Hebräertum die äußersten Gegensätze der Menschheit gekennzeichnet. Es steht fest, daß der Ackerbau allezeit die wichtigste Grundlage für die germanischen Geschlechter abgegeben hat und diesen in keiner Epoche der indogermanischen Vorgeschichte ganz unbekannt gewesen ist. In dem Zusammenleben und Zusammenwirken mit der Natur, wie es das Bauerntum bedingt, ist das Grundwesen des Germanentums wie aller wahrhaft aufbauenden Kulturvölker begründet. Die Fremdheit gegenüber der Natur aber ist das Kennzeichen des Semiten, von dessen Stammvater Kain, dem Mörder des sanften Ackermanns Abel, schon geschrieben steht: „Unstet und flüchtig sollst du sein! Deine Hand sei gegen jedermann und jedermanns Hand gegen dich!"

Seine Voreingenommenheit für das Judenwesen verrät Sombart, wenn er billigt, was ein jüdischer Arzt im Spanien des 16. Jahrhunderts zur Erklärung des „feingeistigen" Wesens der Juden ausgeklügelt hat. Er meint, die feine leichte Luft der Wüste, das „leichte Wasser" und die „feine Speise des Manna" habe im Juden eine wunderbare geistige Feinheit herausgebildet. Das Lächerliche dieser Auffassung liegt auf der Hand. Müßten dementsprechend nicht alle Beduinen feine Geister sein? Und wie will es Sombart erklären, daß seltsamer Weise der Araber, der doch gewiß ein echter Sohn der Wüste ist, sich durch eine tiefe Kluft von dem Hebräer getrennt fühlt? Kaum ein zweites Volk hegt einen so tiefen Abscheu vor den Juden, wie gerade die Araber. Arabische Schriftsteller haben in den bissigsten Worten ihrer Verachtung gegen den Hebäer

Ausdruck gegeben. Bereits 545 nach Christus schrieb Abd al Qâdir a-Jilani:

„Die Juden, die in der ganzen Welt zerstreut wohnen und doch fest zusammenhalten, sind listige, menschenfeindliche und gefährliche Geschöpfe, die man gleich der giftigen Schlange behandeln muß, nämlich indem man ihr sofort, wie sie heranschleicht, auf den Kopf tritt; läßt man sie nur einen Augenblick den Kopf hochheben, dann wird sie unfehlbar beißen und ihr Biß ist sicher totbringend."

Und wenn Sombart einen weiteren Versuch macht, das absonderliche Naturell des Hebräers aus dem früheren Wüstenleben zu erklären, so darf man ihm die Frage entgegenhalten: Warum sind denn die Araber nicht zu Juden geworden? — warum haben sie sich eine Gesinnung bewahrt, die als aristokratisch und heroisch im Vergleiche zu der jüdischen gelten darf?

Das feindselige Verhalten der Juden unter den nordischen Völkern versucht Sombart aus dem Gegensatz zwischen dem Südländer und den „naßkalten" Völkern des Nordens zu erklären.*) Allein auch dieser Verteidigungsversuch mißlingt, denn wir sehen, wie der Hebräer in den südlichen Ländern, in Ägypten und Marokko, die nämliche Stellung einnimmt und der nämliche Wucherer ist, wie im Norden. Und wenn nun zur Entschuldigung des Juden gar angeführt wird, sein schlimmer Charakter habe sich herausgebildet, indem er seit Jahrtausenden zum Hüter des Geldhortes der Völker gesetzt worden sei, so fragen wir: Wer hat ihn denn dazu bestellt? Hat er nicht selber diese Rolle gewählt? — Hier liegt eine im Punkte der Judenfrage bis zum Überdruß oft beliebte völlige Umkehrung und Kopfstellung der Tatsachen vor, die mit allem Geschichtlichen und besonders dem Geiste des ganzen Alten Testaments streitet. Sie gehört zu den plumpsten Bemäntelungsversuchen der Judenheit, leider aber auch zu denen, die unsern idealer ge-

*) An und für sich war das Verhältnis der Deutschen gegen die Juden in früherer Zeit keineswegs feindseliger Art (vgl. S. 20). Aber die Juden haben die große Langmut der Germanen bis zum Übermaße gemißbraucht und sich dadurch den dauerhaften Haß ihres Wirtsvolkes zugezogen.

richteten Landsleuten am leichtesten eingehen. Immer soll der Jude wider Willen in seine absonderliche Rolle gedrängt worden sein, während er doch in Wahrheit diese Rolle freiwillig gewählt hat, um die Zustände um sich her so zu schaffen, wie sie seinem Wesen genehm waren. Wenn Sombart sagt: „Sie wurden Herren des Geldes, und durch das Geld, das sie sich untertan machten, die Herren der Welt," so liegt darin doch ein Zugeständnis, wie die Hebräer sich des Geldes bemächtigten, um ihre Herrschaft auszuüben.

Dem Tieferblickenden taucht allerdings dabei die Frage auf, ob nicht das Geldwesen einen so gefährlich fälschenden und widernatürlichen Machtfaktor in das Menschenleben hineinträgt, daß gerade hierdurch der hebräische Täuschergeist zur Herrschaft gelangen konnte. Vielleicht werden die Völker von der Judenplage nicht eher befreit werden, als bis sie sich dem Banne des Geldwesens entziehen, jenes Geldes, dessen Wert auf einer Fiktion beruht und ein dämonisches Element in die Kultur einführte, oder bis — nach Lagardes Plan — der Staat das gesamte Geldgeschäft in seine Hand nimmt. Die Hebräer haben das Geld nicht erfunden und das gleißende Gold nicht aus dem Schoße der Erde geschürft, vielleicht aber haben sie jenen Mißbrauch des Geldes ausgedacht, der in Gestalt von Leihkapital die ehrlich schaffenden Völker dauernd in Zinsketten schlägt. Denn das unheimliche Geheimnis des Geldes liegt weniger im Gelde selbst, als in dem von ihm abgeleiteten Kapitalbegriff und dem mit diesem verbundenen widernatürlichen „ewigen Zins". Es ist unnatürlich, für ein einmal gegebenes Darlehn, solange es nicht zurückgezahlt wird, einen fortlaufenden gleichbleibenden Zins zu fordern, auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus. Hier liegt die Quelle des Notstandes der ehrlich schaffenden Völker; hier liegt die Ursache des unbegrenzten Wachstums des jüdischen Kapitals und der jüdischen Herrschermacht.*) Darum hat Sombart recht, wenn er sagt:

*) Theodor Fritsch hat schon vor 20 Jahren vorgeschlagen, gesetzmäßig in jede Zinszahlung einen Tilgungsbetrag (Amortisationsquote) einzuschließen, sodaß die Schuldsumme in absehbarer Zeit getilgt wird. — Vgl. „Bodenwucher und Börse", Leipzig 1892.

„Das Geld wurde dem Juden zu einem Mittel, Macht zu üben, ohne stark zu sein." Wahrlich, das schwächste und feigste Volk der Welt hat Herrengeberden angenommen unter dem Mißbrauch des gleißenden Goldes.

Belustigend ist, wenn Sombart erzählt, wie sehr die deutsch-polnischen Juden, die sogenannten Aschkenasim, den Sephardim oder spanisch-portugiesischen Glaubensgenossen aus dem Westen verhaßt sind (vgl. S. 209). So erwirkten die portugiesischen Juden im Jahre 1761 in Bordeaux einen dringenden Befehl, daß sämtliche fremden Juden innerhalb 14 Tagen Bordeaux zu verlassen hätten. Sie nannten die östlichen Juden „Landstreicher" und waren eifrigst bemüht, sie sobald als möglich los zu werden. Wenn nun also selbst die „edleren" Juden einen Abscheu vor den gemeinen Hebräern, den Aschkenasim, empfanden, wie kann man es uns verübeln, wenn wir diese Abneigung in erhöhtem Maße hegen? Denn die Sephardim und Aschkenasim sind wenigstens durch Glauben, Sitte und Lebensanschauung eng verbunden; wie sollten diese Abscheulichen nun uns, denen sie im Fühlen und Denken, in ihrem ganzen Wesen völlig fremd sind, nicht doppelt zuwider und verhaßt sein? Der seelische und geistig-sittliche Abstand zwischen jenen beiden Judenlagern kann wohl nicht gar so groß sein; sind sie doch beide mit der Atmosphäre des Talmud gesättigt. Und selbst Sombart gibt zu, daß die Gewohnheiten der sozial Niedrigstehenden aus jüdischem Blute ein ganz merkwürdiges Gepräge annehmen: Neigung zu kleinen Betrügereien, Aufdringlichkeit, Würdelosigkeit, Taktlosigkeit usw.

* * *

Diese Blütenlese aus Sombarts Schrift mag genügen, um darzutun, wie jemand, der sichtlich bemüht ist, alles am Hebräer aufs günstigste zu deuten, dennoch nicht umhin kann, eine Reihe schwerwiegender Fehler und Mängel im jüdischen Naturell zu-

zugestehen, die völlig ausreichen, die Juden innerhalb der Kulturvölker als ein höchst unerwünschtes blutsfremdes Element erkennen zu lassen, das die Abneigung der gesitteten Völker durchaus verdient.

Es ist wertvoll, wenn ein Mann, der jede Beziehung zum Antisemitismus ablehnt, und alles zusammenträgt, was zum Ruhm der Juden gesagt werden kann, dennoch so wichtige Zugeständnisse macht. Nur aus diesem Grunde sind hier die Ausführungen Sombarts so umfänglich wiedergegeben worden, auch, wenn sie dem in der Judenfrage besser Unterrichteten wenig neues sagen. Sombart hat offenbar vieles von den Antisemiten gelernt, aber er verfolgt die anerkennenswert kluge, wenn auch wenig noble Taktik, seine Lehrmeister zu verleugnen. Hoffentlich finden unsere deutschen Landsleute bei jemandem, der es abweist, für einen Antisemiten zu gelten, gewisse Tatsachen glaubhaft, die sie einem erkärten Antisemiten durchaus nicht glauben wollen.



XVI.

Der Einfluß der Juden auf die Frauenwelt.

Auf die Entwicklung des Detailhandels üben die Frauen einen bedeutsamen Einfluß aus. Sie sind es ja zumeist, die die Einkäufe für den häuslichen Bedarf besorgen; durch ihre Hände fließt der größte Teil des männlichen Einkommens wieder in das Geschäftsleben zurück, und es ist darum wahrlich nicht gleichgiltig, wem die Frauen ihre Kundschaft zuwenden.

Es ist nun eine allgemein zu beobachtende Tatsache, daß die meisten Frauen und Mädchen jüdische Geschäfte bevorzugen. Als Erklärung hierfür könnte die scheinbare Billigkeit der jüdischen Waren angeführt werden. Frauen — auch solche, zu deren Tugenden Sparsamkeit im richtigen Wortbegriff sonst keineswegs gehört — scheinen ein eigenartiges Vergnügen in der Vorstellung zu finden, einen Gegenstand billiger als zu dem üblichen Preise erstanden zu haben — selbst wenn diese Billigkeit nur in der Einbildung der Käuferinnen besteht. Sie rechnen sich das offenbar als einen Erfolg ihrer Klugheit an — in manchen Fällen vielleicht auch als den Triumph der Liebenswürdigkeit ihrer Person. Darum wird der Kaufmann, der dem eingebildeten Spür- und Überlistungssinn der Frau entgegenkommt, indem er seine Waren in berechneter Unordnung dem Aussuchen freigibt, ein besseres Geschäft machen als der „ordentliche" Konkurrent. Frauen haben vielmals Gelegenheitswaren nötig und gehen deshalb mit Vorliebe an solche (öffentliche) Stände, wo alles kunterbunt durch einander liegt, und wo sie denken können, etwas für sie Passendes billig zu ergattern; an den geordneten Ständen gehen sie vorbei, — so lautet das Geständnis einer weiberkundigen Hausfrau. Der Verkäufer schlägt mit der schlauen Ausnutzung dieser weiblichen Schwäche zwei Fliegen mit einer Klappe: er tut den Käuferinnen einen großen Gefallen und erspart sich selber

die Mühe, seinen Schund zu ordnen und auszusuchen — das besorgen die Käuferinnen noch obendrein.

Wenn nun überdies derselbe Geschäftsmann den Eindruck zu erwecken weiß, als ob er einer Kundin — und gerade nur ihr — gleichsam bestochen durch ihre persönlichen Vorzüge, einen Gegenstand unter dem Preis verkaufe, so wird er sich unfehlbar die Zuneigung dieser Käuferin gewinnen. Und wenn er es fertig bringt, allen Kundinnen in gleicher Weise zu schmeicheln, eine jede in der Täuschung zu erhalten, daß er sie vor anderen Kunden bevorzuge, so wird es ihm nicht an Zulauf fehlen.

Unsere Frauen — mögen sie sonst in mancherlei Dingen die Männer an Klugheit und feinem Instinkt übertreffen — sind in wirtschaftlichen Fragen außerordentlich naiv. Sie lassen sich von der blendenden Außenseite eines Dinges bestechen und von dem Augenblicks-Vorteil leiten, ohne sich Rechenschaft über die weiteren Folgen ihres Tuns zu geben. Sie fragen nicht danach, ob sie mit ihren Einkäufen etwa unsolide Elemente und schlechte Geschäftspraktiken unterstützen und dadurch, daß sie ihre Kundschaft reellen Geschäften entziehen, vielleicht ganze Erwerbs-Stände in förmliche Existenznot bringen, die unsolide Fabrikation fördern, kurz dem gesamten Geschäftsleben eine verhängnisvolle Richtung geben. Alle solche Erwägungen sind ihnen fremd.

In ihren Fehlern begegnen sie sich mit dem Naturell des Juden, der ebenfalls der Mann der blendenden Außenseite und des Augenblicks-Vorteiles ist. Der Hebräer, der das psychologische Studium seiner Kundschaft sorgfältiger betreibt, als der Kaufmann arischer Herkunft — weil er ja seinen Erfolg weniger in der Güte der Ware, als in der Ausnutzung der menschlichen Eitelkeiten und Schwächen sucht — hat von jeher diese Eigenheiten des weiblichen Naturells ausgewittert und die Schwächen der Frauen meisterlich zu benutzen gewußt.

Schon sein Schaufenster wirkt verwirrend auf den weiblichen Sinn. Es ist schwer zu sagen, worin eigentlich die Kunst

des Juden besteht, schon in der Auslage seiner Waren die Blicke der Vorübergehenden stärker zu fesseln, als das Geschäft eines Nichtjuden vermag. Es muß wohl ebenfalls ein Zusammenhang zwischen der tändeligen, zerstreuten Art des Frauensinns im Allgemeinen, und der jüdischen Ausstellungsweise bestehen, denn sicher ist es keineswegs etwa ein besserer Geschmack in der Anordnung der Gegenstände, eher ein verwirrendes Kunterbunt oder ein aufdringliches Hervortretenlassen einzelner Artikel, das die Beschauerinnen reizt und anzieht. Auch durch ungewöhnliche Preis-Auszeichnungen sucht der Jude zu verblüffen. Ein Gegenstand, der in einem nichtjüdischen Schaufenster bei einem Preise von 75 Pfg. ziemlich unbeachtet bleibt, kann in jüdischen Läden mit 97 Pfg. ausgezeichnet sein und hier nun auf einmal den Eindruck erwecken, als wäre er 3 Pfg. billiger als anderswo.

Jedenfalls ist es Tatsache, daß die jüdischen Schaufenster wie mit hypnotischer Kraft die große Masse der Neugierigen zu bannen wissen. Allerdings verschmäht der Hebräer keinerlei Mittel, um noch auf andere Weise diesen Erfolg zu erreichen. Den Herdentrieb des Publikums berechnend, sollen manche größere jüdische Geschäfte Personen eigens dafür bezahlen, daß sie zu gewissen verkehrsreichen Stunden auf der Straße vor dem Geschäft auf und abgehen und wie neugierig vor dem Schaufenster stehen bleiben. Ihr Beispiel reizt andere zur Nachahmung, und so zeigen sich solche Geschäfte beständig umlagert. Wenn sich dann einer der Mietlinge aus dem Knäuel löst und in das Geschäft tritt, so wirkt auch dieses Beispiel ansteckend und zieht andere nach.

Auch die regelmäßige auffällige Zeitungs-Reklame der jüdischen Geschäfte trägt dazu bei, die Kundschaft zu ihnen hinzulocken, und nicht zuletzt auf diesem Gebiet entwickelt der jüdische Händler durch Wort und Bild die ganze Vordringlichkeit und Rücksichtslosigkeit seiner Rasse.

Zweifellos wirken solche Künste mit, den jüdischen Geschäften einen stärkeren Zulauf zu sichern, als anderen, aber

doch reichen sie nicht aus, um gewisse fast rätselhafte Erscheinungen zu erklären. Es ist vielmehr die Persönlichkeit des Juden selber, die auf viele Frauen mit geradezu suggestiver Gewalt einwirkt.

Ohne Zweifel hat diesem verwunderlichen Einflusse der Juden die bekannte Empfänglichkeit unserer Frauen für alles „Fremde" schon vorgearbeitet. Es ist ja eine den Ausländern geradezu unverständliche Tatsache, daß sich bei uns Vertreterinnen der Weiblichkeit — vom Schulmädchen bis zur Frau in den Vierzigen — in Menge finden, die sich gegen eingeführte Neger wie gegen ihresgleichen, und gegen farbige Ausstellungspersonen geradezu schamlos benehmen, andere, die sich in den Kolonien gegen Eingeborene unglaubliche Vertraulichkeiten zuschulden kommen lassen. Ein Umstand, der, abgesehen von ungezügelter Sinnlichkeit, einen traurigen Tiefstand nationaler und rassischer Selbstachtung verrät. Alles das hat teil an dem Verhältnis, in welchem ein — leider — großer Teil unserer Frauenwelt zu den Juden steht.

Und hier gilt es den Schleier über einem dunklen Gebiete zu lüften, an welchem die Mehrzahl unserer Zeitgenossen ahnungslos vorübergeht, und der doch aufgedeckt werden muß, um den unheimlichen Einfluß, den die Juden unter uns erlangt haben, erklären zu helfen. Wohl ist es ein Gebiet, das man als gesitteter und gewissenhafter Mann nur mit Widerstreben betritt, und ich habe mich lange nicht dazu entschließen können, es öffentlich zu beleuchten. Da aber diese Schrift wegen ihres nüchternen volkswirtschaftlichen Inhalts davor bewahrt bleiben dürfte, von Unberufenen gelesen zu werden, so wird es ungefährlich sein, vor gereiften Lesern einmal mit aller Offenheit zu behandeln, was sonst die Öffentlichkeit zu scheuen pflegt. Handelt es sich doch um die heimliche Untergrabung der moralischen und physischen Kraft unseres Volkes durch das Treiben der Hebräer; darum mag die Rücksicht auf das Feingefühl einmal beiseite gesetzt werden. Auch ist die Erörterung dieser Frage hier nicht zu umgehen, weil sie zur Kennzeichnung des

rassischen und ethischen Milieus, in welchem der Hebräer lebt, und aus dessen Sphäre heraus er auch sein Leben und seine Geschäfte führt, notwendig ist. Um die Hauptgesichtspunkte dabei erkennen zu lassen, dienen am besten einige dem Leben entnommene Vorfälle.

Einleitend sei dazu folgendes bemerkt. Unter unserer weiblichen Jugend richten die vielen Tausende lediger und verehelichter jüdischer Genüßlinge eine Verheerung an, die allein schon hinreicht, unser Volk zugrunde zu richten, auch wenn die damit zusammenhängenden wirtschaftlichen und sozialen Schäden außer Betracht bleiben. Das wird die nachdenkliche Lektüre der folgenden Blätter erkennen lassen. Nach meiner Beobachtung aber sind selbst recht lebenserfahrene Männer unbekannt mit diesen Tatsachen überhaupt oder doch mit dem Umfange und der Tiefe des Schadens, den unser Volk durch sie erleidet; sie gehen daher blind oder gleichgültig an ihnen vorüber.

Kein Zweifel — den weitaus meisten Gebildeten von heute ist ja das eigentliche Wesen des Juden völlig unbekannt und förmlich unverständlich. Sie haben keine Gelegenheit gehabt, Einblicke in das innere jüdische Treiben zu gewinnen. Ihre Bekanntschaft mit den Juden beschränkt sich zumeist auf die flüchtigen Berührungen im gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr, und da sich hier der Hebräer von der harmlosesten und angenehmsten Seite zu zeigen weiß, so ist nicht zu verwundern, daß man immer wieder hören kann, die Juden seien doch eigentlich recht nette, anständige und liebenswürdige Leute. Andere kennen den Juden wohl gar nur aus literarischen Darstellungen wie „Nathan der Weise" oder aus Walther Scotts „Ivanhoe" und sind geneigt, die ihnen eingeflößte kritiklose Ehrfurcht vor den biblischen Erzvätern auch auf die Juden von heute zu übertragen. Ist doch von jeher gerade unsere Unterhaltungs-Literatur von den jüdischen Schriftstellern in raffinierter Weise dazu benutzt worden, ein völlig falsches Bild vom Juden zu zeichnen. Mit einem schlau berechneten Appell an die deutsche Rührseligkeit hat man Juden und Jüdinnen stets als edelge-

sinnte harmlose Wesen dargestellt, als Dulder, behaftet mit dem „ewigen Schmerz“ darüber, daß sie unter Vorurteilen und unbegründetem Haß boshafter Christen schwer zu leiden haben. Außerdem werden in unserer unter jüdischem Einfluß stehenden Tagespresse und Literatur alle in der Öffentlichkeit auftretenden Personen darauf hin beurteilt und bewertet, ob und inwieweit sie sich dem Judentum gegenüber günstig oder ungünstig stellen. Dieser Umstand ist für jüdische Schriftsteller der Maßstab ihrer Kritik von jeher gewesen und ist dies heute mehr als je. Er hat zur Folge, daß von Jugend auf unser Gemüt für eine gefälschte „Menschenfreundlichkeit“ und insbesondere für den „armen unschuldig verfolgten Juden“ empfänglich gemacht wird. In reiferen Jahren muß die „Bildung“ und „Duldsamkeit“ dazu herhalten, daß wir verhüten, den Hebräer von heute noch unter dem „mittelalterlichen Vorurteil“ leiden zu lassen. Ja, wir bemühen uns, den Juden wegen ihres vorgespiegelten Leidenszustandes nicht nur allerlei nachzusehen, sondern ihnen behilflich zu sein und sie zu fördern, wo wir nur können, gleichsam als hätten wir ein altes Unrecht gut zu machen, das unsere Vorfahren angeblich an ihnen begangen haben sollen.

Solche Gesinnung macht unserem Herzen zwar alle Ehre — ob aber auch unserem Verstande? — Alle Kenner der Geschichte und der Lebenstatsachen wissen, daß die Juden an dem Unheil, das ihnen gelegentlich widerfahren ist, nie ganz unschuldig waren (vergl. S. 20 u. ff.), und daß die Grausamkeiten, die in früheren Jahrhunderten gegen Hebräer verübt worden sein sollen, in vielen Fällen überhaupt erdichtet, in anderen stark übertrieben sind. So beschränkten sich die sogenannten „Judenschlachten“ des Mittelalters meist auf eine Austreibung der allzu zahlreich gewordenen Juden aus Städten und Gegenden, in denen der wirtschaftliche Druck, den sie durch ihre Wuchermanöver ausübten, unerträglich geworden war. Da auch heute noch die ganze Judenschaft ungeheures Geschrei erhebt, wenn einer der Ihrigen irgendwo Haare oder das Leben

lassen muß, ist es erklärlich, daß auch in der Geschichte alle Vorfälle, bei der Juden als leidende Partei beteiligt waren, maßlos aufgebauscht wurden.

* * *

Wirklich verstehen lernt den Juden von heute erst, wer Gelegenheit gehabt hat, Jahre hindurch vertraulich mit ihm zu verkehren; aber eine solche Gelegenheit bietet sich nicht vielen. Denn der Hebräer ist in der Auswahl seines intimen Umganges ebenso vorsichtig, wie andererseits der intelligente Deutsche, und dieser weiß trotz aller selbstverständlichen Toleranz doch instinktiv einen gewissen Abstand zwischen sich und dem Juden einzuhalten. Von umso größerem Belang sind die Erfahrungen in jüdischer Gemeinschaft, die wir im Folgenden den Erleber mit eigenen Worten erzählen lassen.

„Als harmloser Zwanzigjähriger kam ich aus der Kleinstadt nach Berlin. Ein Zufall führte mich in die Gesellschaft gleichaltriger Juden. Durch sie wurde ich auch in ihre Familien eingeführt, und ich sah und hörte hier mancherlei, was mich befremdete. Im weiteren Umgange mit meinen jüdischen Freunden kamen zuweilen Meinungen und Gesinnungen zum Vorschein, die mich innerlich entsetzten und empörten. Mit meinem Einspruch stieß ich aber immer auf so einmütiges Gelächter, daß ich anfing, mich meiner „rückständigen“ Gesinnung zu schämen.

Im engeren Kreise meiner jüdischen Bekannten drehte sich das Gespräch zumeist um die Weiblichkeit und um geschlechtliche Dinge; mit Vorliebe prahlten sie mit den Ränken und Listen, die sie angewendet hatten, um unschuldige Mädchen sich gefügig zu machen; und dabei fehlte es an jeglicher Spur von Gewissensbissen. Als etwas ganz Selbstverständliches wurde es angesehen, daß die dienenden Mädchen im Hause den Männern zur Verfügung stehen müßten. „Wir haben jetzt auch wieder ein neues Mädchen,“ berichtete einer. — „Ist sie denn hübsch?“

fragte der andere. „Nun, mein Vater, wird mir doch nichts Schlechtes aussuchen," lautete die Antwort. — Einer erzählte mit einer gewissen Entrüstung, daß das neue Mädchen in seiner Familie sich gegen seine Annäherung gesträubt hätte; da habe aber sein Vater dem Mädchen den Kopf zurecht gesetzt und gesagt: „Habe ich Sie nicht gemietet als „Mädchen für alles"? — Nun also! — „Für alles," — da gehört das auch dazu!" — Und die allseitige Zustimmung der Hörer bewies, daß dies die allgemeine Auffassung war.

Viele Jahre später traten diese ersten nachhaltigen Erinnerungen mir wieder lebhaft vor die Seele.

Einen bekannten Schulreformer hatte ich mich wiederholt vergeblich bemüht, von der Schädlichkeit der Juden zu überzeugen. Er war zu sehr Idealist und stand dem praktischen Leben zu fern, um für geschäftliche, volkswirtschaftliche und politische Tatsachen empfänglich zu sein. Nach seiner Meinung entsprang alle Judengegnerschaft aus dem Neide und der Untüchtigkeit der „christlichen" Geschäftsleute, die sich dem „überlegenen" Juden nicht gewachsen fühlten. Um ihn auf ein Gebiet zu führen, auf welchem jedem sittlich empfindenden Menschen der Unwille aufsteigen muß, erzählte ich ihm einige meiner älteren und neueren Erlebnisse aus dem Kapitel „Juden und Weiber". Jedoch auch sie machten keinen Eindruck auf ihn; er hielt sie offenbar für unglaubhaft oder mindestens übertrieben.

Nach längerer Zeit besuchte er mich wieder und dabei gestand er mir:

„Jetzt habe ich mich überzeugen müssen, daß Ihre Schilderungen in Bezug auf die Juden und die Frauen doch glaubhaft sind. In München stieg ein Herr zu mir ins Abteil, den ich im Gespräch als einen gebildeten Juden erkannte. Er mochte Großkaufmann oder Bankier sein. Im Laufe der Unterhaltung berührten wir auch die Dienstbotenfrage und er äußerte: „Nun, Gott sei Dank, wir haben jetzt wieder ein ordentliches, nettes Mädchen." Als ich frug, ob in München die Dienstmädchen auch rar seien, antwortete er: „Mädchen kann man schon genug haben, aber wenn ich ein Mädchen anstelle, so habe ich meine besonderen Bedingungen. Ich habe einen fünfzehnjährigen Sohn, und da verlange ich, daß er freien Zutritt zu dem Mädchen hat."

Der Erzähler setzte hinzu:

„Ich glaubte meinen Ohren nicht recht zu trauen; das Herz krampfte sich mir zusammen, ich gab mir aber den Anschein der Gleichgiltigkeit und frug: Was sagt denn aber Ihre Frau dazu? Die Antwort lautete: „Was soll sie dazu sagen; meine Frau ist eine verständige Frau. Soll sie wünschen, daß der Junge auf der Straße sich mit unsauberen Weibern einläßt? Es kann ihr doch nur lieb sein, wenn der Junge ein reinliches Mädchen im Hause hat!"

Unser Erziehung-Reformer war über diese Antwort noch mehr betroffen gewesen als über die erste; nunmehr aber war ihm endlich die Erkenntnis aufgegangen, daß jüdisches Denken und Empfinden von dem unsrigen durch eine Welt getrennt ist.

Wie viele von unsern „Gemütsmenschen", die alles bestreiten, was sie nicht selber erfahren, haben aber Gelegenheit, ihre Nathan-Ansichten vom Juden-Charakter so drastisch um das Gegenteil zu bereichern? Man erkennt: jüdische Jugenderziehung sieht anders aus als die deutsche. Was Wunder, **wenn die zu Jünglingen herangewachsenen Knaben ihre auf solchem Wege gewonnenen Erfahrungen so bald und so rücksichtslos wie möglich in die Praxis übertragen, daß sie sich gewöhnen, in jedem ihrer Ansicht nach sozial unter ihnen stehenden oder von ihnen abhängigen weiblichen Wesen nichts anderes zu sehen, als ein Werkzeug zur Befriedigung ihrer Lüste? Wer aus dieser Auffassung die Folgerungen zu ziehen sich nicht scheut, der kann nicht verwundert sein über die rassische Entartung, die sich in den ungezählten Tausenden unehelicher und pseudo-ehelicher Kinder aus jüdisch-deutschem Geschlechtsverkehr wahrnehmbar macht; den wird auch der deutlich erkennbare Mischlingstyp in der Bevölkerung von Berlin, Frankfurt und anderen judenreichen Städten und Gegenden nicht befremden. Und Hand in Hand damit geht der unheimliche Verfall des Volkscharakters, den jede Rassenmischung herbeiführt und der noch der Verderb jeder Nation gewesen ist. Aus sittlichen Erschlaffungen rettet sich ein Volk wieder empor, aus rassischem Verfall nicht mehr. Das alte Rom ist für diesen, Frankreich für jenen ein geschichtliches Beispiel.**

Allbekannt ist die lüsterne Dreistigkeit, mit der in erster Reihe die jüdische Jugend in Geschäften, in Konzerten, auf Bällen, in Gasthöfen, gegen die weiblichen Angestellten, gegen gesellschaftlich anspruchlosere oder wirklich unerfahrene Besucherinnen auftritt. Die Gewissenlosesten unter ihnen verschonen weder verheiratete Frauen noch halbe Kinder mit ihren Zudringlichkeiten, und derartige Fälle bilden eine stehende Rubrik bei den Polizeigerichten, und sie würden auch den Unbelehrbarsten bald bedenklich machen, wenn die Angabe der „Konfession" der Übeltäter nicht in den Zeitungen geflissentlich unterdrückt würde.

Es ist eine durch viele Gerichtsverhandlungen bestätigte Tatsache, daß Juden sich mit Vorliebe an noch unberührten, halbwüchsigen Mädchen und selbst an Kindern vergreifen. Auch für diese Ungeheuerlichkeiten findet sich in der talmudischen Literatur eine Art Anwalt; sucht doch ein Talmud-Rabbi des näheren zu begründen, warum ein Mädchen von drei Jahren schon zum Beischlaf geeignet sei.*)

Um übrigens auf meine eigenen Erfahrungen wieder zurückzukommen, so bemerke ich, daß gerade meine Erlebnisse auf dem eben erwähnten Gebiete mir für die furchtbare Gefahr, die von jüdischer Seite unserm Volksleben droht, den Blick geschärft haben. Und für Beobachtungen einschlägiger Art war Berlin zu Ende der siebziger Jahre vergangenen Jahrhunderts das richtige Feld. Das Emporkommen der Judenschaft war in jener Zeit ein ganz augenfälliges. Die betrügerischen Börsen-Manöver der Gründerjahre hatten den Hebräern gewaltige Reichtümer zugeführt, und so drängten sie sich im gesellschaftlichen wie im öffentlichen Leben überall in den Vordergrund. Schon damals ließ sich an der für jeden ehrlichen Deutschen tief beschämenden Tatsache nicht vorbeigehen, daß oft herrliche deutsche Frauengestalten am Arme von Juden einhergingen —

---

*) Vergl. Fritsch: Beweismaterial gegen Jahwe. 2. Aufl. (1912) Seite 87.

und nicht etwa in der Rolle der ehrbaren Gattin. Bestochen durch das äußere glänzende Auftreten der auf beliebigen Wegen zu Reichtum gelangten Hebräer und durch raffinierte Verführungskünste verlockt, fallen Jahr um Jahr zahllose weibliche Wesen, die berufen wären, ihrem Volke tüchtige Mütter zu sein, den Juden anheim und sinken auf die Stufe käuflicher Wesen herab.

Wo immer Juden gelebt haben und leben, hat sich das Dirnen-Wesen stets üppig entwickelt; bekanntermaßen spielt sich kaum irgend ein Skandalprozeß ab, in dem nicht ein oder mehrere Juden als „Freund" oder Verführer, als Wucherer, Betrüger oder Hehler irgendwie beteiligt sind. Von jüdischen Ausschweifungen geschlechtlicher Art weiß außer dem Alten Testament bereits der Leydener Papyrus aus ägyptischer Vorzeit zu berichten.*) Der Jude als Orientale ist Anhänger der Vielehe oder, wie sich der bekannte jüdische Schriftsteller Max Nordau (Südfeld) ausdrückt, „kein monogamisches Tier". Wenn er auch in Ländern, wo nur die Einehe gesetzlich zulässig ist, sich äußerlich dieser Form fügt, so weiß er doch Wege genug zu finden, seinen orientalischen Neigungen in anderer Form nachzugehen. Die jüdischen Ehefrauen legen ihren Männern hierbei nichts in den Weg, sei es, daß ihnen die Vorstellung der Vielweiberei ebenfalls etwas Angeborenes ist, sei es, daß sie eine stille Freude darüber empfinden, Frauen fremden Stammes ihren Männern als Buhlerinnen unterworfen zu sehen. Inbezug auf diese Erscheinung ist es interessant, festzustellen, wie derartige Vorkommnisse von Jüdinnen offen beurteilt werden.

Im „Lit. Echo" (1912 Heft 3) verherrlicht die Hebräerin Anselma Heine ihren Stammesgenossen, den Schriftsteller Jacobowski. Dabei kommt sie auch auf seine Liebesabenteuer zu sprechen und äußert im Zusammenhange damit: „Plötzlich entdeckte ich an ihm den typisch uralten Schmerzenszug seiner Rasse (!). Es war ihm eine rachsüchtige Wonne (!), über die Frauen Macht zu zeigen, und nie markierte er höhnischer den Plebejer, als wenn

---

*) Vergl. Handbuch der Judenfrage, 26. Aufl., Seite 240.

er sich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der blonden Edelinge unterjocht zu haben." — Man versuche sich einmal vorzustellen, ob es möglich wäre, daß eine Schriftstellerin deutschen Geblütes derartige Bekenntnisse von Triumphen eines Landmannes über Jüdinnen mit solchem wollüstigen Schauer der Verehrung aller Welt ankündigte.

Und noch ein zweites Beispiel dieser Art. — Im Verlage der Firma Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig, die durch Betonung ihrer streng evangelischen und staatstreuen Richtung, im besonderen als Verlegerin des Familienblattes „Daheim", zu Ansehen gelangt ist, erscheinen seit etwa 25 Jahren die „Monatshefte" (des Daheims), eine Zeitschrift unterhaltenden Inhalts, herausgegeben von H. v. Zobeltitz und P. O. Höcker, die in neuerer Zeit mit Vorliebe Romane aus jüdischer Feder bringt. In dem kürzlich veröffentlichten Roman des jüdischen Schriftstellers Bernhard Kellermann (Fürth) „Der Tunnel" findet sich folgende bemerkenswerte Stelle:

„S. Woolf war das Muster eines Gentleman. Er hatte nur (!) ein Laster, und er verbarg es sorgfältig vor der Welt. Das war seine außerordentliche Sinnlichkeit. Das Blut begann in seinen Ohren zu knacken, sobald er ein junges hübsches Mädchen sah. Er kam jedes Jahr einmal mindestens nach Paris und London, und in beiden Städten hatte er seine Freundinnen. Häufig brachte er auch von seinen Reisen „Nichten" mit, die er nach New-York verpflanzte. Die Mädchen mußten schön, jung und blond (!) sein. S. Woolf rächte (!) auf diese Weise den armen Samuel Wolfsohn (seinen Vater), den die Konkurrenz gutgebauter Tennis-Spieler und großer Monatswechsel (!) vor Jahren bei allen schönen Frauen aus dem Felde geschlagen hatte. Er rächte sich an jener blonden Rasse, die ihn früher mit dem Fuße getreten hatte. Und er entschädigte sich vor allem für eine entbehrungsreiche Jugend."

Also: der cynische Wüstling, der mit „blonden Mädchen" umgeht wie mit „Menschenfleisch", sie aufgreift, genießt und dann wegwirft, das ist nach jüdischen Begriffen das „Muster eines Gentleman"! Und dabei dieser närrische Rachegedanke: Weil der alte Wolfsohn bei den germanischen Frauen kein Glück hatte, darum muß sich der Sohn an den anderen Frauen der blonden Rasse rächen!? Hat hier nicht der jüdische Verfasser versehentlich zuviel verraten? — Es ist also nicht Zuneigung oder bloßes sinnliches Begehren, was den Hebräer zu den blonden Frauen hinzieht als vielmehr — Haß und Rache? Er will — einerlei, ob sie zu seiner „Rache" in Beziehung stehen oder nicht — ihrer möglichst viele verderben und schänden, und damit Vergeltung üben — für was? — für ein Unrecht, das ganz allein in der durch Gehässigkeit und Dünkel getrübten Einbildung der Juden besteht.

Fürwahr, eine solche Logik kann nur gedeihen in dem Gefühlssumpfe eines Volkes, das noch heute, nach mehr als 2000 Jahren, mit Triumphgesängen das Andenken an die Niedermetzelung jener 75 000 Perser feiert, die dem Rachedurst der Dirne Esther und ihres Oheims Mardochai zum Opfer gefallen sein sollen.

Aber — kein Zweifel — der wirkliche Beweggrund der Rache liegt für den jüdischen Gentleman in dem Nachsatze: „Er entschädigte sich für seine entbehrungsreiche Jugend", indem er möglichst viele Frauen der blonden Rasse mit Hilfe seines Geldes und seiner Verführungskünste entehrt, wobei ihm der eingefleischte Haß seine Triumphe versüßt.

Und der „typisch uralte Schmerzenszug der jüdischen Rasse" der „ewige Judenschmerz" der Heine, Jakobowski und Genossen? Es ist nichts anderes als der Schmerz Mephistos, daß er nicht unbehelligt schalten und walten darf, wie er will, der Schmerz Shylocks, dem verwehrt wird, seinen dämonischen Haß durch Zerfleischung seines Gegners zu befriedigen. Dieser Schmerz, aus Haß und Hochmut gegen alles Nichtjüdische geboren, ist allerdings ein uraltes Erbteil der Rasse, einer ihrer bleibenden Wesenszüge. Ihn kleidet der Jude in den Schein der Wehmut, wodurch er Einfältige betört, so lange er es nicht wagt oder Gelegenheit hat, ihn in seiner wahren Gestalt zu zeigen; er entschleiert sich als freche Sinnlichkeit oder schonungslose Raubgier, wenn sich unverhüllt ans Licht wagen darf. Wehe denen, die sich von der harmlosen Außenseite blenden lassen, und Schmach und Schande über alle, welche gar dem Juden behilflich sind, die Mitmenschheit über die

wahre Natur seines „Schmerzes" und seiner „Rache" zu täuschen.

Wes Geistes Kind der „typische uralte Schmerz" des Volkes Gottes ist, offenbart ein Gedicht, das die jüdische Zeitschrift „Die Aktion" (Februar 1913) aus der Feder eines gewissen Paul Meyer veröffentlicht. Es öffnet vielleicht auch diesem oder jenem die Augen über die nur noch leicht verhüllten „letzten Ziele" der Judenheit.

Ahasvers fröhlich Wanderlied.

„Seht, ich bin der Wurzellose,
Kein der Umwelt Anvermählter;
Keines Heimwehtraums Narkose
Treibt das Herz mir in die Hose,
Denn ich bin ein Leidgestählter.

Meiner Seele glatte Häute
Bergen, was ich bettelnd büßte,
Doch, es türmt sich meine Beute,
Und es jauchzen eure Bräute
Mir, dem Auswurf fremder Wüste.

Treibt ihr mich von euren Schwellen,
Ich bin doch der Meistbegehrte,
Eure Neidgeschreie gellen,
Denn ich trinke eure Quellen,
Und ich wäge eure Werte.

Gähnend dampft ihr euren Knaster
Zu der ehrbaren Verdauung,
Doch ich bin ein kluger Taster,
Und ich reize eure Laster
Zu höchsteigener Erbauung.

Also treibe ich die Spiele
Meines reifen Übermutes,
Sonderbare, sehr subtile,
Letzte, euch verhüllte Ziele
Meines Asiaten-Blutes!"

Es ist Tatsache, daß die rabbinischen Lehren des Talmud der jüdischen Ehefrau das Recht aberkennen, gegen den Umgang ihres Mannes mit nichtjüdischen Frauen, selbst mit verheirateten, Einwendungen zu erheben. Dabei spricht der Umstand mit, daß die Ehe der Nichtjuden nach rabbinischer Auffassung nicht als Ehe anzusehen, sondern nur „dem Zusammenleben der Tiere gleich zu achten" ist. Gelten doch nach der talmudischen Lehre die Nichtjuden überhaupt nicht als Menschen, sondern nur als „Tiere in Menschengestalt" (vgl. S. 50).

Aus solcher Auffassung erklärt sich eine Reihe uns sonst rätselhafter jüdischer Ansichten. Das Tier hat keine sittlichen

Rechte, und daher kennt der Rabbinismus auch keine sittlichen Pflichten des Juden gegenüber den Nichtjuden. Ein schönes nichtjüdisches Weib ist sonach in den Augen des Juden nichts anderes als ein schönes Tier und er darf deshalb mit ihm tun nach seinem Belieben. Irgendwelche Gewissensbedenken über dessen Untergang braucht er sich jedenfalls nicht zu machen.

Es sind vereinzelt Stimmen besser gearteter Hebräer laut geworden, die dieses schmachvolle Verhalten ihrer Stammesgenossen gegen nichtjüdische Frauen offen eingestanden und gemißbilligt haben. So schrieb Conrad Alberti (Sittenfeld) in M. G. Conrad's „Gesellschaft" (1889, Nr. 2), nachdem er vorher von der jüdischen Unduldsamkeit gegen Nichtjuden gesprochen hatte:

„Eine Ausnahme bildet nur der geschlechtliche Verkehr, besonders das Verhalten reicher Judenjungen armen Mädchen, Nähterinnen usw. gegenüber. Es erreicht eine unglaubliche Stufe der zynischen Roheit, zu welcher ich christliche junge Leute nie habe herabsinken sehen. Diese bewahren dem Weibe gegenüber meist doch noch einen letzten Rest von Scham, die unseren Börsenjobbern bis auf das Fünkchen abgeht."

Daß dieses aufrichtige Geständnis auf Tatsachen beruht, dafür könnten die Tausende von Mädchen, die alljährlich in jüdischen Geschäften und Familien der Schande anheimfallen, ein erschütterndes Zeugnis ablegen. Gewiß hat der Einwand Berechtigung, daß auch nichtjüdische Dienstherren oder Vorgesetzte sich vielfach gleiches zuschulden kommen lassen; aber immerhin zeigt sich bei allen diesen Fällen hüben und drüben ein charakteristischer Unterschied. Und dieser liegt in dem Verhalten der jüdischen Frauen gegenüber dem Benehmen der Männer. Auf die Klagen eines Dienstmädchens hin, daß der „Herr" oder „junge Herr" ihm nachstelle, wird eine deutsche Ehefrau in 99 von hundert Fällen ihrem männlichen Hausgenossen böse Stunden bereiten, das Mädchen aber wahrscheinlich durch ein mindergefährliches ersetzen. Anders die jüdische Ehefrau oder Mutter. Wie sie sich gegenüber dem heranwachsenden Sohne „duldsam" benimmt, so wird sie auch dem Gatten seine Schwächen nicht allein nachsehen, sondern in dessen und ihrem eigenen

Interesse, das Beispiel der Sarah nachahmend, dem Mädchen raten, ihrem Nachsteller zu Willen zu sein.

Mir sind aus einem bestimmten Falle die Worte bekannt, mit der eine reiche jüdische Frau die Beschwerden ihres hübschen Stubenmädchens über die Nachstellung von seiten des Hausherrn abtat. Fast mitleidig lächelnd und mit einer Art von mütterlichem Wohlwollen erklärte ihr die Hausherrin: „Was sind Sie für ein törichtes Kind! Sie sind hübsch, Sie sind jung; wenn Sie in ein anderes Haus kommen, da werden auch Männer sein und die werden Ihnen auch nachstellen. Und wenn Sie da wieder weggehen, anderswohin, wird's auch wieder so sein. Männer sind nun einmal so; einem hübschen Mädchen wird überall nachgestellt. Und schließlich werden Sie doch nachgeben. — Seien Sie gescheit, bleiben Sie hier; mein Mann ist reich, der kann Sie gut bezahlen!"*)

In dem vorliegenden Falle war die Betreffende charakterfest genug, sogleich den Abschied zu nehmen, aber wie viele andere werden imstande sein, einer solchen raffinierten Versuchung zu widerstehen? Sie fallen dem Juden zum Opfer und bewahren Stillschweigen über ihre Schmach. Da überdies der Jude klug genug ist, durch gute Behandlung und kleine Geschenke der Eitelkeit der Mädchen zu schmeicheln, so kostet es ihnen, nachdem sie die Scham einmal verloren haben, nicht einmal mehr Überwindung, noch rühmend und anerkennend von ihrer jüdischen Herrschaft zu reden.

Als befremdlich an dieser Geschichte mag das eigentümliche Verhalten der jüdischen Ehefrau erscheinen, jedoch ist dem Kenner der Verhältnisse diese Tatsache nicht neu; und abgesehen von der schon oben gekennzeichneten talmudischen Auffassung entspringt solches Verhalten noch einem anderen rein materiellen Gesichtspunkte. Die Jüdin weiß zur Genüge, daß der lüsterne Gatte sich an dem Verkehr mit einer Frau nicht genügen läßt. Er wird also außer dem Hause noch Gelegenheiten suchen. Das ist aber zumeist kostspielig und außerdem mit

*) Es ist in Berlin in eingeweihten Kreisen bekannt, daß viele Vermieterinnen gegen eine besondere Vergütung alle zuwandernden hübschen jungen Landmädchen ausschließlich jüdischen Häusern zuweisen.

mancherlei Gefahren verknüpft — schon in gesundheitlicher Hinsicht. Die kluge sparsame Jüdin sagt sich also: ein gesundes Mädchen im Hause, das einige Taler Lohn mehr erhält als anderswo und dann und wann noch ein kleines Geschenk, ist der billigste Ausweg, um das Ausschweifungsbedürfnis des Gatten zu beschwichtigen; und eine Ansteckungs-Gefahr dabei ist ausgeschlossen. —

* * *

Im Vorhergehenden ist bereits angedeutet worden, daß von der Persönlichkeit des Juden ein merkwürdiger, ja rätselhafter Einfluß auf manche Frauen ausgeht, den man als suggestiv, willenlähmend, auslegen kann. Als in den vergangenen neunziger Jahren in den „Deutsch-sozialen Blättern" dieses Thema einmal berührt wurde, gingen von allen Seiten Mitteilungen über eigene Erlebnisse und Beobachtungen ein, die diesen Einfluß bestätigten. Es erscheinen dabei Gewalten im Hintergrunde, die man dämonischer Art zu nennen versucht ist, unnatürliche Aufstachelungen der Sinnlichkeit, die das Opfer anscheinend aller Vernunft berauben. Die Rolle der „Bezauberung" durch unerklärliche Mittel, die man sonst der Frau zumißt, scheint hierbei vertauscht zu sein. Und unheimlich ist diese Macht zu nennen, weil das ihrem Einflusse zugängliche weibliche Wesen ihr förmlich widerstandslos zu unterliegen scheint.

Unter den erwähnten Mitteilungen befanden sich nachstehende, die als besonders kennzeichnend hierher gesetzt sein mögen. Eine Dame schrieb:

Ein ziemlich schäbiger Jude begegnet einer Frau aus gutem bürgerlichen Stande. Er blickt sie an, sie bleibt wie angewurzelt stehen, sieht sich nach ihm um und geht ihm nach. — Ähnliches geschah in einer Straße, wo ein rothaariger Kleiderjude vor seinem Laden stand. Ein junges anständiges Mädchen, kaum dem Backfischalter entwachsen, geht vorüber, der Jude sieht sie an oder flüstert ihr etwas zu; sie fühlt sich wie betroffen, bleibt am nächsten Schaufenster stehen und blickt immer zu dem Juden hin. Es dauert nicht lange, so folgt sie ihm in seinen Laden.

Zu einer jungen Kaufmannsfrau, die eben Witwe geworden war, kam ein alter häßlicher Jude, wahrscheinlich in Geschäftsangelegenheiten. Am selben Abend ließ sie ihn ein und behielt ihn bei sich über Nacht. Sie war eine gebildete Person, aus guter Familie, und er ein alter Kerl, keineswegs fein. —

Die Dame schreibt weiter:

Es entsteht die Frage: liegen hier vielleicht talmudische Geheimkünste zu Grunde? — Manche Juden sollen es sogar mit ihrer Kunst so weit gebracht haben, daß sie ein weibliches Wesen mit einem Blicke erzittern und erbeben machen können, wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt. — Eine Dame, die sich mit einem Juden eingelassen, erzählte, nachdem sie wieder zu Verstand gekommen, ihrer Familie: Als der Mensch zum ersten Mal mit ihr gesprochen und mit seinen tiefdunklen Augen durchdringend sie angeschaut habe, wäre es ihr durch Mark und Bein gefahren, und von Stund' an hätte sie sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen gefühlt, er wäre ihr im Traum erschienen usw. . . . .

Wer löst dieses Rätsel? Ist es der Blick (vielleicht das, was die Italiener jettatura nennen) oder kennt vielleicht die talmudische außerordentliche Klugheit und Lebenserfahrung geheime Wechsel-Beziehungen, gewissermaßen geheimnisvolle sympathische Kräfte? Oder kommt hierbei auch die jüdische Energie in Betracht, wodurch die Juden vielleicht das weibliche Gemüt zu beherrschen verstehen?

Wohl begreiflich, daß man derartigen Fällen wie etwas Dunklem gegenübersteht, das dringend der Aufhellung bedarf. Und in der Tat: von zahllosen Mädchen und Frauen, die jüdischen Verführern ins Garn gegangen sind, bekundet die große Mehrzahl, daß sie gleichsam wie von einer unbewußten dämonischen Macht zu ihnen hingetrieben worden seien.

Unzweifelhaft bedienen sich manche Hebräer hypnotischer Kräfte, um die Frauen ihrem Willen zu unterwerfen. Aus Triest wurde unter dem 16. Juli 1913 gemeldet:

„Hier gelang es, einen gewissen Ziffer zu verhaften, der ein 19jähriges, adliges Mädchen, die Tochter eines großen Seidenfabrikanten, entführte, nachdem er sie hypnotisiert hatte. Ziffer soll vor zwei Jahren die Gattin eines breslauer Zuckerfabrikanten auf ähnliche Weise entführt haben."

Ferner las man in Berliner Blättern vom 20. Juli 1913:

Das tragische Schicksal eines jungen Mädchens, das von einem Heiratsschwindler um seine ganzen Ersparnisse gebracht worden war und in der Verzweiflung Selbstmord verübt hatte, kam in einer Verhandlung

zur Sprache, die gestern die 2. Ferienstrafkammer des Landgerichts II beschäftigte. Aus der Untersuchungshaft wurde der Monteur Friedrich Ziffer vorgeführt, um sich wegen Betruges zu verantworten. Der Angeklagte lernte im April v. J. die ledige Johanna Simon kennen, die erst einige Tage vorher aus ihrer Heimat nach Berlin gekommen war, um hier eine Stellung als Stütze anzunehmen. Er gab sich dem Mädchen als „Ingenieur" aus und versprach ihr bereits nach kurzer Bekanntschaft, sie in Südamerika zu heiraten, indem er ihr gleichzeitig das herrliche Leben, das sie dort führen würden, in den glühendsten Farben schilderte. Da das Mädchen, das streng katholisch war, einmal erklärt hatte, daß es keinen Andersgläubigen heiraten werde, gab sich der Angeklagte, der Jude ist, als Katholik aus und ging in dieser Heuchelei sogar so weit, daß er jedesmal, wenn er mit dem Mädchen an einer Kapelle vorbeiging, tief den Hut zog. Unter allen möglichen falschen Vorspiegelungen gelang es ihm dann, dem unerfahrenen Ding nach und nach die gesamten Ersparnisse abzunehmen. Als er das Mädchen schließlich ausgepreßt und auch körperlich zugrunde gerichtet hatte, ließ er die Maske fallen und wurde brutal und rücksichtslos. Nachdem von der Betrogenen Anzeige erstattet worden war, stellte es sich heraus, daß der Angeklagte schon ein anderes Mädchen in gleicher Weise geprellt hatte. — Das Schöffengericht verurteilt den Angeklagten mit Rücksicht auf den von ihm bewiesenen gemeinen Charakter zu zehn Monaten Gefängnis. — Am nächsten Tage verübte das Mädchen, das nach Hamburg verzogen war, aus Verzweiflung über ihr verfehltes Leben Selbstmord. Der Angeklagte hatte bei der Verhandlung in der Berufungsinstanz noch die Frechheit, zu behaupten, daß das Mädchen sich aus Gram über seine Verurteilung das Leben genommen habe. Nichtsdestoweniger kam die Strafkammer zu einer Ermäßigung der Strafe! Das Urteil lautete auf sechs Monate und zwei Wochen Gefängnis.

Das als ein Beispiel für Tausende. — Im „finsteren Mittelalter" pflegte man sich gegen die Wiederholung derartiger Bubenstücke dadurch zu sichern, daß man solche Schandflecke der menschlichen Gesellschaft kurzweg henkte. Die Summe ähnlicher Aufwallungen des völkischen Rechtsgefühles gegen jüdische Missetaten bezeichnet unsere gründlich gefälschte Geschichtsschreibung als „Judenhetzen". Für seine „Knechtung" durch das deutsche Gesetz wird Ehren-Ziffer seinem „typisch uralten Judenschmerz" Genüge schaffen, indem er sich nach Verbüßung seiner gelinden Strafe weiter am weiblichen Teile der blonden Rasse „rächt". — Und die Männer der „blonden Rasse"? Sind sie zu „tolerant" und zu „gebildet", um noch zu empfinden, daß die Ehre der blonden Frauen auch ihre Ehre ist?

Wie im Falle Ziffer, möchte man eine hypnotische Gewalt ebenfalls annehmen, wenn man beobachtet, wie selbst alte und häßliche Juden sich junge Frauenspersonen gefügig zu machen wissen. Vieles in dieser Hinsicht könnten die kleinen Zimmer erzählen, die sich hinter den Geschäftsläden befinden, und in welche jüdische Händler in geschäftsstillen Stunden hübsche Kundinnen hinein zu locken wissen, gewöhnlich unter dem Vorwand, ihnen etwas besonders Hübsches zeigen zu wollen. Die weibliche Neugierde kann solchen Versuchungen zumeist schlecht widerstehen, und der Jude weiß dann so verfängliche Situationen zu schaffen, — z. B. indem er zum Anprobieren einlädt — daß weibliche Schwäche sich zu allem vergißt.

Eine ehrbare junge Frau, die sich ebenfalls in das Hinterzimmerchen hatte locken lassen, vertiefte sich dort in einige vorgelegte schöne Muster und sah kurz darauf, als sie sich infolge eines eigentümlichen Geräusches umwandte — den jüdischen Verkäufer völlig nackt vor sich stehen. Mit einem Schrei des Entsetzens eilte sie davon.

Selbst wenn man nicht an hypnotische Einflüsse glauben will, läßt sich die Schwäche der Frauen den Juden gegenüber aus anderen logischen Gründen begreifen. Schon in ihren eigenen alten Schriften, im Alten Testament und im Talmud, werden die Israeliten als ein wollüstiges und geiles Volk geschildert, das in sinnlicher Hinsicht zu den schwersten Ausschreitungen neigte. Die Lüsternheit und Begierde steht den Hebräern schon auf dem Gesicht geschrieben, und das bleibt auf schwache Personen des anderen Geschlechts nicht ohne Eindruck. Vor allem aber ist es die völlige Abwesenheit des Schamgefühls, die den Juden so gefährlich macht und ihm sein Spiel erleichtert. Wie wenig die geschlechtliche Scham den Hebräern eigen ist, dafür erbringen die rabbinischen Schriften vielerlei Zeugnisse, indem sie die intimsten Dinge ungescheut erzählen, und immer in einem Tone, als ob es sich um Harmloses und Selbstverständliches handele.

Ein besonders kennzeichnender Vorgang wird im Buche Benachot 61 a folgendermaßen erzählt:

Kohana war in jungen Jahren der Schüler des weisen Rabbi Rabhs. Als er nun eines Tages bemerkte, daß sein Meister sich mit einem jungen fremden Weibe zu tun machen wollte, versteckte er sich unter dessen Bett. Der Rabbi legte sich mit dem Weibe nieder, plauderte und scherzte mit ihr . . . Als nun das Weib Laute des Schmerzes von sich gab, rief Kohana unter dem Bett hervor, eine talmudische Redewendung gebrauchend: „Es scheint, als hätte der Mund Abbas noch nie eine Speise gekostet." Er wollte damit andeuten, daß das Weib noch unberührt sei. Der Rabbi erwiderte: „Bist du hier, Kohana? Gehe hinaus, es ist nicht schicklich." Kohana aber antwortete: „Es ist nur wegen des Studiums, Meister; ich möchte in allen Stücken von dir lernen."

Daß die frommen Bücher der Juden solche Dinge überhaupt für erzählenswert halten, ist bezeichnend für die jüdische Auffassung von Sittlichkeit.

Durch keinerlei ethische Bedenken beeinträchtigt, trägt der Hebräer seine Begier offen zur Schau und entfacht dadurch im anderen Geschlecht verwandte Gefühle. Das Naturell des Weibes ist anpassungsfähig; es nimmt unwillkürlich und unbewußt die Denk- und Empfindungsweise des Mannes an, mit dem es in nähere Berührung kommt und für den es Sympathie empfindet. In der Nähe eines edel empfindenden Mannes wird auch das Weib seine ganze innere Hoheit und Vornehmheit bewahren; aber ebenso ist es in Gefahr, in der Nähe des niedrigen Lüstlings zur Gemeinheit herab zu sinken. Nun hat der Jude eine besondere Art, von geschlechtlichen Dingen wie von etwas ganz Harmlosem und Selbstverständlichem zu reden, und so weiß er das weibliche Schamgefühl einzuschläfern. In der Nähe des Juden sinkt das weibliche Empfinden auf die niedrigste Stufe herab; ja, man darf sagen, daß jeder Jude die Weiber um sich her in Dirnen verwandelt. Da er sie als Gegenstände seiner Wollustgefühle betrachtet, so fühlen sie sich selbst als nichts Anderes und empfinden seinen Appell an ihre tierischen Instinkte nicht mehr als Schmach, zum mindesten nicht entfernt in dem Maße, wie sie ihn von seiten anderer Männer aufnehmen.

Der 1882 verstorbene Leipziger Physiker Professor J. K.

F. Zöllner hat uns in einer kleinen Schrift die Streiche des jüdischen Hochstaplers Glattstern aufbewahrt, die als ein Beitrag zu diesem Kapitel hier Erwähnung finden mögen.

Glattstern, ein mittelloser polnisch-jüdischer Student, der noch obendrein halb blind war, hatte es fertig gebracht, sich in die besseren Leipziger Familien einzuführen und mit den Töchtern intimsten Umgang zu pflegen. Er trat überall als wohlhabender Mann auf und beschaffte sich die Mittel hierzu einesteils durch Patent-Schwindeleien, andererseits dadurch, daß er in vornehmen Gesellschaften für angeblich mildtätige Zwecke Sammlungen veranstaltete, deren Erträgnisse er für sich behielt. Dabei gebrauchte er den Kniff, daß er als erster eine große Banknote auf den Teller legte und dadurch die anderen ebenfalls zu reichen Gaben veranlaßte, die er dann unterschlug. Als er vom Landgericht Leipzig zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt wurde, ließ er die Töchter einiger wohlhabenden Familien in guter Hoffnung zurück. Er muß wohl einflußreiche Fürsprecher besessen haben, denn seltsamer Weise wurde er nach 2½ Jahren begnadigt!

Zu den besonderen Streichen dieses ausschweifenden Gauners gehört folgender: Einer armen Frau, deren Mann ihm zugleich als Privat-Sekretär diente, hatte er die Mittel gegeben, um einen kleinen Laden einzurichten, damit sie darin einen Wäschehandel und Weißnäherei betreibe. Im Hauptzweck aber war die Frau verpflichtet, stets eine Anzahl junger Näherinnen und Lehrmädchen zu halten, die in einem kleinen Hinterzimmer mit Oberlicht beschäftigt waren. Glattstern pflegte nun zu beliebigen Tages- und Abendstunden zu kommen, die Geschäftsinhaberin unter irgend einem Vorwande wegzuschicken und mit irgend einem der Mädchen sich auf das Sofa zu legen — in Gegenwart der anderen. Nachdem diese Vorkommnisse von Bewohnern des Nebenhauses durch den Lichthof mehrfach beobachtet worden waren, kam es schließlich zu einer Anzeige und zum Einschreiten der Polizei.

Von den mir bekannt gewordenen Fällen ist dieser nicht der einzige, wo Juden in Gegenwart anderer Frauen und Mädchen ihre Gelüste befriedigten. Und so seltsam es klingen mag — jede der Anwesenden, unter dem Bann dieser Schamlosigkeit stehend, hatte den Vorgang als etwas Unabwendbares hingenommen und pflegte auch Stillschweigen darüber zu beobachten, solange nicht besondere Umstände zu einer Entdeckung führten. Wie dem Blick der Schlange die Wirkung zugeschrieben wird, daß er einen Vogel durch Schreck lähmen könne, so scheint auch das Gebahren des Juden bei schwachen Frauennaturen eine

völlige Sinneslähmung zu bewirken und sie wie in einen unentrinnbaren Bann zu schlagen.

Charaktervolle und edelgeartete Frauen empfinden dagegen eine unüberwindliche Abneigung gegen Juden und alles Jüdische, ja sie finden mit feinem Instinkt das Abstoßende des jüdischen Wesens heraus, wo es selbst einem scharfen Männerauge noch entgeht. Schwache und eitle Frauen sind dagegen dem Einfluß des Hebräers wie willenlos preisgegeben. Es scheint, als ob Rassenmischungs-Verhältnisse hierbei eine Rolle spielen. Der artstarke, rassisch reine Mensch empfindet deutlich das Fremdartige und Feindselige des jüdischen Wesens und meidet den Verderber bewußt oder instinktiv. Im Rassenmischling aber sind alle jene feinen Instinkte sichtbarlich ausgelöscht, und er wird darum widerstandslos das Opfer des Betörers.

So läßt sich, wenn man will, eine höhere Vernunft in diesen Vorgängen entdecken. Es ist, als sei der Jude unter die Menschen gesandt, um alles in seinen Lebensinstinkten Geschwächte, also alles Entartete und Minderwertige, verderben und vernichten zu helfen. Eine solche Erklärung könnte tröstlich erscheinen, wenn es nicht den Anschein hätte, als ob gerade unter den ausgeprägt germanischen Frauentypen die Widerstandsunfähigkeit öfter zu finden ist, als unter anderen, sodaß sie besonders leicht den Umstrickungen des Juden zum Opfer fallen. Wie der Jude in allen Stücken den entschiedenen Gegenpol des germanischen Menschen darstellt, so auch in dieser Hinsicht, und gerade der Geschlechts-Gegensatz beider Rassen scheint verhängnisvoll und verwirrend zu wirken.

Jedenfalls ergibt sich aus solchen Beobachtungen, wie das dauernde Nebeneinanderleben der germanischen und jüdischen Rasse für die erstere ein schweres Verhängnis bedeutet und unabwendbar zum germanischen Sitten- und Rassenverfall führen muß.

* * *

Unter die Mittel der Verführung, die der jüdische Mädchenjäger mit Vorliebe letzten Endes anzuwenden pflegt, zumal wenn er sieht, daß er anders sein Ziel nicht zu erreichen vermag, gehört namentlich auch das der „Verlobung“. Es ist unglaublich, wie betörend auf einfältige, harmlose Frauengemüter jeden Standes die Aussicht auf den „Ring am Finger“ wirkt. Wie mächtig dieses Mittel ist, weiß der jüdische Fallensteller sehr genau.

In einem Gasthof unterhielten sich ein deutscher und ein jüdischer Geschäftsreisender, die sich wohl unbeobachtet glaubten, von einem Hotel in G . . .

„Ich entsinne mich, äußert der Jude, ich bin dort vor Jahren auch einmal eingekehrt. Es war ein besonders interessanter Umstand. Auf der Eisenbahn hatte ich die Bekanntschaft eines sehr schönen jungen Mädchens gemacht. Es war ein blutjunges Ding. Sie war schließlich sehr zutraulich zu mir, und da habe ich mich mit ihr verlobt.“ . . . . .

„Verlobt?“ frug der andere verwundert.

„Nun ja, was man so verlobt nennt,“ fuhr der Jude in lächelnd nachlässigem Tone fort, „ich habe ihr einen Ring gegeben — für solche Zwecke habe ich immer einige kleine billige Ringe bei mir. Auf mein Zureden ist sie dann eben in G . . . mit mir ausgestiegen — wir mußten doch unsere Verlobung feiern!“, schloß er lachend, „und da haben wir in dem genannten Hotel übernachtet.“

„Nun, und was ist weiter aus der Sache geworden?“ frug der andere.

„Gott,“ fuhr der Jude in seinem gleichgiltigen näselnden Tone fort, „sie ist am anderen Morgen weiter gereist. Schade — es war ein recht hübsches Kind“ . . . . . .

Auch mit Eheversprechungen ist der Jude, wenn es ihm darauf ankommt seinen Zweck zu erreichen, gewöhnlich rasch bei der Hand; er weiß, daß für ihn die Sache nicht viel auf sich hat. Sobald er das Mädchen los sein will, braucht er sich nur als Jude zu bekennen und mit scheinbarem tiefem Schmerz zu erklären, wie seine ganze Verwandtschaft gegen die Vereinigung mit einer Christin sei; und in der Voraussetzung, daß auch die Verwandten des Mädchens doch wahrscheinlich von einer Heirat mit einem Juden nichts würden wissen wollen, spielt er den tief Unglücklichen und trennt sich mit der Versicherung von dem betrogenen Weibe, daß er diese einzige wahre Liebe in seinem ganzen Leben nie vergessen werde — um morgen mit einer

anderen das gleiche Spiel zu beginnen. Die deutschen Mädchen sind meist vertrauensselig und naiv genug, das alles für bare Münze zu nehmen, ja sie nehmen den Betrüger oft noch gegen Anklagen in Schutz und bewahren ihm ein gutes Andenken.

Zu der Schilderung von Vorgängen obiger Art bemerkten die Deutsch-sozialen Blätter:

„Gibt es irgend einen Skandalprozeß in der ganzen weiten Welt, bei dem nicht Juden mittelbar oder unmittelbar beteiligt wären, sei es als Verführer, Aushälter oder Zutreiber, als Geldgeber oder in sonst einer Rolle? Wo es ist — überall sehen wir den Juden als den verwegensten Verführer, dem keine Tugend, keine Schönheit, keine Ehre heilig ist, wenn es die Befriedigung seiner Gelüste gilt. Ja, man möchte glauben, daß es nicht bloß Sinnenreiz ist, der ihn dabei antreibt, sondern daß er eine teuflische Schadenfreude darüber empfindet, sittsame Weiblichkeit zu untergraben und diejenigen zu verunehren, die einst die achtbaren Frauen deutscher Männer werden sollen. Schamlos wie er von Natur ist, benutzt er den Umstand, daß Begierde Begierde erweckt, zumal wenn sie rücksichtslos — ohne jeden Schleier von Scham — zur Schau getragen wird. Im Geschlechtsleben appelliert das Tier an das Tier; und gerade das niedrigste tierische Naturell bekundet hier am meisten seine Kraft. So ist es denn nicht verwunderlich, daß eine ohne jede Zurückhaltung bekundete tierische Begier einen unwiderstehlichen Eindruck auf ein schwaches und empfängliches Naturell üben muß.

Und noch ein psychologisches Moment kommt dabei in Betracht: ein zur Schau getragener absoluter Mangel an Scham erweckt wiederum Schamlosigkeit, schläfert die Scham in anderen ein. Eine Tatsache ist, daß man im Allgemeinen vor einem Juden viel weniger Scham empfindet, als vor irgend einem anderen Menschen. Warum geht der Bauer und der Handwerker, ja selbst der Gutsherr, der Offizier und — der Minister, wenn er in Geldverlegenheit ist, lieber zum Juden als zu einem Freund, einer Bank oder einer Darlehnskasse? — „Vor dem Juden braucht man sich nicht zu schämen!“ Das ist eine vielgehörte Redensart und darum vieler Rätsel Lösung. Und in der Tat wickelt man mit dem Juden unbedenklich Dinge ab, die man vor jedes anderen Menschen Ohr und Auge ängstlich verbergen würde; man geniert sich vor ihm nicht, weil er selber sich nie geniert.

Darauf ist auch das außerordentliche Bestechungstalent der Juden zurückzuführen. „Sittlicher Nihilismus“, die Verleugnung aller höheren Maßstäbe außer Geld und Genuß, tritt im Juden mit solch unerschütterlicher Sicherheit auf, daß er — wenigstens vorübergehend — auch die Gesinnung anderer auf das gleiche Niveau hinabzuzwingen vermag.

Hierin liegt die ungeheure korrumpierende Kraft des Juden, auch gegenüber der Weiblichkeit. Der Jude läßt in seiner Nähe kein anderes Emp-

finden aufkommen, als Begierde nach Genuß und Gewinn. Gehört dazu eine besondere Kraft? Keineswegs! Wo die rohesten und niedrigsten Triebe ungebändigt auftreten, kann sich alles Höhere und Feinere nicht behaupten. Die Irrlehre vom Siege des Besseren im „freien Spiel der Kräfte" wird in der Wirklichkeit von Schritt zu Schritt ad absurdum geführt.

Weiter kommt den Juden zu statten, daß uns der Aberglaube an die Besonderheit und Bevorzugtheit des „Volkes Gottes" von kleinauf eingetrichtert wird, und gerade Frauengemüter hängen an allem Aberglauben fester, als der nüchterne Mannessinn. Dazu kommt ferner, daß das Mannesideal in den Vorstellungen unserer Frauen gefälscht ist. Auf den Bühnen werden die Liebhaberrollen meist von Judenjünglingen gespielt; in unserer verjudeten Romanliteratur ist der Held der Geschichte fast immer ein Jude, während die Rolle des Schwachkopfes, des Betrogenen, des selbstvergessenen Idealsuchers, dem Deutschen zuerteilt wird. Was Wunder, wenn der irregeleitete Geschmack und die verwirrte Phantasie unserer jungen Mädchen in jedem halbwegs gerade gewachsenen schwarzgelockten Judenjüngling einen Romanhelden zu erblicken glaubt und von seiner Erscheinung „bezaubert" ist. Die allgemeine deutsche Narretei, die alles Undeutsche und Fremdartige bewundert, hilft auch noch mit. Wir haben tatsächlich seit Jahrzehnten einen Kultus des Orientalischen in der schönen Literatur, in den Frauen- und Modeblättern, in der Kunst . . . ."

* * *

Es ist aber nicht nur die Ehre und sittliche Reinheit der deutschen Frauen, die hier auf dem Spiele steht; in gleichem Maße ist ihre körperliche Gesundheit gefährdet. Ob nun das eigenartige Naturell des Juden den weiblichen Körper in ungewöhnlichem Maße erschöpft, oder ob physiologische Umstände, die vielleicht mit der Beschneidung zusammenhängen, hierbei mitsprechen — genug, Tatsache ist, daß Frauen, die mit Juden Umgang gepflogen haben, vielfach unterleibskrank werden und später kinderlos bleiben. Ja, man darf schlechtweg sagen: Frauen, die mit Juden in geschlechtlichem Verkehr gestanden haben, sind für die andere Rasse verloren. Und wenn man heute nach den Ursachen des Geburten-Rückganges forscht, sollte man nicht versäumen, sein Augenmerk auf den Einfluß des Rassenfremdlings unter uns zu lenken, der die Frauen nicht nur moralisch, sondern auch physisch zugrunde richtet und außer-

dem in Verbindung mit den Bemühungen, die Empfängnis zu verhindern, immer gemeinschädlicher zu werden droht.

Dabei spricht mit, daß die jüdische Rasse auch die Hauptträgerin der Geschlechts-Krankheiten unter den Völkern ist, wie das bei ihrer ausschweifenden Sinnesgier nicht anders sein kann. Und selbst dann, wenn er mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, gebietet der Jude seinen Gelüsten nicht Einhalt. Ja man kennt Äußerungen von jungen Juden, denen zufolge sie eine teuflische Freude darüber empfanden, trotz ihres kranken Zustandes ein — vielleicht noch ganz unschuldiges — Mädchen verführt und „angeschmiert" zu haben.

Ein grauenerregendes Bild von solchem teuflischen Zynismus entrollte im Februar 1904 eine Gerichtsverhandlung.

Vor dem Geschworenengerichte in München erschien der verheiratete Kaufmann Julius Klippstein, Inhaber eines Abzahlungs-Geschäfts unter der Firma Jakob Weg. Er war angeklagt wegen Meineid und Meineids-Verleitung. Eine Briefträgersfrau, die wegen eines anderen Vergehens in Untersuchung war und die zu den Kundinnen seines Geschäfts gehörte, hatte er zu bewegen versucht, unter Eid die Tatsache zu leugnen, daß er in seinem Geschäft mit ihr unsittlichen Verkehr gepflegt hatte. Er selbst hatte die Tatsache abgeschworen. Die Briefträgersfrau hat aber schließlich — trotz versprochener Geldgeschenke — die Sache eingestanden. Die Untersuchung gegen Klippstein ergab nun, daß es in dessen Geschäft an der Tagesordnung war, den weiblichen Kundinnen unzüchtige Anträge zu machen. Der Staatsanwalt hatte allein 35 Frauen und Mädchen ermittelt, die durch die Nachstellungen Klippsteins zu Falle gekommen waren. Sie erschienen alle als Zeuginnen vor Gericht. Ihre Aussagen lieferten ein Grauen erregendes Bild; in einzelnen Fällen grenzten die Angriffe an Notzucht. Einige Frauen, die seinen Zudringlichkeiten widerstanden, ließ Klippstein ihre Habseligkeiten abpfänden. Erst wenn sie nachgaben, sistierte er die Vollstreckung und gewährte ihnen wieder längere Zahlungsfristen. Es handelte sich zumeist um Frauen und Töchter von Arbeitern und kleinen Beamten. Klippstein litt infolge seines ausschweifenden Lebens beständig an einer ekligen Krankheit, die er zudem noch auf die Opfer seiner Lüste übertrug. Auch seine Frau war krank von ihm und mußte sich einer schweren Operation unterziehen; dasselbe Leiden hatte auch die Köchin, mit der er ebenfalls verkehrte — und sein 17 jähriger Sohn, der sich den Vater zum Vorbild genommen hatte. — Klippstein wurde zu 1½ Jahren (!) Zuchthaus verurteilt.

Die sozial-demokratische „Münchener Post", eins von den

wenigen Blättern, die diese unerhörte Geschichte zur Warnung des Publikums bekannt gaben, teilte noch mit: „Während der Beratung der Geschworenen murmelte der Angeklagte in seiner Zelle fleißig hebräische Gebete. Verschiedene Ehescheidungs-Klagen sind noch die weitere Folge dieses Prozesses.“ —

Die „Deutsche Handels-Wacht“ wußte über die Persönlichkeit des Angeklagten noch zu berichten:

„Julius Klippstein saß schon an seinem früheren Aufenthaltsorte, Gießen, in einer Notzuchtsache in Untersuchungshaft, wußte aber frei zu kommen. Nach München übergesiedelt, war er kaum ein Jahr im Besitze seines Geschäfts, als er schon durch ein „Arrangement“ seine Gläubiger um 25 000 Mark benachteiligte und sich von neuem Ausschweifungen hingab, die einfach jeder Beschreibung spotten. „Seien Sie lieb zu mir,“ pflegte er zu seinen weiblichen Angestellten zu sagen, „so sollen Sie es gut haben; im andern Falle werde ich Ihnen die Hölle schon heiß machen.“ Eine Ladnerin, die sich seiner Angriffe energisch erwehrte und von Klippstein deshalb gemein beschimpft wurde, klagte dem Buchhalter des Geschäfts ihr Leid, der den Klippstein ins Gesicht als reif für das Zuchthaus bezeichnete. Das genierte aber den Ehrenmann wenig. Wie sein Hauspersonal und seine Ladnerinnen, attackierte er auch seine Kundinnen, Frauen und Mädchen, und zwang, wie oben erwähnt, viele von ihnen durch die Drohung mit Pfändung oder Versteigerung ihrer letzten Habe, sich ihm hinzugeben. Gewisse Vorkommnisse lassen sich überhaupt nicht einmal andeuten.“

Das Blatt setzt noch hinzu:

„Wir werden natürlich sofort beschuldigt werden, einen Einzelfall mit Unrecht zu verallgemeinern, und doch müssen wir sagen, daß der Fall Klippstein für gewisse Geschäfte mehr oder weniger typisch genannt werden muß.“

Der „Hammer bemerkte damals hierzu:

„Es wäre falsche Prüderie, wollte man die öffentliche Erörterung solcher unheimlichen Auswüchse ablehnen. Es schleicht hier eine Gefahr im Dunkeln, deren Wirkungen von unabsehbarer Tragweite sind. Wer sein Volk lieb hat, der muß ihm auch über solche Greuel die Augen öffnen. Von diesen unerhörten Vorgängen hat die große öffentliche Presse keine Notiz genommen — auch derjenige Teil nicht, der sich gern als besonderer Hüter der Volksrechte und der Sittlichkeit aufspielt und sonst jedes Skandälchen an die große Glocke hängt. Es herrscht eine eigentümliche Verwirrung der sittlichen Begriffe im lieben Publikum. Wenn einigen Rekruten unzarte Worte gesagt worden sind und ein besonderer Döskopf unter ihnen einmal einen Klaps gekriegt hat, so ereifern sich darüber die Blätter und mit ihnen die öffentliche Meinung

Wochen lang, und der Reichstag füllt ganze Sitzungen mit der Erörterung solcher Vorkommnisse aus. Hier aber, wo es sich um Verbrechen der nichtswürdigsten Art und um die Ehre und Gesundheit von zahlreichen Frauen und Mädchen handelt, hüllt sich alles in Schweigen. Warum ließ Herr Bebel, der in seinem Buche „Die Frau“ so gern den Sittenrichter spielt, hier nicht einmal seine sittliche Entrüstung laut werden? — Sind es nicht meist Frauen und Töchter von Arbeitern und kleinen Beamten, die hier zum Opfer fallen? — Eine Antwort hierauf würden wir gern hören.“

* * *

Der Mädchenhandel. Die Entwürdigung der Frau durch Bild und Wort, durch Reden und Tun hat der Hebräer fast zu einem Grundsatze erhoben. In der frechen Lüsternheit auf der Bühne — jetzt auch im „Kino“ — beherrscht er das Feld; die Vertriebsstellen der schamlosesten Bücher und Bilder, die Verkäufer der schlimmsten Geheimmittel sind Juden (vielfach mit „christlichem“ Decknamen). So kann es denn kaum noch Wunder nehmen, daß auch die tiefste Mißachtung des Menschen, zumal des jungfräulichen Weibes, wie auch die Herabwürdigung des Handels auf die denkbar niedrigste Stufe von dem Juden ausgeht. Das ist der „weiße Sklavenhandel“, im besonderen der Handel mit Mädchen. Er bezeichnet die ruchloseste Ausartung des Geschäftsgeistes: Handel mit lebendem Menschenfleisch, Seelenverkäuferei um schmutzigen Gewinnes willen. Und es war dem Hebräertum vorbehalten, dieses nichtswürdige Gewerbe planvoll und großzügig auszubilden zu einer Organisation, die das halbe Erdenrund umfaßt.

Der Sklavenhandel war schon im Altertum eine jüdische Spezialität. Nicht ohne Grund hat der berühmte polnische Maler Henryk Siemiradzki in seinem allbekannten Gemälde aus dem altrömischen Leben: „Die Vase oder das Weib?“ den beiden Sklavenhändlern unverfälscht hebräische Gesichtszüge gegeben. — Auch späterhin, z. B. bei uns noch in der Karolingerzeit, lag der Sklavenhandel vorwiegend in den Händen

der Juden.*) So sind dem Herkommen gemäß heutzutage die Mädchenhändler fast ausschließlich Juden; letzteres wird selbst von jüdischer Seite zugegeben. Anläßlich einer im März 1910 in London abgehaltenen Konferenz gegen den Mädchenhandel gestand „The Jewish Chronicle“ vom 2. April 1910, „daß die in diesem Fache tätigen Juden die anderen Mädchenhändler weit überragen“ und setzt hinzu: „Der jüdische Mädchenhändler ist der fürchterlichste aller Ausbeuter menschlichen Lasters; könnte der Jude ausgeschaltet werden, so würde der Mädchenhandel zusammenschrumpfen und verhältnismäßig geringen Umfang annehmen.“

Mag Geiz und Gewinnsucht den arischen Menschen hie und da ebenfalls zu bedenklichen Geschäften verleiten, mag auch seine Genußgier manches Opfer fordern: zu einer solchen kaltherzigen Geschäftsmäßigkeit und so tückischem Raffinement, wie sie der Mädchenhandel erfordert, hat es ein Arier wohl nie gebracht, er müßte denn eine moralische Mißgeburt darstellen.**) Nur mit der talmudischen Auffassung, die in dem Nichtjuden überhaupt und also auch in dem nichtjüdischen Weibe nur ein Tier sieht (s. S. 50), läßt es sich erklären, wenn der Hebräer kalten Blutes mit weiblichen Wesen handelt wie mit einer Ware. Und man darf wohl behaupten: Das Maß von kalter Berechnung und Verstellungskunst, das der Jude aufwendet, um junge arglose Mädchen in seine Netze zu locken, zumeist, indem er sich mit ihnen „verlobt“, ihnen die Heirat oder eine gute Stellung verspricht, sie zur Flucht aus dem elterlichen Heim überredet und, nachdem er sein Mütchen an ihnen gekühlt, sie als Handelsware einem Anderen ausliefert, und rettungslos der Schande preisgibt, — das dürfte bei

---

*) Siehe Dürr und Klett, Weltgeschichte II, S. 56.

**) Man lasse sich nicht durch Namen gutdeutschen Klanges dazu verleiten, von Nichtjuden zu reden, wo dennoch ein unverfälschter Hebräer in Frage kommt. Auch in der Angabe der Namen von Übeltätern ist unsere Presse die Verlogenheit selber — es gelingt ihr alle Tage, aus einem echt jüdischen Namen einen kerndeutschen zu „druckfehlern“.

einem arischen Menschen kaum zu finden sein. (Vergleiche den auf Seite 246 mitgeteilten Fall „Ziffer“.)

Wie immer und überall da, wo es des Juden verderbliche Tätigkeit zu verschleiern gilt, ein Jude zur Stelle ist, so auch hier. Die ganze Arbeit der „Wohltätigen Frauen“ und „Volksfreunde“ zu gunsten der beklagenswerten Opfer des Mädchenhandels ist von vornherein so gut wie aussichtslos geworden, weil man Juden an die Spitze stellte. Damit wird jede ernste Untersuchung hintangehalten.*) Denn immer und überall ist der Juden Bestreben, jede einen Juden beeinträchtigende Anklage abzuschwächen, zu entkräften, auf Nichtjuden abzulenken, bis sich die ernsteste Sache verflüchtigt oder in eine Komödie verkehrt.

Die Literatur über den Gegenstand ist reich genug, als daß es nötig wäre, hier in die Einzelheiten dieses traurigen Gewerbes hinein zu leuchten. Es mag nur ein mitten aus dem Leben herausgegriffener Bericht sprechen, der die ganze Schmach dieser Zustände enthüllt und zugleich ein Zeugnis dafür liefert, seit wie geraumer Zeit diese schändliche Wirtschaft bereits betrieben wird.

Otto Glagau's „Kulturkämpfer“ Nr. 3 von 1880 enthielt

---

*) Dafür ein Beispiel, das als bezeichnend für die Frauenarbeit in dieser Sache hier Erwähnung finden möge. In München besteht unter dem Namen „Deutsche Liga zur Bekämpfung des Frauenhandels“ ein Verein unter dem Vorsitz der Fürstin Sulkowska. Dem Vorstande gehören außer einigen anderen adligen Damen auch drei Männer an, außer dem Verleger des Verbands-Organs „Der Menschenmarkt“ der General-Intendant a. D. Possart und Oskar Tietz, Inhaber eines Warenhauses, beide Semiten. Als Verbandssekretär und Redakteur zeichnete Rob. Heymann, der dritte Semit. Schon dem ersten Hefte des Organs lag bezeichnender Weise ein Zettel bei, des Inhalts, daß ein Wechsel in der Schriftleitung nötig geworden sei, weil der Inhalt des ersten Heftes „nicht allen Wünschen entsprochen“ habe. Wer dasselbe liest, wird es unbegreiflich finden, daß davon überhaupt Wünsche befriedigt worden sind: ein pikant zugerichtetes Sammelsurium, in welchem sofort für kritische Leser der Zweck erkennbar wurde, keinesfalls die Bloßstellung von Juden zuzulassen.

folgende Schilderung (aus der Feder eines ehemaligen deutschen Konsuls) aus Rio de Janeiro:

„Kann es bei dem Besuche der wundervollen Hauptstadt Brasiliens wohl etwas Beschämenderes für uns geben, als die Bemerkung, daß deutsche und österreichische Mädchen einen der zahlreichsten Bestandteile der dortigen Prostitution bilden? Ganze Straßen sind von ihnen bewohnt, und in der Sprache ihrer Heimat lassen sie vom offenen Fenster aus in schamlosester Weise ihren Lockruf an die vorübergehenden Männer ergehen, ja sogar in den zahlreichen Vergnügungslokalen jener Hauptstadt wird man von ihrer Zudringlichkeit behelligt.

Die meisten von ihnen sind noch sehr jung und erwiesenermaßen nicht aus eigenem Antrieb ausgewandert, um sich im fremden Lande mit ihrem schmutzigen Gewerbe Geld zu verdienen, sondern sie sind die unglücklichen Opfer jüdischer Kuppler und Kupplerinnen, welche seit einigen Jahren einen förmlichen Handel mit deutschen Mädchen nach Rio betrieben haben.*) Derselbe hatte zuletzt solche Verhältnisse angenommen und wirkte so zersetzend auf die ohnehin schon sehr schwache Moralität der brasilianischen Hauptstadt, daß die dortige Regierung endlich einschritt und die Deportation der jüdischen Kuppler, welche meistens als Goldwarenhändler figurierten, den Mädchenhandel aber als Haupterwerbszweig betrieben, verfügte.

Im Monat Dezember wurden in Rio de Janeira folgende Personen auf den Schub gebracht: Markus Schomer, Moritz Silbermann, Markus Weinbach, Tebel Silbermann, Moses Silberstein, Moritz Eisenberg, Johann Freund, Adolf Bernstein, Tobias Saphir, Herrmann Ficheler, Gerson Baum, Markus Schwartz, Herrmann Veitel, Markus Freemann, Samuel Auster, Karl Bukowitz und Abraham Robins. — Sie fuhren in Kutschen nach dem Einschiffungsplatz und belegten auf dem Dampfer „Equateur", welcher sie nach Buenos Ayres bringen sollte, Plätze erster Kajüte, was ihnen der Sündenlohn, den sie in Rio eingesackt hatten, gestattete. In Buenos Ayres angekommen, hatte die saubere Gesellschaft aber die unangenehme Überraschung, daß sich die Polizei an Bord einfand und gegen ihre Ausschiffung protestierte, weswegen jene „Onkels" wohl wieder das alte Europa mit ihrer Gegenwart beglücken werden.

Wie die Zeitungen von Rio de Janeiro berichten, sind dort abermals

---

*) Dieser Handel ist dermaßen eine jüdische Spezialität, daß die Bordellwirte — auch offiziell — dort kurzweg „os caftens" (= die Kaftane) heißen. (Andree: Volkskunde der Juden, S. 253.) — In New York ist es schon dahin gekommen, daß das Bordellwesen „vertrustet" ist. An der Spitze dieses Trustes steht ein Jude namens Goldberg (also wieder ein „Dutchman"!). Siehe „Hammer" Nr. 267 (August 1913).

23 des Mädchenhandels überführte Juden ausgewiesen und zugleich den unglücklichen Opfern derselben durch obrigkeitliche Verfügung alle Verbindlichkeiten betreffs Rückzahlung der ihnen von Jenen gemachten Passage- und sonstigen Geldvorschüsse erlassen worden, so daß also jenen Mädchen die Rückkehr aus den Höhlen des Lasters freisteht, wenn ihnen anders — was aber zu bezweifeln ist — die werktätige Liebe des Publikums hierzu den Weg bahnt und mildtätige Seelen sich der Gefallenen annehmen. — So anerkennenswert nun auch die Maßregel der brasilianischen Regierung ist, so wird das Übel doch schwerlich ganz damit ausgerottet werden, sondern bald in neuer Form wieder hervorbrechen. Eine völlige Unterdrückung desselben ist nur dann möglich, wenn man den Kupplern hier in Deutschland und in Österreich gründlich das Handwerk legt. Um die Namen derselben zu erfahren, müßten sich die europäischen Polizeiorgane mit den Behörden von Rio de Janeiro in Verbindung setzen und ein Verhör jener unglücklichen Geschöpfe, die der elendesten Habsucht zum Opfer fielen, beantragen. — —

Genug von dieser traurigen Angelegenheit, die schon so manchem unserer Landsleute in Brasilien die Schamröte auf die Wangen getrieben hat und es der deutschen Presse zur Pflicht macht, von den kompetenten Behörden Abhilfe zu verlangen."

Daß sich diese Zustände bis heute nicht geändert, sondern eher verschlimmert haben, dafür dient die folgende Notiz aus der Tägl. Rundschau vom 24. Juli 1913 als Beleg.

4000 verschleppte Mädchen. Der vorgestern in Hamburg verhaftete russische (d. h. jüdische; d. Verf.) Mädchenhändler Jakubowitsch wird als der Hauptgeschäftsführer des gesamten Mädchenhandels aus dem östlichen Europa betrachtet. Im ganzen werden ihm einige tausend Fälle zur Last gelegt. Nach statistischen Feststellungen sind in den letzten Jahren von deutschen Häfen aus über 4000 Mädchen verschleppt worden.

Wohl hat sich eine „Liga zur Bekämpfung des Frauenhandels" gebildet, wohl sind verschärfte Maßnahmen seitens der Regierungen angeordnet worden, wohl werden alljährlich einige Mädchenhändler und -Händlerinnen abgefaßt — die immer und ausschließlich Juden sind — und doch blüht das abscheuliche Gewerbe weiter, zur Schmach des „gesitteten" Europas, als Schandmal der Willensschwäche und verkommenen „Duldsamkeit" und nicht zuletzt der maßlosen Judenfurcht, die das Gros unserer „gebildeten" Männer und Frauen bis in die

höchsten Kreise hinauf beherrscht und jede derartige Vereinstätigkeit von vornherein fruchtlos macht.*)

* * *

In der Tat, — und dem Leser dieses Abschnittes wird es klar geworden sein — unheimlich erscheinen die Kräfte, über welche der jüdische Wettbewerber im Handel als Betörer der Frauensinne verfügt. Umso notwendiger ist es, sie aufzudecken und vor ihrer Gefährlichkeit zu warnen.

---

*) Die Rücksicht auf die Juden nimmt bei uns nachgerade unverständliche Formen an. Man vergegenwärtige sich, mit welcher Schonung in dem Hedwig Müller'schen Kriminalprozeß, der im Oktober 1913 vor dem Berliner Schwurgericht verhandelt wurde, alle Welt den Namen des jüdischen Liebhabers der Angeklagten, eines Dr. Sternberg, behandelte: die Verteidiger, die Zeugen, die Berichterstatter und sogar der Gerichtsvorsitzende selbst.

Kundige Zeitungsleser wissen schon seit Jahrzehnten, daß, wenn in unseren Zeitungen bei irgend einer heiklen Sache Namen verschwiegen werden, stets Juden als Übeltäter in Betracht kommen.



Schlußwort.

Wer alle die hier mitgeteilten Tatsachen erwägt, wird einsehen, wie leichtfertig und oberflächlich jene sich mit dem Anscheine der Humanität und Toleranz brüstenden Redensarten sind, die von einer Anpassung und Verschmelzung der Juden mit den arischen Kulturvölkern sprechen. Nur bodenlose Lebensfremdheit, wie die eines Friedrich Nietzsche und anderer Stubenhocker, kann solche Phantasterei entschuldigen. Der ganze humanitäre Assimilationsgedanke scheitert elend an dem furchtbaren Ernst des erblichen Rassewesens. Die Vorstellung, als ob durch das engere Zusammenleben der Menschen und die sogenannte Bildung alle Gegensätze ausgeglichen werden könnten, beruht auf einer schulmäßigen Konstruktion, der das wirkliche Leben allerwegen widerspricht. Das Judentum ist etwas, das sich außerhalb der natürlichen Lebensgesetze bewegt, etwas Lebensfeindliches, Unnatürliches, Dämonisches. Auch die mit dem Anschein der Naturwissenschaftlichkeit ausgerüstete Lehre, daß im Lebenskampfe das Bessere und Stärkere obsiege, ist hier nicht am Platze. Solcher Auslesekampf ist nur da wirksam und berechtigt, wo Wesen verwandter Art mit gleichen natürlichen Waffen um die Herrschaft ringen. Niemand wird fordern, daß den krankheitserregenden Bazillen ungehemmt Spielraum gewährt bleibe, daß man verheerenden Seuchen nicht mit Schutzmaßregeln entgegentrete; niemand wird behaupten, daß der Cholera-Bazillus ein besseres und stärkeres Wesen sei als der Mensch, weil er diesen niederzuwerfen vermag. Diese Lehre vom gleichen Spielraum für alle Kräfte bedarf ihrer vernunftvollen Einschränkung, denn es besteht das eigentümliche Verhängnis, daß Krankheiten ansteckend wirken, Gesundheit aber nicht. Ein fauler Apfel im Korb wird leicht seine Fäulnispilze auf hundert gesunde übertragen, aber selbst tausend gesunde Äpfel können den verfaulten nicht heilen. Hier handelt sich's

nicht um einen Auslesekampf nach Kraft und Überlegenheit, sondern um Schutz des Gesunden vor ansteckender Krankheit, um die Abwehr gegen ein Völkergift. Die Vernunft gebietet, alle zersetzenden und ansteckenden Kräfte dem gesunden Leben fern zu halten und mit allen Mitteln zu unterdrücken. Giftiges zu meiden, ist erstes Lebensschutzgesetz. „Siehe, was deinem Leibe gesund ist; und was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht.“—

Das Judentum ist aber eine Krankheits-Erscheinung innerhalb der Menschheit, wie selbst der Hebräer Heinrich Heine zugibt, der es die „ewige, aus dem Nilschlamm fortgeschleppte Plage“ nennt. Der Hebräer ist der in geistig-sittliche Fäulnis übergegangene Untermensch, der die Zersetzung überall hinträgt, wo man ihn duldet. Er ist sich dieser Eigenschaft auch recht wohl bewußt, wie folgende Auslassung des Hebräers Dr. Münzer zeigt. Dieser hat einen Roman geschrieben „Der Weg nach Zion,“ der wegen seines unflätig naturalistischen Inhalts beschlagnahmt worden ist. Darin läßt er den Helden seiner Geschichte sagen:

„Nicht nur wir Juden sind so entartet und am Ende einer ausgesogenen aufgebrauchten Kultur. Allen Rassen von Europa — vielleicht haben wir sie infiziert — haben wir ihr Blut verdorben. Überhaupt ist ja alles heute verjudet. Unsere Sinne sind in allen lebendig, unser Geist regiert die Welt. Wir sind die Herren, denn was heute Macht ist, ist unseres Geistes Kind. Mag man uns hassen, uns fortjagen, mögen unsere Feinde nur über unsere Körperschwäche triumphieren: Wir sind nicht mehr auszutreiben. Wir haben uns eingefressen in die Völker, die Rassen durchsetzt, verschändet, ihre Kraft gebrochen, alles mürbe, faul und morsch gemacht mit unserer abgestandenen Kultur.“

Auch Münzer versucht in üblicher Weise den Vernichtungskrieg der Juden gegen die Menschheit als einen berechtigten Racheakt hinzustellen, weil angeblich der Jude zu Unrecht verachtet und verfolgt worden sei. Er schildert den Juden als beschimpft und mit Füßen getreten; er läßt ihn sich ducken und winden und fährt dann fort:

„Aber hinter allem glühte der Triumph des erschlichenen Sieges. Die Welt war verjudet, in Judengeist und Judenlaster zersetzt. Das war die Rache!“

„Der erschlichene Sieg!“ Das Wort kennzeichnet die Lage — ungewollt. Nur durch schleichenden Lug und Trug hat der Hebräer seine Macht erlangt. Aber erschlichener Sieg ist kein Sieg — so wenig wie der Erfolg des Diebes ein Zeugnis der Kraft und Überlegenheit ist. Wer als Gast in einem Hause das ihm entgegen gebrachte Vertrauen mißbraucht und den Gastgeber bestiehlt, der hat damit nicht einen Sieg erfochten, sondern eine Schurkerei begangen. Genau so steht es um den jüdischen „Sieg“.

Nun, der Triumph dünkt uns etwas voreilig. Wohl ist es richtig, daß die stumpfe Masse in den Kulturländern von dem jüdischen Geiste und auch von dem vergiftenden Blutbazillus des Hebräers infiziert ist, daß vor allem gewisse obere Schichten unserer Gesellschaft, die sich in ihrer Instinktlosigkeit völlig mit dem Völkerzersetzer verbuhlten und verbrüderten, unrettbar der Fäulnis anheim gefallen sind; aber noch lebt in unserem Volke ein gesunder Kern, dem das fremde Gift bisher nichts anzuhaben vermochte. Und wenn auch über die verblödete und geistig wie körperlich verjudete Masse der große Zusammenbruch hereinzieht, über jene Masse, die sich besonders in den Großstädten zusammendrängt — aus den unverdorbenen Landreserven wird sich unser Volkstum verjüngen und erneuern.

Möge es sich dabei zur Richtschnur machen, was der treffliche Lagarde in seinen „Deutschen Schriften“ sagt: „Jeder uns lästige Jude ist ein schwerer Vorwurf gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit unseres Lebens. — Deutschland muß voll deutscher Menschen und deutscher Art werden, so voll von sich wie ein Ei . . . dann ist für Palästina kein Raum mehr in ihm.“

Wohl wahr: Die Völker des Altertums sind unter der rassischen Entartung und Verjudung zusammengebrochen, ohne recht zu ahnen, was mit ihnen vorging. Wir aber haben aus der Geschichte gelernt und den Herd des Rassenverderbs ermittelt. Erst jetzt beginnt der Jude in seinem ganzen Wesen

erkannt und entlarvt zu werden, und zum ersten Male wird rücksichtslos das Geheimnis des Judentums entschleiert. Seit Jahrzehnten sind scharfsinnige Männer auf dem Wachtposten, um alle Bewegungen dieses Feindes zu beobachten. Sie haben ihn gründlich durchschaut, alle seine Schachzüge voraus berechnet und in aller Stille begonnen, die wichtigsten Stellen vor Zerstörung zu schützen. Den Zusammenbruch unserer morastigen Oberflächenkultur, des Schwindelwerks des jüdischen Spekulantentums, und selbst den Zusammenbruch der verjudeten Regierungssysteme wird niemand mehr aufhalten können; aber wohl ist zu hoffen, daß die unverdorbenen Elemente wie in einer schützenden Arche über diese Sündflut hinwegtreiben und nach deren Ablauf auf gereinigtem Boden landen werden, um ein neues, besseres Leben aufzubauen — in einer deutschen Welt, frei von Juden.

